

SCHÄFER, DIETRICH
RIPKE, AXEL

Der Koloss auf tönernen Füßen : Gesammelte Aufsätze über Russland

München : J. F. Lehmann
1916

University Library of Tartu: Est.A-5287

EOD – Millions of books just a mouse click away! In more than 10 European countries!



Thank you for choosing EOD!

European libraries are hosting millions of books from the 15th to the 20th century. All these books have now become available as eBooks – just a mouse click away. Search the online catalogue of a library from the eBooks on Demand (EOD) network and order the book as an eBook from all over the world – 24 hours a day, 7 days a week. The book will be digitised and made accessible to you as an eBook.

Enjoy your EOD eBook!

- Get the look and feel of the original book!
- Use your standard software to read the eBook on-screen, zoom in to the image or just simply navigate through the book
- *Search & Find:* Use the full-text search of individual terms
- *Copy & Paste Text and Images:* Copy images and parts of the text to other applications (e.g. word processor)

Terms and Conditions

With the usage of the EOD service, you accept the Terms and Conditions provided by the library owning the book. EOD provides access to digitized documents strictly for personal, non-commercial purposes. For any other purpose, please contact the library.

- Terms and Conditions in English: <http://books2ebooks.eu/odm/html/utl/en/agb.html>
- Terms and Conditions in Estonian: <http://books2ebooks.eu/odm/html/utl/et/agb.html>

More eBooks

Already a dozen libraries in more than 10 European countries offer this service.

More information is available at <http://books2ebooks.eu>

Der Kolosß auf tönerne[n] Füßen

Gesammelte Aufsätze über Rußland

von Prof. Dietrich Schäfer, Archivrat Paul Karge,
Dmytro Donzow, Dr. Josef Neumann-Frohnau, Prof.
Rudolf Eucken, Prof. Johann Haller, Leon Wasilewski,
Dr. Eugen Lewicky, Dr. Ad. Dirr, A. O. Jussuf

Herausgegeben von Axel Ripke



J. F. Lehmanns Verlag, München

1916

Zwei Millionen Deutsche in Rußland

Rettung oder Untergang?

Eine Denkschrift von C. C. Eiffe

Mit einer Karte der deutschen Niederlassungen in Rußland ♦ Preis M. 1.—

Der Verfasser, einer der tüchtigsten Vorkämpfer unseres Volkes, hat alle deutschen Kolonien in Rußland selbst bereist und enge Beziehungen zu den führenden Männern geknüpft. Das Buch ist mit Herzblut geschrieben und es wirkt dementsprechend. Zwei Auflagen sind als Handschrift verbreitet worden und haben in den maßgebenden Kreisen den in dem Buche niedergelegten Gedanken Bahn gebrochen.

Das Deutschtum in Rußland.

Von Theodor Sasler.

(Der Kampf um das Deutschtum Heft 12) ♦ Preis M. 1.50.

Inhalt: Die Germanen in Rußland — Ostsee-Länder — Die Wolga-Kolonien, Russisch-Polen — Wolhynien — Kaukasien — Russisch-Asien — Südrußland — Deutsche Siedelungen im übrigen Rußland.

Neu-Polen

Von Professor M. Kranz

Preis: geheftet M. 1.50.

Diese Schrift, die zuerst als Handschrift ausgegeben wurde, hat größtes Aufsehen erregt. Die Vorschläge zielen auf Schaffung eines kleineren selbständigen Polens unter gleichzeitiger Umsiedelung breiter Massen Polen aus den preussischen Provinzen nach dem neuen Königreich und auf Rückziehung der deutschen Bauern in Polen nach dem Deutschen Reich. Auf friedlichem Wege könnte auf diese Weise ein rein deutscher und ein rein polnischer Staat geschaffen und Reibungsflächen, die Jahrzehnte zu blutigen Kämpfen führten, ausgeschaltet werden.

Die Ukraine Beiträge zur Geschichte, Kultur und Volkswirtschaft Von Otto Kefler

Mit einer Karte der Ukraine ♦ Preis M. 1.20

Die ukrainische Frage beschäftigt heute die ganze politische Welt. Zur Aufklärung über die geschichtliche Vergangenheit der Ukraine, über ihre Gegenwart und ihre Zukunftsmöglichkeiten ist diese Schrift vorzüglich geeignet.

Osteuropäische Zukunft

Zeitschrift für Deutschlands Aufgaben im Osten und Südosten.

Herausgegeben von Dr. F. Schupp.

1. Jahrgang 1916.

Erscheint monatlich zweimal. Preis halbjährlich M. 8.—

Die neue Zeitschrift will über alle die Vorgänge staatsrechtlicher, wirtschaftlicher und kultureller Natur unterrichten, die für die Gestaltung der Zukunft im Osten von Bedeutung sind. Probenummer kostenlos.

J. F. Lehmanns Verlag, München, Paul Heyse-Straße 26

Der Kolosß auf tönernen Füßen

Gesammelte Aufsätze über Rußland

von Prof. Dietrich Schäfer, Archivrat Paul Karge,
Dmytro Donzow, Dr. Josef Neumann-Frohnau, Prof.
Rudolf Eucken, Prof. Johann Haller, Leon Wasilewski,
Dr. Eugen Lewicky, Dr. Ad. Dirr, A. G. Jussuf

Herausgegeben von Axel Ripke

*Auftr. Hammis
1916*



J. F. Lehmanns Verlag, München

1916

Vorwort.

Die nachstehenden Aufsätze sind bis auf den einen, der das litauische Problem behandelt, bereits in der von mir herausgegebenen deutschen Monatschrift „Der Panther“ veröffentlicht worden. Wenn sie jetzt gesammelt als Buch erscheinen, so ist der Zweck, der damit verfolgt wird, ein doppelter: einmal gilt es ihren Leserkreis möglichst zu erweitern, zum anderen soll auch dieses Buch dazu beitragen, das richtige Verständnis für unser notwendiges Kriegsziel gegenüber Rußland zu vertiefen. Wenn an einzelnen Aufsätzen, die während der zwei ersten Kriegsjahre veröffentlicht worden sind, kein Wort geändert zu werden brauchte, so spricht bereits diese Tatsache für den scharfen politischen Blick ihrer Verfasser: denn die Zahl derer bei uns, die als politische Schriftsteller nicht immer wieder genötigt sind, morgen das zu widerrufen, was sie gestern geschrieben haben, ist leider nicht groß. Gleichzeitig ist diese Tatsache aber ein Grund mehr dafür, daß die im „Panther“ verstreut und zu verschiedenen Zeiten erschienenen Aufsätze das Recht haben, jetzt gesammelt als Buch vor dem deutschen Leser zu erscheinen.

Möchte dieses Buch möglichst vielen Lesern Aufklärung bringen und dazu beitragen, daß künftig die deutsche Pflugschar tief gegen Osten gezogen wird. Das ist mein einziger Wunsch.

Geschrieben im Felde
am 4. August 1916.

Der Herausgeber.

Inhalt.

	Seite
Dietrich Schäfer, Unser Volk inmitten der Mächte	1
Agel Ripke, Die moskowitzische Staatsidee	10
Paul Karge, Rußland ein Nationalitätenstaat	40
Dmytro Donzow, Das veränderte Rußland	55
Josef Neumann-Frohnau, Das Wirtschaftsleben der westrussischen Grenz- länder	70
Rudolf Eucken, Finnland und die Finnländer	89
J. Haller, Die baltischen Provinzen	100
Agel Ripke, Litauer und Weißrussen	121
Leon Wajilewski, Die politischen Parteien in Rußisch-Polen	130
Eugen Lewicki, Die Ukraine	142
Adolf Dirr, Der Kaukasus	156
Altischura Oglu Jussuf, Die mohammedanischen Turko-Tataren Rußlands	168

Unser Volk inmitten der Mächte.

Von Geh. Rat Prof. Dr. Dietrich Schäfer.

Wir haben mehr als 43 Jahre einen Frieden genossen, wie ihn unser Volk noch nicht gesehen hatte, und wie ihn überhaupt kein europäisches Volk je sah. Wir haben in diesen 43 Jahren eine glänzende Entwicklung durchgemacht, glänzend nicht nur in materieller, wirtschaftlicher Beziehung, sondern auch in geistigem und sittlichem Fortschritt. Ich bekenne, daß ich seit Beginn dieses Krieges unserem deutschen Volke manche Bedenken der letzten Jahre abgeben habe. Die durchlebten Monate liefern den Beweis, daß wir kein Recht haben, von einer sittlichen Zerrüttung in der langen Friedenszeit zu reden, eher von einem Fortschritt, von einer sittlichen Läuterung unseres Volkes. Wäre es anders, diese Hingabe an das Vaterland wäre nicht möglich gewesen.

Urpötzlich hat dieser Friede, dieser lange, von allen, vom Kaiser, von unserer Regierung, vom ganzen Volke gewünschte Friede einem Kriege, einem Weltkriege Platz gemacht, wie er auch noch nicht gesehen wurde, solange die Geschichte zu berichten weiß, unerhört in bezug auf den Umfang und die Leidenschaft, die aufgewandt wird, unerhört auch, muß ich hinzufügen, in bezug auf die Gemeinheit und Niedertracht, die unsere Gegner ins Feld führen, uns moralisch zu vernichten, uns unmöglich zu machen in den Augen aller Gesitteten. Und es macht besonders irre an menschlicher Kultur und menschlicher Art überhaupt, daß das geschah und fortgesetzt geschieht durch Nationen und Persönlichkeiten, die vordem gerade in unserem deutschen Volke vielfach verdiente, oft aber auch allein durch Unverstand erklärliche Anerkennung gefunden haben.

Diese Kriegslage, wie ist sie herbeigeführt? Ich will mit ein paar Worten eingehen auf die einzelnen Momente, die da in Frage kommen.

Zunächst der Umfang des Krieges! Über die Hälfte der Menschheit steht in Waffen gegen uns, ist bemüht, uns niederzuringen, die vereinigten Staaten der Mitte Europas, die beiden Verbündeten Deutschland und Osterreich-Ungarn und jene dritte Macht am Bosporus.

Dann die Energie der Durchführung! Nie hat man Kriege erlebt, in denen die Kräfte der Völker so angespannt wurden, wie es jetzt der Fall ist. Man schilt auf unseren Militarismus, meint aber nur unsere Macht; denn Militarismus haben die anderen Staaten in demselben Maße. Frankreich und Rußland haben ihre Wehrpflicht genau so ausgebaut wie Deutschland; Frankreich hat sie im letzten Jahrzehnt sogar noch viel schärfer angespannt als wir.

Endlich drittens in bezug auf die Begleiterscheinung der Verleumdung! Es wird ein Pressefeldzug gegen uns geführt, auch amtlich geführt, dessen Zweck ist, uns zu einem völlig minderwertigen Volke zu stempeln. Wer Gelegenheit hatte, die Bilder kennen zu lernen, die ausländische Blätter brachten, der muß sagen: gemeiner und niederträchtiger kann man nicht verleumden. Und das geschieht nicht nur unter Zulassung, sondern unter Mitwissen und Mitwirkung der Regierungen. Sie wissen, daß wir nicht die Barbaren sind, als die sie uns schmähen, schämen sich aber nicht, Lügen verbreiten zu helfen, und selbst zu erfinden. Und mit Erfolg! Wir sind so gut wie wehrlos dagegen. Es liegt darin für uns eine Mahnung, was in unserer Zeit Beherrschung der Presse und des Nachrichtendienstes bedeutet.

Der Krieg ist plötzlich gekommen! Und doch kann man nicht sagen, daß er gekommen wäre wie ein Dieb in der Nacht. Im Gegenteil, wer ruhig beobachtete, der wußte, daß ein großer Krieg unvermeidlich war. Er lag in den Dingen selbst begründet. Kabinettskriege werden heutzutage nicht mehr geführt; es kann nur noch Völkerkriege geben. Die Lebensbedingungen der Völker liegen miteinander in Widerstreit. Mehr als je sind jetzt die Regierungen identisch geworden mit ihren Völkern.

Wie aber ist es gekommen, daß sich ihrer so viele gegen uns wandten, daß wir Gegenstand des Hasses so ziemlich bei allen sind?

Bismarck hat einmal in den „Gedanken und Erinnerungen“ gelegentlich der Besprechung der hohenzollernschen Kandidatur gesagt: Spanien gehört zu den wenigen Ländern, die nicht auf Grund ihrer geographischen Lage und ihrer politischen Bedürfnisse Anlaß haben, eine antideutsche Politik zu treiben. „Auf Grund der geographischen Lage und der politischen Bedürfnisse!“ Wir sind eben das Volk der Mitte Europas, und die natürliche Folge davon ist nicht nur, daß wir viel leichter angreifbar, fremder Macht viel leichter zugänglich sind, sondern auch, daß wir viel leichter zu anderen Völkern in Interessengegensätze geraten. Wir „hängen“, um einen studentischen Ausdruck zu gebrauchen, gleichsam mit allen Völkern, auch mit denjenigen, mit denen wir äußerlich in Frieden leben.

Sie wissen, daß wir nach Norden und Süden, nach Westen und Osten staatlich nicht scharf gesondert sind, auch nicht gesondert sein

Fönnen von benachbarten Völkern. Im Westen sind eine Anzahl Franzosen — allerdings noch nicht 200 000 — ins Reich eingefügt worden, weil das eine militärische Notwendigkeit war. Metz mußte 1871 deutsch werden um unserer Sicherheit willen. Mit einer rein sprachlichen Abgrenzung wären die Franzosen damals auch nicht zufrieden gewesen, sind noch heute weit entfernt, es zu sein. Sie beschränken ihre Ansprüche nicht auf die französisch sprechenden Gebiete; sie dehnen sie auf das ganze Reichsland aus, und jeder weiß, daß letzten Endes nicht nur das Reichsland Gegenstand ihrer Wünsche ist, sondern das ganze linke Rheinufer.

Ähnlich liegen die Dinge gegenüber Dänemark. Die Bevölkerung in den nördlichen Grenzgebieten ist gemischt; man kann eine neue Grenzlinie nicht ziehen, ohne Dänen ins deutsche Gebiet hineinzunehmen oder Deutsche dem Nachbarstaate zu überliefern. Und nicht anders ist es im Süden. Auf Grund sprachlicher Verhältnisse stellt Italien die Forderungen, deren Erfüllung ihm zugestanden wurde. Man hat alles Gebiet, das sprachlich als italienisch angesehen werden kann, obgleich die Bevölkerung dort zum Teil gar nicht italienisch ist, abtreten wollen. Es genügt nicht. Über die nationalen Grenzen hinaus machte Italien Ansprüche. Die Heimat Andreas Hofers hätte in Zukunft auf italienischem Gebiet gesucht werden müssen, wenn die italienischen Forderungen von Osterreich zugestanden worden wären.

Und gar im Osten! Eine neue Grenze, die das Deutsche Reich und Preußen einerseits, Rußland andererseits voneinander trennt, ist, wenn sie die fremden Elemente ausscheiden sollte, nicht möglich, ohne daß wir Deutsche in großer Zahl ausliefern. Die geschichtliche Entwicklung hat in den Gebieten des alten Königreichs Polen, die zu Preußen gekommen sind, dahin geführt, daß dort heute mehr Deutsche als Polen leben; und zwar reicht der Anfang dieser Entwicklung weit zurück hinter die Teilungen des polnischen Reiches. Es ist falsch, wenn die Polen behaupten, die fraglichen Lande seien geschichtlich ausschließlich polnisches Gebiet. Die Deutschen sind hineingekommen lange, bevor nationale Gegensätze bestimmend wurden, auf rein friedliche Weise. Wo der Deutsche sich im Osten findet, ist er ganz überwiegend nicht mit der Waffe in der Hand eingedrungen, sondern auf Grund friedlicher Betätigung unter Führung und Förderung durch einheimische Gewalten. Wo er heute wohnt, hat er daher das gleiche Recht wie irgendein anders sprechender Nachbar. Es handelt sich um geschichtlich gewordene Verhältnisse, die sich nicht einfach ändern lassen, die nun aber doch forrigiert werden sollen, und zwar so, daß es überall auf unsere Kosten, zu unserem Nachteil geschieht. Und wenn wir das nicht gestatten wollen,

Dann sind wir diejenigen, die fremde Völker unterdrücken, die von politischer Freiheit nicht wissen wollen, als wenn die Engländer keine Irländer unterworfen, die Franzosen nicht ganz Nordafrika erobert, die Russen nie über ein fremdvolk geherrscht hätten. Wir haben wahrlich von allen Völkern, die über fremde Nationalitäten gebieten, die allerbescheidensten Ansprüche gemacht.

Wir müssen uns auch die Frage vorlegen: „Welches Volk in Europa hat denn überhaupt einen bedeutenden Teil seiner eigenen Nationalität außerhalb der Grenzen seines Staatswesens?“ Allein das deutsche! Ein Viertel des in Europa vorhandenen deutschen Volkstums wohnt außerhalb der Grenzen unseres Reichs. Das kann kein anderes Volk von sich sagen, die Franzosen entfernt nicht, obschon sie diejenigen sind, die zunächst kommen, wegen der französischen Volksteile in Belgien und der Schweiz. Die Russen und Engländer haben überhaupt keine Angehörigen ihrer Nationalität auf fremdem Boden, nicht einen einzigen. England kann mit gutem Recht rühmen: „Britons never shall be slaves“, Briten sollen niemals Sklaven sein. Nirgends dient der Engländer irgendeinem fremden Herrscher; überall hat er die Angehörigen anderen Volkstums unterjocht. Wenn wir aber unsere bescheidenen Grenzen behaupten wollen, dann wird uns vorgeworfen, daß wir brutal sind. Zunächst durch unsere geographische Lage sind wir in Gegensatz geraten zu unseren Nachbarn!

Aber auch politische Erfordernisse brachten uns ständige Gegnerschaft. In den Jahrhunderten unsrer Schwäche hatten die Nachbarn sich daran gewöhnt, ihren Bedarf an Mehrung von Macht und Bewegungsfreiheit auf unsere Kosten zu decken. Von allen Seiten her haben sie über unseren Boden verfügt. Niederländer und Schweizer haben sich vom Reiche gelöst und schweben jetzt in Furcht, wir möchten im Namen der Geschichte wieder Anspruch machen auf ihre Zugehörigkeit. Die Franzosen hatten uns erheblich mehr genommen, als wir 1871 zurückverlangt haben. Schwedisch-Vorpommern ist erst vor 100 Jahren wieder deutsch geworden. Noch länger war Schleswig-Holstein unter dänischer Herrschaft, und wiederholt hat Rußland Ostpreußen verlangt. Schon im Siebenjährigen Kriege hatten die Russen den Gedanken, dieses Land nicht wieder zu räumen. Ein erheblicher Teil des alten deutschen Ordenslandes, das ganze Erme- und Kulmerland, hat mehr als 300 Jahre unter polnischer Herrschaft gestanden, ohne daß Polen irgendwelchen Rechtstitel auf dieses Gebiet gehabt hätte. Deutschland selbst ist in der Zeit seiner Schwäche vor Polens Schicksal nur durch das Emporkommen der preussischen Monarchie bewahrt worden. Schwäche schützt nicht vor dem politischen Begehren anderer Mächte; nur Stärke kann decken. Unsere politischen Bedürfnisse sind nun noch dadurch gesteigert

worden, daß an die Stelle des alten schwachen ein neues starkes Deutschland trat. Das war kein erwünschter Wandel für die Mächte, mit denen wir uns zunächst auseinandersetzen mußten, Dänemark und Frankreich. Mit Frankreich ist die Spannung dauernd geblieben. Der Krieg von 1870 hat einen Waffenstillstand, keinen eigentlichen Frieden geschaffen, und wir möchten uns wohl täuschen, wenn wir, wie ich selbst zu Anfang des Krieges anzunehmen geneigt war, glauben wollten, daß in absehbarer Zeit ein Zusammengehen zwischen den beiden Nationen möglich wäre. Zunächst haben wir wohl keine andere Pflicht, als uns auch gegen Frankreich tunlichst zu decken.

Frankreich ist durch den Gang der Geschichte seit langem unser Gegner gewesen. England war es zunächst nicht. Das ist anders geworden, als Deutschland stärker wurde. Gleich als die ersten Anfänge einer deutschen Flotte sich auf der See zu zeigen wagten, ist England rücksichtslos gegen uns aufgetreten. Sie alle kennen Lord Palmerstons Drohung, die deutsche Flagge als Piratenflagge anzusehen. England war auch die einzige Großmacht, die geneigt war, unserer Erwerbung Schleswig-Holsteins mit Gewalt entgegenzutreten. Mit unziemlichen Anpöbelungen unserer damaligen Regierung, unseres Königs und Bismarcks, hat die englische Regierung versucht, die Erwerbung der Herzogtümer zu hindern. Man wollte Deutschland nicht als Seemacht aufkommen lassen. Und als sich nun die Notwendigkeit herausstellte, daß wir auch unsererseits den Blick hinauswenden mußten in die weite Welt, um uns Rohprodukte für unsere steigende Industrie, um uns Ausfuhrland zu sichern, wenn möglich Gebiete für unsere wachsende Bevölkerung zu erwerben, als der Zwang zur Weltpolitik unwiderstehlich unser deutsches Volk drängte, hat sich England Schritt für Schritt in den Weg gestellt und Schwierigkeiten bereitet offen oder versteckt. So ist auch England unser Gegner geworden, es geworden kraft seiner geschichtlichen Entwicklung. Es will eine überragende Macht auf dem europäischen Festlande nicht dulden, hat das nie getan, also auch kein großes deutsches Volk in der Mitte Europas, das sich zugleich in der Welt, auf dem Meere und in Kolonien, betätigt. Es will die Herrschaft der See für sich allein haben; es will für alle Erdteile maßgebend sein. Das ist das Ziel seiner Politik, womit nicht in Widerspruch steht, daß gelegentlich in dieser oder jener Frage eine Verständigung mit uns stattgefunden hat.

Und nun Rußland! Rußland hat gleichsam Pate gestanden bei der Loslösung Deutschlands von Österreich, bei der Errichtung des neuen Deutschen Reiches. Ohne die, man kann sagen, wohlwollende Neutralität Rußlands wären diese Ziele 1866 bzw. 1870 kaum erreicht

worden. Der Großvater unseres Reichskanzlers hat dem Plan einer Zerstückelung Rußlands, einer Loslösung des westlichen Rußlands, den Bunsen, Preußens damaliger Gesandter in London, Onkel des britischen Gesandten vor Ausbruch des jetzigen Krieges in Wien, aufgestellt hatte, zugestimmt. Bismarck hat in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ von diesem Plan gesagt, daß sein Urheber ihn „in kindlicher Naivität“ entwickelt habe. Hätte man seine Ausführung damals versucht, es wäre wohl niemals ein Deutsches Reich zustande gekommen. Heute liegen die Sachen anders. Die guten Beziehungen zu Rußland haben anderen Platz gemacht und mußten das mit Notwendigkeit. Denn Rußland betrieb seine Orientpolitik, drängte vorwärts nach Konstantinopel und aufs Mittelmeer. Es will die Zertrümmerung der Türkei, die Beherrschung des Balkan. Da mußten die Wege sich scheiden. Nach dem Frieden von St. Stefano kam es zum Berliner Kongreß; ein Ausgleich kam zustande, der Rußland unbequem war, obgleich Bismarck wahrlich die Bezeichnung des „ehrlichen Maklers“ verdiente. Das deutsch-österreichische Bündnis mußte geschlossen werden als Ersatz für die schwindende russische Freundschaft.

Die Dinge haben sich dann weiter entwickelt. Zeitweise wandte sich Rußland dem Stillen Ozean zu und suchte Verständigung mit Österreich im Programm von Mürzzuschlag. Nach dem Mißerfolg gegen Japan hat es seine Aufmerksamkeit wieder auf den Balkan gerichtet. Seit dem November 1912 haben wir mit voller Klarheit erkennen können, daß der Kampf gegen die Türkei, zu dem Rußland die Balkanstaaten einigte, nur die Vorstufe war für den Kampf gegen Österreich. Der Vertrag vom März 1912 zwischen Bulgarien, Serbien und Montenegro, der unter Vermittlung, auf Anordnung Rußlands zustande kam, sah eine Verteilung der von der Türkei zu gewinnenden Länder voraus, die Serbien zunächst keinen Vorteil brachte, Bulgarien aber alles, was der Nationalität nach ihm angehörte, zusprach. Groß-Serbien sollte aus österreichisch-ungarischen Beutestücken zusammengefügt werden. Mit gutem Grunde folgte dem Bekanntwerden des Vertrages in Deutschland die Wehrvorlage vom Frühling 1913, die uns eine Verstärkung unseres Heeres sicherte, wie sie lange zuvor hätte durchgeführt werden sollen. Die Franzosen sind sofort gefolgt und ebenso Rußland.

Der Mord von Sarajewo hat dann das heraufziehende Gewitter zur Entladung gebracht. Wir sahen uns genötigt, für Österreich einzutreten gegen das gesamte politisch und militärisch leistungsfähige Europa. Wir haben das bis heute mit Glück getan. Wir sehen in dieser Tatsache eine Bestätigung der inneren Kraft des deutschen Volkes. Aber die natürliche Folge ist auch, daß jeder, der sich an

diesem Volke freut, der mitwirken kann so oder so, daß der nun den Wunsch hat, es möchte ein Friede erlangt werden, der, wie Bismarck in ähnlicher Lage es ausgedrückt hat, uns schützt und stärkt gegen einen Überfall, wie wir ihn jetzt erlebt haben. Das ist der natürliche allgemeine Wunsch.

Nun hat es Leute gegeben und gibt es heute noch, die von einem Hubertusburger Frieden reden und sprechen: Die Grenzen des Reiches mögen da bleiben, wo sie jetzt sind; ihre Ausdehnung würde uns dauernde Feinde bringen, würde einen dauernden Kriegszustand hervorrufen. Wir sollen zufrieden sein mit dem Bewußtsein, so zahlreichen und so mächtigen Gegnern erfolgreich Widerstand geleistet zu haben. Diese Meinung ist nach meiner Überzeugung als abgetan zu betrachten; wir würden auf solche Weise keinen dauernden Frieden erlangen, sondern erst recht zu einem ewigen Kriegszustand kommen. Denn darüber kann bei ruhig Urteilenden kein Zweifel sein, der Krieg mag ausgehen, wie er will, wir werden auf lange hinaus erbitterte Gegner haben. Ihnen zu widerstehen, das erleichtern aber gerade Gebietserweiterungen. Ohne Straßburg und Metz wäre uns dieser Krieg viel schwerer geworden.

Wir bedürfen einer Stärkung unserer Macht. In welcher Weise und in welchen Formen sie durchzuführen ist, darüber soll jedem einzelnen seine Meinung gewahrt bleiben. Endgültig zu entscheiden, ist Sache der Reichsregierung. Aber es ist unsere Pflicht, unsere Meinung auszusprechen, daß wir nur von Mehrung unserer Macht dauernde Sicherheit erwarten dürfen.

Es ist ein gewisser Unterschied zwischen der Lage im Westen und der im Osten. Im Westen handelt es sich um alt überlieferte Verhältnisse. Belgien, läßt sich vielleicht einwenden, ist doch ein ganz neuer Staat, auch ein wenig natürliches Staatswesen wegen der Verbindung der beiden Bevölkerungsteile. Gewiß, es ist formell ein neuer Staat; aber es besitzt in Verwaltung, Regierung, Politik seit einem halben Jahrtausend eine gewisse Einheit und ist ungefähr ebensolange von Deutschland geschieden. Der sogenannte Burgundische Kreis hatte zum Reiche kaum Beziehungen. Diese geschichtliche Entwicklung kann man nicht ganz übersehen, wobei allerdings die Zweiteilung der Bevölkerung immer im Auge behalten werden muß.

Von Frankreich hat Bismarck gesagt, man müsse dem gallischen Raubtier die Zähne ausbrechen. Das ist 1871 geschehen; aber es sind ihm neue gewachsen. Wir müssen den Wunsch haben, uns gegen Westen stärker zu sichern, wie, das hängt von den militärischen Erfolgen ab. Man wird sich aber bei Lösung dieser Fragen vergegenwärtigen müssen, daß es sich hier um eine Bevölkerung handelt, die durch eine lange Geschichte an das Land gefettet ist, zu dem sie gehört.

Wie sich etwa die Schwierigkeiten heben ließen, das zu erörtern, kann hier nicht meine Aufgabe sein.

Ganz anders liegen die Dinge im Osten. Als Friedrich der Große das Zeitliche segnete, waren Preußen und Rußland noch Nachbarn; sie grenzten nirgends aneinander. Auch die erste polnische Teilung hatte daran nichts geändert. Erst durch die Erwerbung des ganzen Herzogtums Warschau 1815 ist Rußland zu einer längeren Grenze mit Deutschland gekommen. Nun ist das Land, das zwischen dem altrussischen Gebiet, wie es die Kaiserin Katharina II. bei Beginn ihrer Regierung antraf, und unserem heutigen Gebiet liegt, keineswegs so mit dem russischen Staatswesen verschmolzen wie etwa die Gegend von französisch-Lothringen oder französisch-Flandern mit Frankreich. Das Gebiet steht mit Rußland national und politisch nur in losem Zusammenhange. Finnland hat immer eine politische Selbständigkeit besessen, und in den baltischen Provinzen, in den „deutschen Ostseeprovinzen“ ist diese Selbständigkeit erst vor wenigen Jahrzehnten gebrochen worden. Dazu kommt der konfessionelle Gegensatz, der nicht nur die deutsche Bevölkerung dieser Provinzen, sondern auch den lettischen und estnischen Grundstock von Rußland trennt. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei den Litauern, sowie bei den Ukrainern oder Ruthenen. Auch sie bewohnen Gebiete, die verhältnismäßig lose mit Rußland zusammenhängen, und bei denen die Angliederung an Rußland Schwierigkeiten gemacht hat und fortgesetzt macht. Kommt ein Friede zustande, der die Grenze läßt, wo sie ist, so können wir aus den russischen Maßnahmen während des Krieges und aus der traditionellen russischen Politik schließen, daß es den Russen ein leichtes sein wird, die Bevölkerung aus diesen Gegenden zum großen Teil in das Innere des russischen Reichs zu verpflanzen und durch Großrussen zu ersetzen. Die Zukunft wird uns ein viel stärkeres Rußland gegenüberstellen. Rußland hat eine ganz unberechenbare Möglichkeit der Entwicklung, der wirtschaftlichen wie der politischen. Dazu hat es eine ganz außerordentliche, die unsere weit übertreffende Bevölkerungszunahme. In einem Menschenalter wird das russische Reich eine ganz andere Macht darstellen als heute, während unser Bundesgenosse Österreich, wenn die russische Grenze da bleibt, wo sie ist, sicher nicht an Kraft gewinnt. Die innere nationale Zerfetzung wird dort um so rascher fortschreiten, je mehr Rußland auf sie einwirken kann. Was diese nationale Zerfetzung aber bedeutet, haben wir in diesem Kriege trotz des Burgfriedens, der offene Darlegung ausschließt, zur Genüge erfahren. Und dann muß man sich noch vergegenwärtigen, daß mit dem Friedensschluß mit Rußland untrennbar die polnische Frage verknüpft ist, daß so oder so in der polnischen Frage etwas geschehen muß. Daß wir von den

Besitzungen, die zum alten Königreich Polen gehören, nichts herausgeben dürfen, das ist hoffentlich aller Meinung. Wenn aber die Grenze bleibt, wo sie ist, so führt das sicherlich zu einer Verständigung zwischen Polen und Russen, zu einer politischen Autonomie der Polen, für die in Rußland stets Stimmung vorhanden gewesen ist. Damit gewinnt die polnische Frage dann für uns eine sehr ernste Gestalt. Sie ist eine Frage, von deren richtiger Lösung das Schicksal Preußens und des Deutschen Reiches abhängt. Sie birgt die größten Gefahren.

Weiter muß darauf hingewiesen werden, daß in diesem Kriege uns klar geworden ist, was unsere Wirtschaftspolitik und die Bestrebungen, die der landwirtschaftlichen Produktion ihre Lebensfähigkeit erhalten haben, bedeuten. Hätten wir sie nicht gehabt, so wären wir jetzt ausgehungert. Das Verhältnis zwischen Industrie und Landwirtschaft verschiebt sich aber in Deutschland unvermeidlich immer mehr zuungunsten der Landwirtschaft. Wir stehen landwirtschaftlich nicht fest auf eigenen Füßen; wir brauchen eine Erweiterung unseres Bodenanbaus, Gebiete, in denen landwirtschaftlich umfassend produziert werden kann, sei es nun, daß sie unter unsere Herrschaft kommen, oder daß wir in ihnen einen maßgebenden wirtschaftlichen Einfluß ausüben. Solche Gebiete können wir in genügendem Umfange nur im Osten suchen.

Es wird oft verwundert geklagt, daß einzelne die Welt in einen solchen Krieg stürzen können, die russischen Machthaber, die englischen, französischen, italienischen Staatsmänner. Aber es sind nicht die einzelnen, die den entscheidenden Einfluß ausüben, sie sind nur die Stimmführer ihrer Völker. Diese führen Krieg, verfechten ihre wirklichen der vermeintlichen Interessen, werden bewegt von ihren Leidenschaften. Eben deshalb ist eine Versöhnung für eine lange Zukunft nicht zu erhoffen. Im September 1870 hat Bismarck einmal das, was erstrebt werden soll, ungefähr in die Worte zusammengefaßt: Wir wollen einen Frieden, welcher der Opfer dieses Krieges wert ist, einen Frieden, der uns eine wahrhafte und feste Bürgschaft gibt für seine Dauer, für eine segensreiche, glückliche und lange Ruhezeit. Einen solchen Frieden wollen auch wir jetzt erringen. Ein solcher Friede läßt sich aber nicht erreichen, wenn wir uns mit den alten Grenzen begnügen; so läßt sich kein dauernder Friede sichern. Wir können nur in Frieden leben, wenn der Friede sich auf unsere Macht stützt. Sie muß groß genug sein, unsere Feinde von neuen Angriffen abzuschrecken, uns die Abwehr zu erleichtern, sollten sie solche doch wagen.

Die moskowitzsche Staatsidee.

Von Arcl Ripfe.

Schon die Überschrift dieses Aufsatzes trägt ein Werturteil in sich, das, ganz allgemein gesprochen, mit einem negativen Vorzeichen versehen ist. Denn wer den Russen einen Moskowiter nennt, der charakterisiert damit zugleich die Fremdheit seiner Art, die dem deutschen Wesen vollkommen entgegengesetzt ist, mehr noch: die dem Deutschen herzlich zuwider ist. Aus der Gegenüberstellung des äußerlich europäischen Petersburg zu dem halb asiatischen Moskau, des kaiserlichen Rußland zum früheren Großfürstentum hat sich dieses Urteil gebildet; auf historischer Grundlage also, dem trotz allem ein gut Teil gemüthlicher Empfindung beigemischt ist. Um so größer ist die Gefahr, daß ein Mißtrauischer meinen könnte, es sollte in diesem oder den folgenden Aufsätzen über Rußland in ähnlicher Weise gegen unseren östlichen Nachbar Stimmung gemacht werden, wie dieser selbst und seine Verbündeten es täglich gegen uns versuchen. Nicht scharf genug kann solcher irrigen Vermutung widersprochen werden. Wir wollen nicht toll sein mit den Tollen! Und der furor teutonicus geziemt nur den Helden, die draußen im Feld das Vaterland gegen eine Welt von Feinden siegreich verteidigen. Wer dagegen das Unglück hat, in dieser Zeit daheim bleiben zu müssen, der kann seine Kräfte zum Wohle des Ganzen nicht besser betätigen als in dem Versuch, das geistige Rüstzeug unserer Nation zu mehren für jenen Tag, an dem der Ertrag dieses Krieges zur Friedenssaft werden soll. Darum darf auch der glühendste Patriot und heißblütigste Publizist nach keinem anderen Grundsatz schreiben, als nach der alten taciteischen Vorschrift: *sine ira et studio*.

Die sarmatische Tiefebene, deren westlicher Teil sich in ungeheurer Größe von der Ostsee zum Schwarzen Meere ausdehnt, bedeckt von schier undurchdringlichen Wäldern, durchquert von schiffbaren, wasserreichen Strömen und Flüssen, nur selten durchzogen von Höhen und Hügeln, war schon in grauer Vorzeit die Wohnstätte von Völkern, die wir heute kaum mehr als dem Namen nach kennen. Uns genügt es, daß zu Beginn der christlichen Zeitrechnung im

Stromgebiet des Dnjepr die Ostslawen ansässig waren. Wilde, einander ablösende Völkerschaften waren im Süden, finnische Stämme im Norden die Nachbarn der Slawen, so daß diese vor der Gründung des russischen Reiches niemals bis zur Meeresküste sich ausgebreitet haben. Vermutlich ist auch der Versuch, ihr Gebiet zu erweitern, von den Slawen nur selten unternommen worden, und wenn er jemals gewagt wurde, von den feindlichen Nachbarn leicht zurückgeschlagen worden. Denn die politische Grundlage für jegliche Aktivität, die nationale Einigkeit, selbst in ihrer lockersten Form, hat den Ostslawen vollkommen gefehlt. Ihre höchste Einheit war im besten Falle der einzelne Stamm, vermutlich nicht einmal immer dieser, sondern nur die Dorfgemeinde, deren Rat die „Wetsche“, aus den Vorstehern der Familien gebildet, das primitive Regierungsorgan darstellte, dessen wesentlichste Verpflichtung die Verteilung des Gemeindelandes unter die einzelnen Geschlechter war. Doch soll man nicht meinen, daß der gemeinschaftliche Landbesitz etwa ein besonderes Kennzeichen des altslawischen Volkslebens ist, da wir die gleiche Erscheinung vielfach auch bei anderen Völkern, und nicht nur in Europa, beobachten können; wo er aber vorkommt, geht er der höheren Wirtschaftsform des Einzelbesitzes voraus. So auch bei den Slawen. Denn auch diese kannten schon in alter Zeit neben dem Gemeindebesitz das private Landgut, dessen Eigentümer hier und dort als kleine nationale Fürsten über einen Stamm geherrscht haben mögen. „Sie lebten für sich“, sagt der Chronist, „und regierten über ihre Geschlechter, und ein jeder lebte mit seinem Geschlecht in seinen Ortschaften.“

Gegen die Möglichkeit einer frühzeitigen nationalen Einigung der verschiedenen ostslawischen Stämme hat neben der Primitivität ihres Verfassungslebens noch mancher andere Grund gesprochen, der sich leicht aus dem Charakter des Volkes selbst erklären läßt. Denn wenn byzantinische Schriftsteller des sechsten Jahrhunderts die Slawen nicht nur friedliebend, sondern auch „demokratisch gesinnt“ nennen, so weiß man, daß aus einem solchen Munde dieses Urteil nichts anderes bedeutet, als der alte Hang zur anarchischen Auflösung, die Unfähigkeit, sich selbst zu regieren und die vollkommene Willenlosigkeit gegenüber der Wirklichkeit des Lebens — Eigenschaften, die den Russen von heute ebenso kennzeichnen wie seine Vorfahren. Das Unvermögen des Willens geht mit der Unfähigkeit zur Selbstordnung Hand in Hand: weil sie nicht wollten, konnten sie nicht; und wiederum umgekehrt: weil sie nicht konnten, wollten sie nicht. Deshalb ist auch der Kulturzustand der einzelnen Stämme schon früh durchaus verschieden voneinander; weil auch die Anfänge jeder Kultur bei den Ostslawen sich nicht so

sehr aus eigener Volkskraft gebildet haben, sondern unter dem Einfluß fremder Kräfte, die wir heute allerdings nur vermuten, aber nicht mehr genau feststellen können. So schreibt der Chronist: „Die Poljänen hatten ihrer Väter Gewohnheit. Sie waren still und sanft und bewiesen den Eltern und Verwandten große Ehrfurcht. Auch Ehegebräuche verrichteten sie. Die Drewljänen aber lebten auf tierische Weise wie das Vieh. Einer brachte den andern um, und sie aßen jegliches Unreine. Ehen waren bei ihnen nicht, sondern sie raubten durch Entführung beim Wasser die Mädchen sich zum Weibe.“ Zieht man in Betracht, daß der zuerst genannte Stamm an der äußersten Südgrenze des slawischen Gebietes lebte, wohin fremde Einflüsse am ehesten vordringen konnten, während die Drewljänen, umgeben von anderen slawischen Stämmen, am Pripetj hausten, so wird man die Berechtigung meiner Behauptung verstehen. Fügt man weiter hinzu, daß den Slawen auch jedes gemeinsame Band gleicher mythologischer Vorstellungen fehlte, da die wenigen Götter, die über den einzelnen Stamm hinaus allgemeine Verehrung genossen, vermutlich germanischen Ursprungs sind, weiß man endlich, daß Teile des slawischen Gebietes auch vor ihrer Eroberung durch die Normannen fremden Völkern unterworfen waren, so hat man in großen Zügen ein Bild der Ostslawen vor ihrem Eintritt in die europäische Geschichte.

Noch einmal erhebt der Chronist das alte Klageslied über die Uneinigkeit der Slawen, wie er, jetzt schon voll nationaler Eigenliebe, den Einzug der Normannen und die Gründung des russischen Reiches schildert. „Unser Land ist groß und reich,“ schreibt der Mönch, „aber es herrscht keine Ordnung darin. Kommt, regiert uns und nehmt von uns Besitz.“ Auch der Anfänger weiß, daß sich die Slawen nicht freiwillig den tapferen Normannen unterworfen haben, sondern daß diese auf ihren kühnen Beutezügen immer weiter nach Süden vordrangen, bis sie kaum ein Jahrhundert nach der Besitzergreifung des russischen Nordens in Kiew dauernd ihre Residenz errichteten. Der Sinn dieser Verlegung ihrer Herrschaft aus dem Norden nach Süden ist leicht ersichtlich: war das Leben dieser germanischen Fürsten und ihrer Gefolgsleute nur vom Wagemut des Eroberers erfüllt, galt es vor allem, Beute auf Kosten anderer zu gewinnen, so mußte ihr letztes Ziel das oströmische Reich und das noch reichere Byzanz sein, das, mit der Ostsee durch die uralte Handelsstraße auf dem Wolchow, Ilmensee und Dnjepr verbunden, auch den rauhen Söhnen Schwedens lange schon bekannt war. So ist also auch die ursprüngliche russische Reichsgründung nicht der Selbstzweck seiner germanischen Erbauer, sondern daneben zum mindesten auch ein Mittel zum Zweck, um das spätere größere Ziel um so eher zu er-

reichen. Nur so läßt sich die Art verstehen, wie diese allezeit kampflustigen und heutehungrigen Vorfahren der Schweden ihr neu erobertes Land regierten. Die unterworfenen Stämme mußten ihren Tribut zahlen und blieben im übrigen der Leitung ihrer Gemeindeväter überlassen, während die Fürsten selbst, unterstützt von ihren Gefolgsleuten und vermutlich begleitet von Tausenden, zum Kriegsdienst gezwungenen Slawen, immer neue Einfälle in das römische Reich unternahmen. Nach altgermanischer Art ging es dabei zu: der Fürst schritt im Tode voran, und todesmutig folgten die Getreuen ihrem Führer. „Schon können wir uns nirgend mehr hinwenden,“ ruft Swjatoslaw, „freiwillig oder gezwungen müssen wir den Feinden standhalten. So laßt uns denn Rußland nicht schänden, sondern uns mit unseren Gebeinen hier hinlegen, denn die Toten schämen sich nicht. Wenn wir aber fliehen, werden wir Schande haben. Wir wollen nicht fliehen, sondern kräftig stehen. Ich gehe euch voran; wenn mein Kopf gefallen ist, dann denkt an euch.“ Und die Krieger antworteten ihm: „Wo dein Haupt liegen wird, da sollen auch die Unsrigen liegen.“ So jedenfalls schildert der Chronist die Episode, die der russische Großfürst der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts an der Donau erlebte.

Es versteht sich wohl von selbst, daß die Frage nach dem Verhältnis der germanischen Eroberer zu den unterworfenen Slawen je nach ihrer Beantwortung entscheidend ist für die allgemeine Beurteilung der gesamten etwa dreieinhalb Jahrhunderte umfassenden Kiewer Periode. An der gewaltsamen Gründung des russischen Reiches durch die erobernde germanische Kraft, die sich die slawischen Stämme botmäßig machte, zweifelt heute kein ernsthafter Historiker mehr. Selbst unter den russischen Geschichtsschreibern gibt es heute nur noch einen einzigen, der den Mut hat, an der Legende von dem friedlichen Einzuge der Normannenfürsten festzuhalten; und es ist charakteristisch, daß dieser einzige russische Gelehrte, der sich so in einen Gegensatz zur gesamten Geschichtsforschung stellt, kein anderer ist als Professor Platonow, der russische Geschichtslehrer des jetzigen Zaren. Alle übrigen stimmen darin überein, daß sich zunächst, auch nach der Errichtung des Reiches, Eroberer und Unterworfenen als zwei feindliche Völker mißtrauisch gegenüberstanden. An Versuchen der Slawen, das fremde Joch abzuschütteln, mag es auch nicht gefehlt haben; jedenfalls wissen wir, daß der Fürst Igor im Jahre 945 bei der Eintreibung des fälligen Tributes von Aufständischen getötet wurde. Ebenso ist diejenige Auffassung Gemeingut der Wissenschaft, wonach wenigstens die nächsten Nachfolger Rjuriks ihrer germanischen Abstammung und damit ihrer Art zu denken und zu fühlen klar bewußt blieben. Erst bei der Frage, wann die unvermeidliche

Slawisierung der herrschenden Klasse endgültig vollendet worden ist, gehen die Meinungen schroff auseinander. Verständlicherweise muß einer national gesinnten russischen Geschichtsschreibung viel, wenn nicht alles daran liegen, diesen Prozeß der Slawisierung ursprünzlich germanischer Fürsten möglichst zu beschleunigen, wodurch naturgemäß deren Urteil an Wert verliert, während andererseits die vorurteilslose Forschung westeuropäischer Gelehrten gesteigerte Bedeutung erhält. Um so mehr aber verdienen dann diejenigen russischen Forschungen Beachtung, die im Einklang mit deutschen und französischen gelehrten Arbeiten feststellen, daß zum mindesten noch Jaroslaw der Weise, dessen Tod in das Jahr 1054 fällt, sich nicht etwa als Russe, sondern noch als Germane gefühlt hat. Und in der Tat: für diese erste Zeit der normannischen Herrschaft ist das historische Material, wenn auch nicht allzu reichhaltig, so doch eindrucksvoll genug, um den vollgültigen Beweis zu erbringen, daß auch die Nachkommen der Eroberer die gleichen geblieben waren in Sprache und Kultur, in Gesittung und kriegerischer Denkungsart; wenn aber die Quellen nach diesem entscheidenden Jahre spärlicher werden, aus denen heraus der Beweis erbracht werden könnte, daß auch die Erben des Jaroslaw ihren Vätern gleichen, so liegt das nicht so sehr daran, daß diese überhaupt fehlen, sondern mehr an dem zufälligen Umstande, daß dieses wichtige Forschungsgebiet schon seit langer Zeit nicht mehr die fleißige Hand eines Gelehrten durchgraben und das prüfende Auge eines Historikers untersucht hat.

Erst in den letzten Jahren ist einem kleinen Kreise, zu dem auch ich gehöre, die Lebensarbeit eines bedeutenden russischen Gelehrten bekannt geworden, die der Lösung dieser strittigen Frage gilt. Noch ruht das Manuskript im Schreibtisch verschlossen und darf vermutlich aus dem gleichen unschwer zu erratenden Grunde nicht veröffentlicht werden, aus dem ich es mir versagen muß, den Namen dieses Mannes zu nennen. Das Ergebnis dieser Forschungen aber, an deren vollendeter Durchführung rastloser Fleiß und schöpferischer Geist gleichen Anteil haben, muß gerade in dieser Stunde vor aller Welt offen ausgesprochen werden; und es lautet kurz und entscheidend: die russischen Großfürsten von Rjurik angefangen bis zu Andrei Bogoljubski waren nicht etwa Slawen, sondern Schweden, deren Sprache und Kultur schwedisch geblieben war, die im Unterworfenen nur den fremden Sklaven sahen, und deren Heimatgefühl zum Lande ihrer Väter dieses ebenso innig mit dem von ihnen neu gegründeten Reiche verband, wie etwa der eben ausgewanderte Deutsche sich mit seinem Vaterlande innerlich verbunden fühlt. Daß eine solche vollkommen neue Auffassung der ersten russischen Geschichtsperiode nicht nur von entscheidender Bedeutung für diese

selbst ist, kann niemand leugnen. Und doch ist diese Umwälzung in der bisher bestehenden historischen Anschauung gering zu nennen gegenüber den politischen Wirkungen, die diese jung erforschte Wahrheit für die Beurteilung des heutigen russischen Kaiserreiches und seiner Staatstheorie in sich schließt.

Verweilen wir noch einen Augenblick bei den Forschungen des ungenannten Gelehrten. Natürlich habe ich nicht die Möglichkeit, sein reich zusammengetragenes Material auf diesen Seiten auszubreiten; dafür aber will ich den Versuch machen, manches aus der Kiewer Zeit, was schon lange allgemein bekannt ist, in seinem Sinne näher zu erläutern. So weiß ein jeder, der die altrussische Geschichte kennt, daß jener schon mehrfach genannte Fürst Jaroslaw mehr als einmal in seine schwedische Heimat zurückgekehrt war; daß er weiter, um sich den Thron im Kampfe gegen seine Verwandten zu sichern, neue und zahlreiche normannische Söldnerscharen angeworben hatte; daß an seinem Hofe in Kiew der spätere König von Norwegen erzogen wurde; daß endlich das Bild dieses Herrschers uns viel deutlicher aus den nordischen Sagas entgegentritt als aus den spärlichen russischen Aufzeichnungen späterer Chronisten. Warum aber soll dieser neue Aufschwung, den der germanische Einfluß unter diesem Fürsten genommen hat, mit seinem Tode plötzlich erlöschen? War doch mit ihm zugleich eine zahlreiche normannische Gefolgschaft, und nicht nur Männer, sondern auch Frauen in Kiew eingezogen, die unmöglich sofort der Slawisierung unterworfen werden konnten. Ja, ist nicht auch das berühmte Vermächtnis des Fürsten Wladimir Monomach aus dem zwölften Jahrhundert, das er seinen Kindern hinterließ, nichts anderes als das Dokument für die echt germanische Gesinnung des Schreibers, wenn er sagt: „So ihr durch euer Land reiset, duldet nicht, daß eure Männer das Volk beleidigen.“ Und weiter: „Feldzüge habe ich im ganzen dreiundachtzig geführt; ich liebte die Jagd, und oft habe ich wilde Tiere gefangen; mit einer Hand habe ich im Dickicht des Waldes mehrere wilde Pferde zugleich gebunden. Zweimal hat der Ur mich auf seine Hörner genommen; der Hirsch hat mich gestoßen; das Elen hat mich mit Füßen getreten; ein Eber riß mir das Schwert von der Hüfte; ein Bär hat mir den Sattel zerrissen; er warf sich auf mich, daß mein Pferd unter mir zusammenbrach. Wie oft bin ich gestürzt, aber der Herr hat mich bewahrt. Darum, liebe Kinder, fürchtet weder Tod noch wilde Tiere; seid Männer, was auch Gott über euch verhängen mag.“ Fürwahr, der so spricht, ist kein Slawe, dessen weichliche Art damals wie heute sein hervorstechendster Charakterzug ist, sondern ein Germane, dessen höchste Lust und Freude immer noch der Kampf und die Gefahr bleiben werden.

Von diesem Fürsten aber bis zu Andrei Bogoljubski trennen uns kaum vierzig Jahre. Doch selbst wenn auch schon die Kinder Wladimirs endgültig im Slawentum aufgegangen sein mögen, so fehlt in jedem Falle diejenige innere Verbindung zwischen den Fürsten in Kiew und den späteren Großfürsten in Moskau, an der den russischen Chauvinisten alles gelegen ist, und die sie doch niemals beweisen können.

Im Gegenteil: das Reich, das sich die normannischen Eroberer mit gewaltiger Faust zusammengeballt hatten, ging in dem gleichen Augenblicke unter, in dem die Fürsten selbst nach Aufgabe ihres alten Volkstums Slawen wurden. Denn es gründete sich nicht auf den Gesamtwillen eines ganzen Volkes, dessen einziges Streben die Vermehrung aller staatlichen Kräfte war, sondern es war allein hervorgegangen aus der Eroberungslust und Herrschsucht einer verschwindend geringen Zahl germanischer Heldennaturen, die, den unterworfenen Massen als Fremde gegenüberstehend, diese selbst immer nur rücksichtslos zu ihren eigenen Zwecken ausbeuteten. Aus einer solchen Anschauung heraus konnte Swjätoslaw den Entschluß fassen, seine Residenz von Kiew an die Donau zu verlegen, weil ihm jener Ort, den der moderne Russe als die „Mutter der russischen Städte“ verehrt, nichts anderes war als eine bloße Station auf dem großen normannischen Beutezuge nach Byzanz. Dort an der Donau wäre er nach seinen eigenen Worten den Schätzen Griechenlands, Ungarns und Böhmens näher gewesen, während er aus Rußland, wie er verächtlich erklärte, nur „Wachs, Honig und Sklaven“ bekäme. Und wenn sich auch im Laufe der Zeit das Verhältnis der Normannen zu den eroberten Ländern geändert hat; wenn sie auch, gezwungen durch stärkere Gegner darauf verzichten mußten, ihr Gebiet allzu weit über Kiew hinaus nach Süden hin zu erweitern, sich um so häuslicher unter den Slawen niederließen und jetzt ihr Recht auf Beute nicht mehr gegen Fremde, sondern untereinander zu erkämpfen suchten — in dem fast nimmer ruhenden Streit um den großfürstlichen Stuhl und Besitz von Kiew, der weitaus reichsten Stadt des ganzen Landes — so blieb doch bis zur endgültigen Zerstörung des Reiches durch die Tataren jener innere Widerspruch zwischen den Eroberern und Unterworfenen bestehen, der weder durch die Einführung des Christentums, noch durch die Aufnahme der vornehmeren Slawen in die Kaste der Herrschenden jemals überwunden wurde. Die Masse des Volkes verharrte nach wie vor in jener stumpfen Ruhe, aus der sie nur zeitweilig und immer nur dort erweckt wurde, wo sich die brudermörderischen Kämpfe gerade abspielten. Liegt aber trotzdem ein Sinn in dieser Zeit, so kann er nur darin gesucht werden, daß die Erben Rjuriks ihren Blick

dauernd gegen Süden und Westen richteten. Und wenn auch ihr Streben nicht in Erfüllung gegangen ist, so blieb diese Sehnsucht das Kennzeichen des Volkes von Kiew, das auch bald nach der Zerstörung des Normannenreiches mit dem Westen verbunden wurde; und auch nach seiner späteren Unterwerfung unter die Moskowiter ist das Volk dem Vermächtnis seiner Vorfahren treu geblieben. Denn was ist im Grunde das Reich des heiligen Wladimir? Doch nichts anderes als der Vorgänger der Ukraine. Die Ukrainer können für sich diesen Teil der ostslawischen Geschichte als ihre eigene vaterländische Geschichte in Anspruch nehmen, und nicht die Russen; denn das russische Reich ist nicht im Süden entstanden, sondern im Osten gegründet worden; und nicht Kiew, sondern Moskau ist die Mutter der russischen Städte.

Die Stadt, die von dem flusse, an dem sie liegt, ihren Namen hat, steht auf altem Kolonistenboden. Einst haben dort Finnen gewohnt, die die fluten der Moskwa „trübes Wasser“ nannten: daher der Name. Aber schon früh mußten die finnischen Namensgeber, nicht zu ihrer eigenen Freude und unfreiwillig, mit den Slawen Bekanntschaft machen. Von Nowgorod her mögen die ersten Normannen, einige Getreue in ihrem Gefolge, begleitet von slawischen Kriegern, vorgezogen sein; wohl möglich, daß nach dem ersten Kundschafterzuge neue Eroberer, jetzt schon aus Kiew, gefolgt sind. In jedem Falle ist die Zahl der vordringenden Slawen nicht gering gewesen, denn die neue Nation, die dort aus der Blutmischung zweier Völker entstand, zeigt in überwiegendem Maße alle Merkmale des slawischen Typus. Eine Eigenschaft ist allerdings hinzugekommen, die dem ukrainischen Vetter im Süden vollkommen fehlt: die größere Widerstandskraft und Zähigkeit. Zwiefach mag der Ursprung dieses besonderen Charakterzuges der Großrussen sein: gleichzeitig ererbt und selbst erworben. Denn wenn auch die Zähigkeit heute noch vor allem den Finnen kennzeichnet, und solche Art aus seinem Blut in das der Russen übergegangen sein mag, so darf man doch nicht vergessen, daß jegliche kolonisatorische Arbeit die Menschen kühner, entschlossener, energischer macht. So mögen auch schon die ersten Slawen, die bis zur Moskwa und darüber hinaus vordrangen, gezwungen durch die tägliche Unbill der heimischen Bevölkerung, ihre alte Trägheit von sich geworfen haben und, angefeuert durch das Beispiel der mit ihnen zusammen wohnenden germanischen Führer, kampfesmutiger und streitlustiger geworden sein. Genug: die großrussische Art ist männlicher. Allerdings tat solche Eigenschaft den Männern im Osten bitter not; denn kaum zweihundert Jahre nach dem ersten Vordringen der Slawen bis zur Oka, wenig mehr als sechzig Jahre nach der ersten beglaubigten

Nennung Moskaus brachen von Asien die tatarischen Horden nach Osteuropa herein, alles, was ihnen zu widerstehen suchte, niedermetzelnd und zerstörend.

Wer die Tataren waren, was sie in Asien vor sich gebracht, von Peking bis zum Kaspisee, steht auf einer anderen Seite der Geschichte; hier gilt es nur, sich klarzumachen, was dieses Kriegervolk für das Rußland von heute bedeutet hat.

„Die Tataren werden geboren,“ so schildert dieses Volk eine chinesische Chronik des dreizehnten Jahrhunderts, „und erwachsen auf Sattel und Pferd; den Krieg lernen sie von selbst, denn ihr ganzes Leben verbringen sie das ganze Jahr hindurch auf der Jagd. Sie haben deshalb kein Fußvolk, sondern nur Reiterei und können ein Heer von einigen Hunderttausend aufbringen. Nichts geschieht bei ihnen durch schriftliches Verfahren, sondern alle vom Oberbefehlshaber zum Tausendmann, Hundertmann oder Zehntmann kommandieren persönlich. Jedesmal, wenn sie eine große Stadt einnehmen wollen, fallen sie zunächst über die kleinen Ortschaften her, nehmen die Bewohner derselben gefangen und treiben sie zur Belagerung. Dazu wird der Befehl erlassen, daß jeder berittene Krieger zehn Mann ergreife; ist diese Zahl voll, so nimmt jeder Mann eine bestimmte Menge Gras oder Holz, Erde oder Stein; man treibt sie Tag und Nacht und tötet die Nachbleibenden; sind sie hingetrieben, so beginnt das Anfertigen von Kanälen und Gräben. Bei der Belagerung kommt es ihnen nicht darauf an, zehntausend Mann oder mehr zu verlieren, und deshalb nehmen sie die Städte stets ein. Ihre Lebensweise bringt es mit sich, daß sie niemand schonen; sie töten ohne Unterschied Greise und Kinder, reich und arm, schöne und häßliche Leute, solche, die sich wehren und solche, die keinen Widerstand versuchen. Ist eine Stadt erobert, so teilt man die Beute nach dem Verhältnis der höheren oder niederen Würden. Das Land der Tataren hat Überfluß an Wasser und Gras und ist daher für Pferde und Schafe, die den Bewohnern Nahrung schaffen, besonders geeignet: schon die Stutenmilch allein stillt Hunger und Durst. Unternehmen sie einen Zug, oder kehren sie in die Heimat zurück, immer trinken sie Stutenmilch oder schlachten Schafe; in diesem Lande kommen auf ein Pferd sechs oder sieben Schafe, d. h. wer hundert Pferde besitzt, hat eine Herde von sechshundert oder siebenhundert Schafen. Die Tataren verachten das Alter und schätzen den Mut; häufiger Streit und Zank ist bei ihnen nicht üblich. Am ersten jedes Monats verehren sie alle den Himmel. Sie lieben Gastmähler. Jedesmal wenn ihr Khan Muchuri von der Schlacht zurückkehrte, schmauste er mehrere Tage bei seinen Weibern; dasselbe tun auch die unter ihm Stehenden. Die Tataren haben meistens-

die Gewohnheit, sich nicht die Hände zu waschen und greifen mit den Händen Fisch und Fleisch; werden ihre Hände fettig, so wischen sie dieselben an ihrem Leibrock ab. Die Kleider werden nicht gewaschen und nicht abgelegt, bis sie vom Leibe fallen. Jedesmal wenn ein fremder Gast sich betrinkt und lärmt oder den Anstand verletzt und sich erbricht, sagen sie entzückt: „Der Gast hat sich betrunken, also ist er mit uns ein Herz und eine Seele.“ So also sahen die wilden Söhne Asiens aus, die die sarmatische Tiefebene überschwemmten. Kein Wunder, daß ihnen, die den Slawen ebenso an Zahl wie an Raubgier überlegen waren, niemand zu widerstehen vermochte, bis die plündernden Horden, die gleich einem alles vernichtenden Heuschreckenschwarm heranzogen, endlich in ihrem großen Vormarsch nach Westen von deutschen Rittern aufgehalten wurden. So blieb das Abendland wenigstens von ihrem Besuche verschont, während der russische Osten zweieinhalb Jahrhunderte das tatarische Joch ertragen mußte.

Hätten die neuen Herren Rußlands ihre Fremdherrschaft über die Slawen in der gleichen Weise errichtet wie vorher die Normannen — sie wäre erträglich gewesen, denn ihre Wirkung hätte sich im Laufe der Zeiten überwinden lassen; hätten die Tataren ihre Gewalt nur dazu gebraucht, um in noch so häufigen Raubzügen das Land zu verwüsten und sich selbst auf Kosten seiner Einwohner zu bereichern — die wirtschaftlichen Folgen wären für die Unterdrückten zwar unendlich schwer gewesen, aber die Slawen hätten doch ihre eigene, ursprüngliche Art bewahren können, selbst wenn es ihnen nicht gelungen wäre, sich gegen die dauernden Einfälle von Osten erfolgreich zu verteidigen; so aber, wie sich die Tataren tatsächlich in Rußland festgesetzt haben, blieb den früheren Herren des Landes, die jetzt zu Sklaven herabgewürdigt wurden, nichts anderes übrig, als selbst Tataren zu werden, ehe sie versuchen konnten, die fremden Unterdrücker zu verjagen. Das ist der eigentliche Sinn des mongolischen Joches und seiner Folgen, den vorurteilsfreie russische Geschichtsforscher wie Karamsin, Kostamarow und Bestuschew-Rjumin auch niemals verkannt haben. Und wenn auch andere russische Gelehrte, deren nationaler Stolz sich gegen die Behauptung Karamsins, Moskau verdanke seine Größe den Tataren, auflehnte, dagegen erklärten, das Talent seiner Fürsten und die rechtgläubige Kirche hätten Moskau groß gemacht, so bestätigen sie, unwissentlich zwar und mit anderen Worten, doch nur die Ansicht des Vaters der modernen russischen Geschichtsforschung.

Vom Großkhan, der bald nach der dauernden Niederlassung der Tataren an der Wolga die Regierung über das Riesenreich antrat, erzählt ein italienischer Zeitgenosse folgende Geschichte: der Khan

hätte seine Großen gefragt, ob sie alles tun würden, was er befehle, kommen, wenn er sie rufe, gehen, wohin er sie sende, töten, wen er sie umzubringen heiße; und auf deren bejahende Antwort soll er gesprochen haben: „Wohlan, in Zukunft wird ein Wort aus meinem Munde mein Schwert sein.“ In der That: das einzige Gesetz, das fortan in Rußland Geltung hatte, war das Wort des Khans. Und seine Satrapen sorgten schon dafür, daß es auch im äußersten Winkel des Landes vernommen wurde. Das ganze Land war in Steuerbezirke eingeteilt, an deren Spitze die vom Khan bestellten Steuereinnehmer, Baskaen genannt, standen. Da gab es Kriegssteuern und Brückengelder, Abgaben von jedem Acker und für jeden Pflug, die Verpflichtung, Postpferde zu stellen und die tatarischen Großen zu beköstigen; vor allem aber gab es die allgemeine Kopfsteuer, der der neugeborene Säugling ebenso unterlag wie der älteste Greis, und deren Nichteinlösung die sofortige Verschleppung des Zahlungsunfähigen nach Asien zur Folge hatte. Darüber hinaus endlich mußte ein jedes Haus, in dem es mehr als zwei Söhne gab, den einen von ihnen als Krieger für die tatarischen Heere abgeben. Waren diese Steuern nach ihrem Umfang und nach der rücksichtslosen Art ihrer Eintreibung für das russische Volk schier erdrückend, so wurden sie zur doppelt schweren, niederschmetternden Last, als in späteren Zeiten der Khan die Abgaben nicht mehr durch seine amtlichen Stellvertreter einziehen ließ, sondern dieses Recht an kaufmännische Unternehmer asiatischer und vielfach jüdischer Herkunft verpachtete. War das russische Volk bis dahin ausgefogen worden, so wurde es fortan ausgepreßt; war es früher gequält worden, so wurde es jetzt geschunden. Erging es so dem gemeinen Mann, so waren auch die Fürsten nicht besser daran; denn auch sie hatten mit der Freiheit alle ihre früheren Rechte verwirkt, wurden zu Sklaven herabgedrückt, deren Leben allein in der Hand des Großkhans lag. „O böse, tatarische Ehre,“ klagt der Chronist, „Danilo, der ein großer Fürst war und Rußland beherrschte, nun liegt er auf den Knien und nennt sich einen Knecht.“ Wie sollte auch dieser arme Mann anders handeln, wenn er nicht einen freien Tod dem elenden Dasein vorzog! Denn von Anfang an lebten an den verschiedenen Höfen der russischen Fürsten Residenten des Khans, die mißtrauisch jeden Schritt der Vasallen überwachten; diese, den Gefangenen gleich, durften nichts unternehmen, was ihnen nicht ausdrücklich von ihren tatarischen Wächtern erlaubt wurde. Ja selbst die Herrschaft anzutreten war dem einzelnen Fürsten nur gestattet, wenn er, entsprechend dem großen tatarischen Regierungsprinzip, sich dieses Recht durch einen Haufen Gold erkaufte. Und dabei hatte es noch nicht einmal sein Bewenden, denn da das Gewicht

des Goldes allein den Grad des Rechtes bestimmte, so verlor oft genug der eine fürstliche Bittsteller die eben erst erkaufte Herrschaft, wenn ein Rivale erschien, der in seinen Händen „gewichtiger“ Gründe für seinen Rechtsanspruch mitbrachte. Auch sah nicht nur allein der Khan streng darauf, daß ihm der willkürlich geforderte Zins für die Erfüllung jeder ihm vorgetragenen Bitte bis zum letzten Groschen ausgezahlt wurde, sondern ebenso genau achteten seine ministeriellen Ratgeber, vom obersten Diener bis zum letzten Sekretär, darauf, daß auch sie bei allen diesen Schachergeschäften nicht leer ausgingen. Denn diese Männer, die vor dem Throne des Khan ebenso rechtlos waren wie der ärmste Sklave im Reich, deren Macht nur so lange dauerte, als sie der Khan gewähren ließ, die selbst täglich für ihr Leben zittern mußten, da schon eine Laune, geschweige denn der Zorn ihres allgewaltigen Gebieters sie töten konnte — sie alle gaben sich in ihrem Knechtsinn dem herauschenden Genuße hin, selbst den Despoten gegenüber den russischen Fürsten herauskehren zu können; und je größer ihre eigene Rechtlosigkeit war, um so grausamer wurden sie als Unterdrücker. Je geringer der Spielraum ihrer Macht am Hofe des Großkhans war, um so weiter griffen sie um sich, sobald sie ihren Herrn gegenüber den Russen vertraten. Und wenn sie auch das letzte aus dem Lande herauspreßten, um es an den Großmogul abzuführen, so viel blieb doch immer noch übrig, daß sie sich ihre eigenen Taschen überreichlich füllen konnten. Gegenüber dieser gesamten Beamtenschaft aber hatte auch der kühnste russische Fürst nur ein einziges Mittel, um sie für sich zu gewinnen: das Gold und wiederum nur das Gold. Außer dem Wort des Khans, das das einzige Gesetz war, und dem Golde, das die Auslegung des Gesetzes bestimmte, gab es keine dritte Macht mehr in Rußland. So elend waren das Land und seine Bewohner geworden.

Inmitten dieser Welt rechtloser Willkür und sittlicher Verderbnis ist Moskau groß geworden.

Zu Beginn der Tatarenherrschaft war Moskau ein Teilfürstentum, dessen Herrscher keinen rechtlichen Anspruch erheben konnten, den großfürstlichen Titel führen zu dürfen. Doch was hatte das zu besagen in einer Zeit, wo jedes Recht seine Bedeutung verloren hatte, und jedes Unrecht sich dank dem Golde leicht in sein Gegenteil verwandeln ließ. So entstand zu Beginn des vierzehnten Jahrhunderts ein heftiger Streit zwischen dem Fürsten von Moskau und dem Großfürsten von Twer, der beiden Parteien viel Geld und Blut gekostet hat, bis es endlich Jwan I. von Moskau gelang, den vielbegehrten Titel für sich vom Khan zu erwerben. Mit diesem ersten Großfürsten beginnt jene Reihe moskowitzischer Herrscher,

deren angeblichem Talent es im Laufe der Zeit gelungen ist, den Grundstein zum heutigen Riesenreiche zu legen. Fürwahr: Fürst Iwan war talentvoll, sehr talentvoll, aber ebenso skrupellos und verschlagen; und diese beiden Eigenschaften bildeten seine eigentliche Begabung. Er erwarb sich zunächst vom Großkhan, natürlich auf dem einzig möglichen Wege der Erkaufung und Bestechung, das wichtige Recht der Steuereintreibung in ganz Rußland, wobei er gleichzeitig schon dafür sorgte, daß über den vorgeschriebenen Tribut hinaus noch soviel erhoben wurde, um seine eigenen Truhen ständig zu füllen. Neben dem reichen materiellen Vorteil, der ihm daraus erwuchs, gewöhnte sich das russische Volk daran, im Großfürsten von Moskau den rechtmäßigen Stellvertreter des Khans zu sehen, wodurch die Nachfolger Iwans sich um so leichter über ihre Standesgenossen erheben und den früher nur dem Khan gewährten Gehorsam dauernd für sich in Anspruch nehmen konnten. Unermülich war der Großfürst weiter darum besorgt, sich im Großkhan einen gnädigen Herrn zu erhalten; fünfmal ist er in dessen Residenz gereist, wobei er jedesmal mehrere Monate dort seinen Aufenthalt nahm, mit freigebiger Hand seine reichen Gaben nach links und rechts verteilend. Ob wohl damals schon das russische Sprichwort entstanden ist: ein gut geschmiertes Rad knarrt nicht? Jedenfalls bezeichnet der höfische Chronist mit dankbarer Befriedigung, daß unter Iwan Kalita die Tataren aufgehört hätten, Rußland zu bekriegen. Trotzdem aber hat es im Lande nicht Ruhe gegeben, denn so viel hatte schon der Großfürst von den Tataren gelernt, daß alles erlaubt ist, was sich erreichen läßt: vor dem Khan als dem Mächtigeren beugte er sich in Demut, berührte vorschriftsmäßig mit seinem Haupt den Boden vor des Tyrannen Füßen; seinen russischen Standesgenossen gegenüber wurde er dagegen selbst zum Despoten, zeigte ihnen drohend die Faust, zog sein Schwert und zerstörte Rostow. Dabei war er auch in seiner Kriegsführung bei den Tataren in die Schule gegangen; ebenso erbarmungslos wie einstmals jene alles zerstört hatten, meißelte jetzt der Moskowiterfürst die wehrlosen Einwohner nieder, schleppte andere in die Gefangenschaft und hing den ältesten Bojaren der Stadt, der nur sein Recht verteidigt hatte, als Warnung für alle auf. Mit Rostow mußten Rjasan und Jaroslaw das gleiche Schicksal teilen. In allen drei Feldzügen aber, und das ist charakteristisch, blieb der Großfürst selbst zu Hause, um durch angestellte Wojewoden die blutige Arbeit verrichten zu lassen, denn er selbst dünkte sich als Großfürst zu gut dazu; getreu dem Vorbild, das der Khan ihm bot, der auch nur seine Diener ausschickte und selbst daheim blieb.

War somit das Regierungsprinzip Iwans insofern bereits tatarisch,

als er jetzt im Kleinen sich ein Reich zusammenzuraffen versuchte, wie es vorher der Khan im Großen gethan hatte, so wußte der schlaue Moskowiter noch einen Bundesgenossen zu finden, der ihm nicht nur bei der Unterwerfung Rußlands geholfen hat, sondern einstmals auch seinen Nachfolgern die Kraft geben sollte, die unterdrückten Volksmassen gegen den Khan erfolgreich ins Feld zu führen. Unter Iwan wurde das Bündnis zwischen dem Großfürsten und dem Metropolit geschlossen, das seitdem unauflöslich zwischen der weltlichen und geistlichen Macht in Rußland bestehen geblieben ist. Der Vorteil dieser neuen Freundschaft kam beiden gleichmäßig zugute; denn gewährte der Herr von Moskau dem Metropolit in seinen Mauern Schutz, so predigte dieser dafür dem Volke Gehorsam gegenüber dem Großfürsten. Und diese Worte gewannen doppelte Bedeutung; nicht so sehr, weil sie aus geistlichem Munde kamen — denn das Volk war zu abergläubisch und stumpf, um das Evangelium zu verstehen —, sondern weil sie jene Männer sprachen, die auch äußerlich eine bevorzugte Sonderstellung in dem Reiche der Knechtschaft einnahmen; denn die Geistlichkeit allein war durch den Jarlyk des Khans vom Jahre 1270 von allen Abgaben befreit. So hatten die Mohammedaner die Diener der Kirche geehrt, und so verstanden es die schlaunen Moskowiter, dieses Vorrecht zu ihrem eigenen Vortheil auszunutzen.

Doch nicht nur die Priester hatte Iwan zur Hilfe gerufen; ebenso sorgsam sah er darauf, daß sich die Tore seiner Stadt auch allen anderen öffneten, die ihm irgendwie nützlich werden konnten. Während seiner Regierungszeit erfolgte die erste größere Einwanderung aus dem Westen; die verschiedensten Gestalten kamen daher: brauchbare Männer der Technik und Kunst, militärische Talente und Handwerker, adlige Abenteurer und heimatlose Flüchtlinge; in buntem Gemisch zogen sie in Moskau ein, wo sie bald dank ihrer höheren westeuropäischen Bildung zu Macht und Ansehen gelangten. Stammt doch mehr als ein russisches Adelsgeschlecht von jenen Fremdlingen her. Doch neben den Ausländern mehrte sich auch die Zahl jener Russen, die, angelockt durch den größeren Reichtum und die Aussicht auf lohnenden Gewinn, den Hof jüngerer Teilfürsten verließen, um ihre Dienste dem Großfürsten anzubieten; ja selbst die Söhne mancher russischer Herrscher, denen es vielleicht an dem notwendigen Gelde mangelte, sich erst ihr ererbtes Recht beim Khan zu erkaufen, zogen nach Moskau und wurden Bojaren. Zu diesen allen kamen endlich noch zahlreiche Tataren hinzu, die aus diesem oder jenem Grunde den Dienst beim Khan mit dem Dienst beim Großfürsten vertauschten. So entstand der neue russische Dienstadel, sehr verschieden in seiner Zusammensetzung, seinem Blute

und in seinem Verhältnis zum Fürsten von jenem früheren Adel, der als Drushina die Herrscher Kiwens umgab. Jene Drushiniki, gleicher völkischer Abstammung wie ihre Führer, waren diesen freiwillig in die Ferne gefolgt, nach germanischer Art Sieg oder Niederlage mit ihm teilend; die moskowitzschen Bojaren dagegen wurden die Untertanen ihres Fürsten, der, auch hierin dem Beispiel des Khans folgend, bald genug versuchte, auch seine vornehmsten Diener zu Knechten herabzudrücken. So sah das Reich aus, das Iwan Kalita seinem Sohne hinterließ: die Fundamente zur kommenden größeren Herrschaft waren gelegt, der Stil, in dem das Haus einst erbaut werden sollte, auch schon von ihm vorgeschrieben; fanden sich jetzt die rechten Leute, die im Geiste des Gründers weiter bauten, so konnte es zum Schluß nicht fehlen, daß das Gebäude wie aus einem Gusse dastehen würde.

An gelehrigen Nachkommen, die dem Vorfahren auf dem von ihm eingeschlagenen Wege folgten, hat es Iwan Kalita nicht gefehlt. Unter ihnen ist vor allem anderen der tapfere Dimitri, der Sieger am Don, zu nennen, den neben der Verschlagenheit, dem gemeinsamen Charakteristikum aller moskowitzschen Fürsten, noch eine andere vornehmere Eigenschaft auszeichnete, die wohl ein Erbteil seiner germanischen Ahnen war: der Wagemut. Aus solcher Gesinnung heraus faßte der Fürst den kühnen Entschluß, die Tataren gewaltsam aus Rußland zu vertreiben. Wohl glückte es ihm, die Horden in offener Feldschlacht zu besiegen; eine Befreiung vom tatarischen Joch aber wurde trotzdem nicht errungen; denn der Khan schickte neue Heere nach Rußland, bis der Großfürst und sein Volk ihm wieder zu Füßen lagen.

Dieser mißglückte Befreiungskrieg ist für die Beurteilung der Entwicklung des moskowitzschen Staatsgedanken deshalb von besonderem Wert, weil in seinem ganzen Verlauf das Zusammengehen der kirchlichen Gewalt mit der weltlichen Macht deutlich zum Ausdruck kommt. So riefen die russischen Krieger auf dem Schlachtfelde von Kulikowo ihrem Großfürsten auf seine anfeuernde Ansprache die Antwort zu: „Wir sind bereit, unser Haupt niederzulegen für den christlichen Glauben und für dich, Herr Großfürst.“ Man sieht, das Bündnis zwischen der Kirche und dem Herrscher hat schon gute Früchte getragen; schon regt sich im Volk jene Auffassung, wonach jeder Krieg, den der Russe führt, gleichzeitig ein Kampf für den rechten Glauben ist.

Auch in dem rücksichtslosen Streben, seine Macht und sein Ansehen zu vermehren, war Dimitri der echte Nachkomme des ersten Iwan. Er hat zum erstenmal einen Bojaren in Moskau öffentlich hingerichten lassen, um allen kundzutun, daß vor den Augen des großfürstlichen

Herrn das Leben jedes anderen im russischen Reiche nichts gelte; und er war es auch, der seinen Söhnen das Vermächtnis hinterließ, in jedem Falle, auch wenn die Tataren aus Rußland verschwinden sollten, doch die Steuern in der alten Weise, wie sie die Unterdrückter eingeführt hatten, weiter zu erheben. An der Tatsache, daß das Volk dadurch dauernd verarmen mußte, lag dem selbstüchtigen Fürsten wenig; er sah nur den Wert, den ständig gefüllte Kassen für die Durchführung einer Erweiterung seiner Reichsgrenzen haben würden.

Und die Fürsten, die Dimitri auf dem Throne folgten, haben es weder daran fehlen lassen, das Volk auch weiterhin zu schröpfen, noch die so erworbenen Mittel dahin auszunutzen, immer neue Gebiete ihrem Reiche anzugliedern. In langer Reihe lassen sich die Feldzüge aufzählen, die von Moskau aus nach allen Himmelsrichtungen unternommen wurden. Der Grundsatz aber einer solchen Gewaltpolitik war nicht etwa die erst sehr viel später erfundene nationalistische Lehre von der „Sammlung der russischen Erde“, sondern allein das von den Tataren übernommene rücksichtslose Eroberungsprinzip, wonach die Grenzen des Reiches so weit ausgedehnt werden dürfen, als sich kein Widerstand dagegen erhebt. Um so weniger kann von einer Vereinigung aller Russen unter dem Szepter Moskaus die Rede sein, als ja die großrussischen Eroberungen früh genug in solche Gebiete führten, deren Bevölkerung weder eine innere noch eine äußere Gemeinschaft jemals mit Moskau gehabt hat. Weder die deutschen Ordensritter noch die Polen und Litauer waren mit den Großrussen verwandt, und selbst deren Versuche in späteren Jahrhunderten, die Ukraine zu erobern, führten zum Schlusse zwei Völkern zusammen, die sich im Laufe der Zeit so weit entfremdet hatten, daß sie sich nicht einmal sprachlich verständigen konnten. Trotz alledem aber blieb der Ausdehnungsdrang des Moskowiters bestehen, als ob er sich jetzt an Schwächeren dafür rächen wollte, daß er einstmals selbst vom Tataren vergewaltigt worden war. Dem Khan selbst jedoch blieben nach dem ersten mißglückten Befreiungsversuche die russischen Großfürsten gehorsam und hüteten sich wohl, gegen ihn noch einmal das Schwert zu ziehen. So ist auch die Fremdherrschaft nicht gewaltsam gebrochen worden, sondern im Laufe der Zeit langsam geschwunden: nicht die Kraft des jungen russischen Volkstums hat das Joch gesprengt, sondern dieses brach wie ein verdorrter Stab, den die Zeit und das Alter mürbe gemacht hatten. Darum konnte auch das russische Volk von der Befreiung vom Joch nichts merken, weil es ja selbst zu seiner Abschüttelung nichts beigetragen hatte. Die Erneuerung und Vermehrung aller geistigen und materiellen Kräfte, die bisher noch jede Nation an sich erfahren hat, die im Kampfe gegen eine aufgezwungene

Fremdherrschaft siegte, blieb dieses Mal zum Unsegen des russischen Volkes aus, da überhaupt kein Kampf stattgefunden hatte. Waren die Massen vorher das rechtlose Gut in den Händen des Khan gewesen, so wechselten sie nach dessen Verschwinden nur den Besitzer: statt dem Khan unterstanden sie fortan dem Herrn von Moskau. Der Großfürst allein war der Erbe des Khans; auf ihn und seine Nachkommen gingen alle die vielfachen Rechte über, die vorher der Tatar in Rußland zum Elend eines ganzen Volkes ausgeübt hatte. Doch war früher dieses Recht nur durch die Gewalt ausgeübt worden, erkannte auch der gemeine Mann, sofern er überhaupt zu überlegen verstand, seinen unrechtmäßigen Ursprung, so wurde es fortan zum Gesetz erhoben, über dessen peinlich genaue Erfüllung der angestammte Herrscher und seine Beamten wachten. Unter solchem Zwange mußte der russische Bauer das neue und doch wieder alte Joch geduldig auf seinen Nacken nehmen, ja seine eigenen Fäuste dazu hergeben, um auch anderen das Zeichen der Sklaverei aufzudrücken. Denn immer neue Scharen wurden zum Heeresdienst gepreßt, immer weitere Kreise zog das Moskowiterschwert, immer lauter wehlagten die Unglücklichen, die dem Siegeswagen des Großfürsten folgen mußten. „Wie sollte ich nicht weinen,“ läßt der Chronist die von Wassili zerstörte Stadt Pskow über ihr Schicksal jammern, „trauern und wehlagen ob meiner Verödung! Mit vielen Schwingen ist ein Adler über mich gekommen mit Löwenklauen und hat mir drei Federn des Libanon geraubt, meine Schöne, meinen Reichtum und meine Kinder. Der Marktplatz ist umgraben und mit Unrat bedeckt. Mein Vater und meine Brüder sind in die Ferne geführt in ein Land, das unsere Altvordern nicht gekannt haben, und unsere Mütter und Schwestern sind der Beschimpfung preisgegeben.“ Die Bewohner dieser Stadt waren es auch, die dem neuen Herrscher, als dieser sie zynisch fragte, wie es ihnen gehe, demutsvoll erklärten: „Wenn es nur dir, Großfürst und Zar von ganz Rußland, wohl geht.“ Sie hatten nur ahnungsvoll in die Zukunft geblickt, denn schon der Sohn ihres Überwinders, Jwan der Grausame, nahm den Titel eines Zaren an, den bisher die Khane in Südrußland, die schwächlichen Erben der goldenen Horde geführt hatten. So stellte sich der Moskowiterfürst seinen einstigen Zwingherren selbstbewußt an die Seite und gab damit zugleich aller Welt kund und zu wissen, daß ein neues, gewaltigeres und schrecklicheres Khanat fortan im Kreml errichtet sei.

Doch nicht nur die äußere Politik der moskowitzschen Fürsten wurde in ihrem rücksichtslosen Eroberungsdrange von den Prinzipien bestimmt, die sie vorbehaltlos von den Tataren übernommen hatten; ebenso versuchten sie auch im Innern mit allen ihnen zu

Gebote stehenden Mitteln, jene Stellung eines unumschränkten Herrschers zu erringen, die vorher zu ihrem eigenen Schrecken der Großhan ihnen selbst gegenüber eingenommen hatte. Man kann sich denken, mit welchem Erstaunen zuerst die russischen Fürsten, deren Machtbefugnisse durch die Wetsche, wenn auch nicht beschränkt, so doch geregelt waren, das Schalten und Walten der tatarischen Despoten betrachtet haben mögen, die mit dem Leben ihrer Untertanen, auch der obersten im Reiche, ebenso umsprangen wie die slawischen Herrscher es bisher nur ihrem Vieh gegenüber straflos durften. Mußte sich nicht in manchen russischen Herzen der Wunsch regen, zu gleicher Macht zu gelangen, um so mehr als im Laufe der Zeit das Blut der Herren von Moskau keine geringe tatarische Beimischung erhielt. Was daher zunächst unter dem staunenmachenden Eindruck einer bisher unbekannteren gewaltigeren Wirklichkeit sich als heimliches Sehnen im Herzen des einzelnen allzu kühnen Fürsten regte, wurde nachher, verstärkt durch das täglich vor Augen liegende Beispiel, zum bewußten Streben, bis es endlich als etwas Angeborenes ins Blut übergegangen war. So begann jener rücksichtslose Kampf um die despotische Allgewalt im Moskowitereich, der auch nicht dann aufhörte, als das Haus Rjurik in seinem Mannesstamm erlosch und der erste Romanow den Thron bestieg. Wohl war dieser Knabe gerade deshalb von den Bojaren für würdig befunden worden, des Reiches neuer Herrscher zu werden, weil seine Jugend und Schwäche dem Adel die sicherste Gewähr zu bieten schien, daß der neue Zar nur ein willenloses Werkzeug in den Händen seiner Ratgeber sein würde; doch die so dachten, hatten sich getäuscht. Schon war das traditionelle Streben nach der Alleinherrschaft zu sehr mit dem Besitz der russischen Krone verbunden, als daß das junge Haupt, dem jetzt der goldene Reif auf die Stirne gedrückt wurde, nicht ähnliche Gedanken überlegt hätte, wie seine Vorgänger. Und wenn auch dem Zaren Michael das Werk nicht vollkommen gelang, so sollte dafür sein Sohn es um so sicherer vollbringen: der unter dem tapferen Dimitri begonnene, vom grausamen Iwan mit allen Mitteln des Schreckens fortgeführte Kampf gegen die Bojarenschaft, endete mit dem vollen Triumph der zarischen Gewalt unter Alegei Michailowitsch. Seitdem gab es in Rußland nur „dienende Leute“, der Adel und „lastentragende Leute“, das gemeine Volk. Gut deutsch also: Knechte und Sklaven, über die der allgewaltige Zar als Großmogul herrschte.

Doch es fragt sich, ob trotz der rücksichtslosen Härte, mit der die Großfürsten und Zaren gegen alle widerspenstigen Bojaren voringen, der endgültige Sieg in den Händen der Herrscher verblieben wäre, wenn diese nicht dauernd in ihren inneren Kämpfen von der Kirche unterstützt worden wären.

Unter dem Schutze Moskaus hat sich die russische Geistlichkeit um so reicher entwickeln können, als sie ja schon zu Zeiten der Tatarenherrschaft von allen Abgaben befreit war. Wer flug war, ging darum in ein Kloster und genoß auf diesem Umwege den ungeschmälerten Ertrag seiner Güter. So reihte sich im Laufe der Zeit bald ein frommes Gebäude an das andere, nur daß die christliche Tugend der äußere Deckmantel für ein nur allzu oft zuchtloses Leben wurde, das hinter den Klostermauern Äbte und Mönche führten. Die größte Unwissenheit paarte sich mit ausschweifendster Völlerei, während das gemeine Volk immer mehr und mehr in das Dunkel des Aberglaubens versank. Doch was hatte das zu bedeuten, wenn nur die obersten Kirchenväter dem Zaren gehorsam blieben und die gleiche Eigenschaft den gedankenlosen Massen predigten. So blieb der Pakt, der unter Iwan geschlossen war, zwischen der Kirche und dem Zaren bestehen; wurde sichtbarlich erneuert, als nach der Zeit der Wirren der Sohn des Patriarchen, Michael Romanow zum Zaren gewählt wurde; und beide Teile haben diese Freundschaft bis auf den heutigen Tag noch nicht berent.

Doch nicht nur diese Handlangerdienste hat die Kirche den weltlichen Herren des Reiches geleistet, die ja auch durch häufige Schwüngen der Knute hätten ersetzt werden können. Sehr viel wichtiger dagegen ist für die Vermehrung des zarischen Ansehens jene Verbindung geworden, die dank der Orthodogie zwischen Byzanz und Moskau hergestellt worden ist. Denn als die griechische Hauptstadt ihre Tore dem Sultan öffnen mußte und auf der Hagia Sofia statt des Kreuzes der Halbmond errichtet wurde, da verschwand mit dem fliehenden Patriarchen für immer auch sein Ansehen, das er, wenn in noch so geringem Maße, als oberster Kirchenfürst in Rußland gehabt haben mochte. Statt dessen wurde der Moskauer Metropolit zum Patriarchen erhoben. Unter dieser Würde wurde nicht nur die russische Kirche autonom, sondern der Glanz, den bisher der Name Byzanz ausgestrahlt hatte, mußte sichtbarlich auf Moskau übergehen. Gleichzeitig wurde der Doppeladler in das moskowitzische Reichswappen eingefügt, um aller Welt anzudeuten, daß auch der weltliche Erbe des byzantinischen Reiches künftig an der Moskwa zu suchen sei. Ja selbst die Vermählung des dritten Iwan mit den Nichte des letzten griechischen Kaisers hatte zwar nicht den Erfolg, den die Ehestifter in Rom beabsichtigt hatten, war aber dem Großfürsten gerade deshalb genehm, weil sie seinen Ambitionen auf Byzanz eine noch stärkere Berechtigung geben mußte. An dieser Auffassung haben auch seine Nachfolger festgehalten; ließ sich doch Iwan IV. durch den Patriarchen von Konstantinopel und ein zu diesem Zwecke besonders berufenes Konzil ausdrücklich bestätigen,

daß er mit dem byzantinischen Kaiserhause verwandt wäre und ein Recht auf die verschwundene Kaiserkrone habe. Wohl bemerkt aber: Diese Erweiterung in der Legitimierung der zarischen Allgewalt ist erst eingetreten, als schon längst die tatarische Auffassung von den Rechten eines Herrschers den moskowitzischen Großfürsten in Fleisch und Blut übergegangen war. Und es ist bezeichnend, daß das russische Volk selbst, nicht nur der gemeine Mann, sondern auch derjenige, der schon zu jener Zeit zu denken verstand, an der tatarischen Abstammung der moskowitzischen Despotie festhielt. Mochten immerhin schriftkundige Priester und Mönche sich um den gelehrten Nachweis bemühen, daß der gekrönte Mann im Kreml der Erbe eines längst zerstörten Kaiserreiches wäre — die Menge sah in ihm nur den Nachfolger des Khans, vor dem ein jeder, der ihn erblickte, furchterschauernd in die Knie sinken mußte. Denn zu allem übrigen was man von der goldenen Horde her nach Moskau übernommen hatte, kam nicht zuletzt auch das äußere Zeremonial. So wie man sich dem Khan nur knieend nahen durfte, so mußten sich Fremde und Einheimische in gleicher erniedrigender Weise vor dem Zaren beugen. Verließ somit die höfische Feier streng nach ursprünglich tatarischen Regeln, so war das übrige Leben der Großen im Reich, äußerlich wie innerlich, erst recht von dem verderblichen Einfluß beherrscht, den die Tataren in Rußland ausgeübt hatten. Die Bestechlichkeit eines jeden Beamten ist das unheilvollste Vermächtnis aus jener Zeit der Knechtschaft; und neben der allgemeinen Unehrllichkeit war die Trunksucht das zweite allgemein verbreitete Erbübel geworden. „Nur die Trunkenheit machte dem Gelage ein Ende und niemand verläßt den Speisesaal, als indem man ihn hinausträgt“, so schildert ein Reisender des siebzehnten Jahrhunderts den stärksten Eindruck, den er in Moskau empfangen hat.

So also sah das Moskowitereich aus, als Peter der Große geboren wurde: Die Bevölkerung — eine verarmte, unwissende, tierisch verrohte Masse, die in sflavischer Botmäßigkeit von ihren Herren, dem grundbesitzenden Adel, dahinvegetierte; dieser selbst grausam als Herr gegenüber den leibeigenen Untergebenen, ungebildet und barbarisch in seinem Denken und Tun, allzeit nur darauf bedacht, sich rechtmäßig oder unrechtmäßig auf Kosten anderer zu bereichern, dabei selbst im sflavischen Gehorsam gegenüber dem Zaren beharrend; dieser allein, der einzige Mann im Reiche, der aufrecht stand, wenn alles rings um ihn auf den Knien lag; erfüllt von den Idealen Asiens, schrankenlos in seiner Herrschaft, die genau so weit reicht, als er mit seinem Schwerte berühren kann; bricht dieses, so stürzt auch seine Macht zusammen, wächst die Kraft seines Armes, so erweitern sich die Grenzen seines Reiches; neben dem weltlichen

Despoten die Priester, die sich selbst nur mästen und im übrigen dem Zaren liebedienerisch zu Willen sind; die statt das Werk ihres Meisters zu pflegen, nur darauf bedacht sind, das Ansehen ihres Beschützers zu mehren, um aus seiner Hand nachher den doppelten Lohn zu erhalten: kam jetzt der Mann auf den Thron, dem die Natur reichere Gaben geschenkt als seinen Vorgängern, so stand ihm, wenn er nicht anders zu denken gelernt hatte, die ganze Welt offen. Unter seiner Führung konnte jetzt anderen Völkern das neue tatarische Joch auferlegt werden.

Peter der Große hat einmal dem dänischen Gesandten gegenüber sein Reformwerk dahin charakterisiert, daß er aus Bestien Menschen machen wolle. Mit dieser drastischen Äußerung stimmt die Ansicht eines anderen Russen überein, der die moskowitzischen Kriegsheere immer nur als „Viehherden“ bezeichnet. In der That hat der große russische Reformator seine Aufgabe vornehmlich darin gesucht, seinen gesamten Regierungsapparat nach europäischem Muster umzubilden, um desto erfolgreicher das gleiche Ziel zu erreichen, das auch schon seinen Ahnen dauernd vorschwebte: die ständige Erweiterung des Reiches. In dieser Politik der Aktivität unterscheidet sich Peter von seinen Vorgängern nur insoweit, als ihm in reicherm Maße gelang, was die anderen nur zum Teil erreichen konnten; während die metaphysische Voraussetzung für diese ständigen Eroberungskriege immer die gleiche geblieben ist. Es ist darum auch nicht richtig die Behauptung aufzustellen, daß Peter seinen großen Zug nach Westen unternahm, um das Fenster nach Europa einzuschlagen, sondern umgekehrt, die immerwährende Eroberungslust der moskowitzischen Herren war so groß, daß sie schließlich unter der Führung Peters die Grenzen des Abendlandes erreichten. Und wäre es nach Peters Wünschen gegangen, so hätte er sich nicht mit dem Ergebnis des Nystädter Friedens begnügt, sondern die Grenzen seines Reiches längs der Ostsee bis zur Kieler Bucht ausgedehnt. Nur sein militärisches Unvermögen hat den genialsten Russen daran gehindert seinen Plan auszuführen. Soviel steht jedenfalls fest: die Berührung des germanischen Okzidents mit dem tatarisch-russischen Orient hat nur diesem Vorteile gebracht, während die Germanen seitdem oft genug Gefahr gelaufen sind, in eine selbstmörderische Abhängigkeit vom slawischen Nachbar zu geraten. Ist doch der äußerste Posten deutscher Kultur, das Land der Balten, seit Peter des Großen Zeiten in die Botmäßigkeit des Moskowitzers geraten, dessen Faust, schwer auf dem Lande lastend, sich in diesen Tagen gerade anschießt, den letzten Trägern des Deutschtums in den Ostseeprovinzen garaus zu machen; während es andererseits den Deutschen seit der Gründung des russischen Kaiserreiches kaum mehr gelungen ist, slawischen Boden

für germanische Kulturarbeit zu gewinnen, im Gegenteil, sie gezwungen wurden, bereits erobertes Land wieder zurückzugeben.

So hat also Peter der Große neben der Vermehrung seines Reichsgebietes seinem Volke durch die Einführung westeuropäischer Reformen die Kraft gegeben, das Erworbene zu erhalten und durch neue Eroberungen zu vermehren, während im übrigen der erste russische Kaiser nur darauf bedacht war, seine überragende Stellung als Selbstherrscher noch gründlicher zu festigen und zu stärken. Zu diesem Zwecke vereinigte er in seiner Hand für sich und seine Nachfolger nicht nur alle Rechte eines weltlichen Herrschers, sondern fügte diesen auch die oberste kirchliche Gewalt hinzu. Statt des abgesetzten Patriarchen wurde die Synode eingeführt, deren Mitglieder den Eid schwören mußten, daß „der höchste Richter dieses geistlichen Kollegiums der allrussische Monarch selbst“ wäre. Erstrebte Peter mit dieser Reform zunächst auch mehr die Brechung aller geheimen und offenen Widerstände der russischen Geistlichkeit gegenüber seinen Reformen, so wurde ihm gleichzeitig dadurch der sicherlich nicht unerwartete weitere Lohn zuteil, daß künftig niemand an seinem Gottesgnadentum zweifeln konnte. Wer jetzt seine Hand gegen den Herrscher erhob, versündigte sich nicht nur an dem Zaren, sondern auch an der Kirche. Jetzt war der Kaiser von Rußland in Wahrheit der Gesalbte des Herrn.

An Widersprüchen gegen die Europäisierung Rußlands hat es weder im Volke noch im russischen Adel gefehlt; doch der Arm Peters war stark genug, alle Widerspenstigen zu zähmen; schonungslos wurden alle — darunter der Erbe des Thrones — verbannt oder hingerichtet, die sich der Einführung der westeuropäischen Technik widersetzten. Dafür aber erstanden, kaum daß Peter seine Augen geschlossen hatte, in langer Reihe jene führenden russischen Männer, die, je nach den Umständen bald vorsichtig und demütig, bald stürmisch und dreist die Rückkehr in jene Zeiten verlangten, wo der moskowitzische Herrscher in ständiger Beratung mit seiner Bojarenschaft das Volk nach den Gesetzen der rechtgläubigen Kirche regierte. Wohl ist diese Forderung, entsprechend den konstitutionellen Errungenschaften Westeuropas, im Laufe der Zeit in andere Worte gekleidet worden, ihr ursprünglicher Sinn aber hat sich nicht geändert bis auf den heutigen Tag.

Aus diesem Gegensatz der Anschauungen heraus, der zwischen den russischen Herrschern seit Peter dem Großen und dem russischen Adel bestand, ergab sich eine oft versteckte, oft wieder deutlich sichtbar werdende, immer aber bestehende Feindschaft, die bald zu Palastrevolutionen und mißglückten Aufständen, dann wieder zu grausamen Unterdrückungsmaßregeln und Massenverbannungen führte,

bis endlich der Ausgang der Revolution zu Beginn dieses Jahrhunderts den innern Frieden für lange Zeiten wiederhergestellt hat.

Unzweifelhaft ist Peter der Große von der Allmacht seiner Herrschergewalt ebenso erfüllt gewesen wie nur je einer seiner Vorgänger, noch hat ein Nachfolger des ersten Kaisers von sich und seiner göttlichen Herkunft je anders gedacht, als der Schöpfer dieser Würde. So war es denn selbstverständlich, daß die Herrscher und Herrscherinnen des 18. und 19. Jahrhunderts alles daran setzten, ihre Rechte zu wahren. Da aber die russischen Großen nur zu sehr geneigt waren, diese anzutasten, so begann sich der Kaiserhof mit Fremden aus Westeuropa zu füllen, die — nur von dem einen Wunsche nach eigenem Reichtum und Glanz beherrscht — gern bereit waren, jeden Dienst zu leisten, den die kaiserliche Gewalt zu ihrer eigenen Erhaltung verlangte. In jener Zeit wurde für immer, auch in dem Herzen des vornehmen und gebildeten Russen, der Haß gegen alles fremdländische großgezogen, weil nur zu oft der kaiserliche Wille dem russischen Rücken durch die Hand des Fremden eingebläut wurde. War schon die Despotie vorher unerträglich gewesen, so wurde sie es doppelt, seitdem der Ausländer ihr vornehmster Diener war, trotzdem vermutlich es nur auf diesem einzigen Wege möglich gewesen wäre, das russische Volk auch innerlich mit Europa zu verbinden. Doch es sollte nicht sein; die tatarische Saat war doch schon zu reichlich aufgegangen, als daß der slawische Boden jemals andere denn die ungenießbaren Früchte Asiens tragen sollte, um so mehr, als aus dem russischen Adel heraus immer wieder neue Stimmen erschollen, die dringend die Rückkehr nach Moskau verlangten.

Nachdem der erste Versuch der Fürsten Dolgoruki und ihrer Verbündeten unter der Kaiserin Anna eine Beschränkung der Alleinherrschaft zu erreichen, mißlungen war, versuchte die Aristokratie unter Führung des Grafen Panin, die junge Kaiserin Katharina zu bewegen, eine Städteverfassung einzuführen. Doch auch dieser Plan mißlang, und den Entwürfen, die nachher der Moskauer Professor Desnitzi der Kaiserin vorlegte, ging es nicht besser. Nur so weit ließ sie sich von der allgemeinen Unzufriedenheit bestimmen, daß sie im Jahre 1785 dem Adel einen Freibrief ausstellte; er erhielt das Recht, Versammlungen abzuhalten, wurde von Steuern befreit, die Prügelstrafe wurde abgeschafft, der Bauer ausschließlich dem Herrn untertan. Nur die Not hatte Katharina dieses Geständnis abgerungen. Der Aufstand Pugatschews redete eine drohende Sprache, um so mehr als der Unterdrücker der Empörung, General Bibikow, unumwunden erklärte: „nicht Pugatschew ist wichtig, sondern die allgemeine Unzufriedenheit Rußlands.“ Darum wollten

auch die Stimmen, die nach erweiterten Rechten verlangten, trotz aller gewährten Privilegien nicht verstummen. Was half es, daß die Kaiserin Roditschew nach Sibirien verbannte, der so kühn gewesen war, nicht nur die Einführung einer Ständeversammlung und die Aufhebung der Leibeigenschaft zu verlangen, sondern auch die Freiheit der Presse gefordert hatte — sein Buch wurde trotz aller Verbote gelesen und seine Gedanken wirkten weiter. Wohl fanden sich andere, die ihm widersprachen, doch selbst diejenigen, die im konservativsten Geiste, wie Ssumarokow und Schtscherbatow, die Dinge betrachteten, kamen zu dem Schlusse, daß mit der Notwendigkeit jeglicher Lösung einer Gemeinschaft zu Westeuropa und der Rückkehr zu den vorpetrinischen Zeiten, die Einführung einer Ständeversammlung unbedingt erforderlich wäre.

Was dem Adel unter Katharina nicht gelungen war, mußte ihm unter Paul erst recht mißglücken. Denn gleich zu Beginn seiner Regierung dekretierte dieser Herrscher: „Die oberste Macht des Selbstherrschers, die ihm von Gott gewährt wurde, erstreckt sich auch auf die Kirche. Der ganze Klerus ist verpflichtet, dem Zaren als dem von Gott gewählten Haupte der Kirche sich zu fügen in allen, sowohl religiösen als auch bürgerlichen Angelegenheiten.“ Kein Wunder, daß aus solcher Anschauung heraus, die den Cäsaropapismus als oberstes russisches Regierungsprinzip proklamierte, der Kaiser von einer Einschränkung seiner Rechte nichts wissen wollte, ja sogar Worte wie „Bürger“ und „Vaterland“ durch einen Ukas aus der russischen Sprache auszumerzen versuchte. Pauls Sohn hat scheinbar anders gedacht; aber nur scheinbar. Denn seine vielfachen Versicherungen, Rußland mit einer Konstitution zu beglücken, sind ebenso unerfüllt geblieben wie die Aufträge, die er zur Ausarbeitung einer Verfassung gegeben hat. Im entscheidenden Augenblicke war es immer Alexander selbst, der die Verwirklichung aller liberalen Pläne verhinderte. Wohl erklärte Graf Speranski seinem Herrn, daß es in Rußland nur zwei Stände gäbe, „die Sklaven des Kaisers und die Sklaven der Grundbesitzer“, doch diese niederschmetternde Charakteristik des gesamten russischen Staatswesens ließen den Kaiser im Grunde ebenso ungerührt wie jenes Schreiben Karasins, das der junge Monarch zehn Tage nach seinem Regierungsantritt auf seinem Schreibtisch fand. Und doch war auch gerade dieser Entwurf von altmoskowitzischem Geiste erfüllt, der den Zaren als den Stellvertreter Gottes pries und nur für die Grundbesitzer einige Rechte in Anspruch nahm, die nichts anderes wären „als die Statthalter ihrer großen Kaiser, jeder in dem ihm erblich anvertrauten Teile“.

Von neuem und heftiger entbrannte der Kampf, als Nikolai I. den Thron seiner Väter bestieg. Man kennt den Dekabristenaufstand

und seinen tragischen Ausgang; doch soll man sich hüten, in jener Bewegung auch nur die geringste Ähnlichkeit mit den Verfassungskämpfen zu suchen, die vorher und nachher das französische und deutsche Volk um ihre eigenen Bürgerrechte geführt haben. Nur die Sprache der Defabristen war westeuropäisch, der Sinn dagegen, den sie mit den Worten verbanden, fast durchweg moskowitzsch. Verlangte doch der politisch gebildetste Denker unter ihnen, Pestel, die vollkommene Verschmelzung aller der vielen den Großrussen unterworfenen Nationen zu einem Volke, so daß künftig nicht nur die russische Sprache im ganzen Reiche die einzig bestehende sein sollte, nein, daß sogar die Namen der verschiedenen Völker verschwinden müßten. Wenn daneben Graf Murawjew von der Errichtung einer Republik träumte, so enthielt doch auch diese schon in ihrer Kennzeichnung als „slawisch-russisches Reich“ gleichzeitig alle Rechte zu einer weiteren Ausdehnung, deren tiefster Grund wiederum im moskowitzschen Großfürstentum und seiner tatarischen Abstammung zu suchen ist. Erst im Tode hat sich dieser ritterliche Phantast vom Lande seiner Väter abgewandt, als er, dem schon die Schlinge um den Hals gelegt war, das entsetzliche Wort sprach: „Verflucht das Land, in dem man nicht einmal zu hängen versteht.“ Doch diese Kunst wenigstens ist schnell genug schon unter dem ersten Nikolai, erst recht unter seinen Nachfolgern, erlernt worden. Mit eisernem Besen ließ dieser Hüter monarchischer Ordnung sein Land auskehren, so daß auch der letzte Einfluß Westeuropas schwand; sprach er selber doch von der Moskauer Universität niemals anders, als von der „Wolfshöhle“. In jener Zeit entstand die tragische Figur des „überflüssigen Menschen“, wie Puschkin und Lermontow sie schilderten. Denn Nikolai betrachtete „das ganze Leben als einen Dienst“; wohlbemerkt aber als einen, der ihm geleistet werden mußte. Deswegen war sein einziger Vertrauensmann im Grunde doch nur der Unteroffizier und jene, die diesem glichen. Wohl machte nach ihm der edelmütige Alexander den Versuch, sein Volk in anderer Weise als nur durch die Knute zu beglücken, im Herzen aber blieb auch er ein Autokrat, allem westeuropäischen Wesen abgeneigt, getreu der Mahnung, die schon dem jungen Großfürsten sein Erzieher, der Dichter Shukowski, zuteil werden ließ. Und es ist bezeichnend, daß jene vielberühmte Konstitutionsakte, die der Kaiser schon unterzeichnet hatte, seinen gewaltsamen Tod herbeigeführt hat. Denn der Entwurf gewährte wiederum nur dem Adel die vielbegehrten Rechte, während das Volk in der Knechtschaft beharren sollte. Aus diesem Grunde haben ihn Verblendete getötet, weil sie richtig erkannten, daß jede Erweiterung in den Rechten der Aristokratie diese dauernd und unlösbar mit der kaiserlichen Gewalt ver-

binden würde, demgegenüber das gemeine Volk erst recht machtlos sein müßte.

Noch einmal erhob sich nach dem Tode des Zarfreyers das Haupt der finstersten Reaktion, als Alexander III. Kaiser von Rußland wurde. In ihm lebte noch deutlicher als in manchem seiner Vorgänger jener Geist der finsternen moskowitzschen Herrscher, die in düffelhaftem Hochmut nichts neben sich gelten lassen wollten als die sflavischen Ehrbezeugungen einer kniebeugenden Menge. „Wenn der Zar angelt, kann Europa warten.“ Dieses Wort, das er gesprochen, charakterisiert Alexander III. besser, als manche dickleibige historische Untersuchung. Und weil er neben dem Willen die Kraft besaß, seine Hand schwer über dem Reiche zu halten, so murrte wohl der Adel, aber er wagte nicht, sich offen aufzulehnen. Erst als dem Riesen ein Schwächling auf dem Throne folgte, schlugen die Flammen der Revolution empor.

Die russische Revolution verdankt ihre Entstehung natürlich mehr als einer einzigen Ursache, ihren Erfolg dagegen nur einem einzigen Grunde. Die äußerste wirtschaftliche Not, die vollkommene Verarmung des gemeinen Mannes hatte die Volksmassen mehr als einmal zur offenen Empörung getrieben; bisher aber immer vergeblich. Im besten Falle konnten die zur Verzweiflung getriebenen Bauern ihren Kummer in den Weinen ihres Gutsherrn ertränken, wütende Arbeiter in der Zerstörung der Fabrik Befriedigung ihrer Rachsucht finden, um dafür am anderen Tage unter den Knuten der Kosaken um so schrecklicher büßen zu müssen. Solange dieses Volk im Kampfe gegen die Regierung keinen Bundesgenossen fand, war sein Ringen um das Recht auf ein menschenwürdiges Dasein umsonst. Denn die Männer, die an der Spitze des Reiches standen, dachten über die Behandlung der „lastentragenden“ Untertanen genau noch ebenso, wie Dimitri, der Sieger am Don. Der einzige Unterschied in der russischen Steuerpolitik des vierzehnten vom zwanzigsten Jahrhundert lag in der Vermehrung der Abgaben; sonst hatte sich im Grunde nichts geändert: waren die Väter Sklaven gewesen, so blieben es die Enkel auch.

Doch nicht nur das wirtschaftliche Elend trieb das Volk in den Bürgerkrieg; auch die vollkommene politische Rechtlosigkeit zwang viele zur offenen Empörung. Denn die Völker, die im dichten Kranze längs der Grenzen des alten Großfürstentums vom Moskowiter unterworfen worden waren, hatten es im Laufe der Zeit zu ihrem eigenen Entsetzen kennen gelernt was es heißt, dem Erben des Khans botmäßig zu sein. Wenn die Tataren einst Räuber waren, so waren die Russen Räuber und Schelme zugleich. Denn da es

ihnen oft an der physischen Kraft gemangelt hatte, die Grenzpfähle weiter zu stecken, so versuchten sie es oft genug durch List, den Gegner durch Versprechungen für sich zu gewinnen, um nachher den allzu Vertrauensseligen um so drückender das neue tatarische Joch fühlen zu lassen. So wollte schon Katharina nichts mehr von den Versprechungen wissen, die einst Peter der Große den Ukrainern gegeben hatte, sondern sie ging schonungslos gegen die kleinrussische Eigenart vor. Nikolai und sein Sohn kämpften mit Feuer und Schwert gegen die Polen, Alexander III. suchte mit allen nur möglichen Mitteln die baltischen Ostseeprovinzen zu russifizieren, während dessen Nachfolger wiederum seine besondere Aufmerksamkeit den Finnländern zuwandte. So hatte jeder dieser Herrscher sich sein spezielles Wirkungsgebiet ausgesucht, ohne dabei aber die Niederwerfung des ganzen vielsprachigen Reiches unter das Szepter Moskaus je aus dem Auge zu verlieren. Was Sibirien und der Galgen als Mittel zur Verbreitung der „echt russischen“ Kultur vermochten, ist im Laufe der Zeit geschehen: wenig genug, denn nur der Leib wurde getötet, kaum daß ein einziger in seinem Herzen seiner Väter Art untreu wurde. Als aber die Stunde gekommen war, da man aussichtsvoll das Joch abschütteln konnte, erhoben sich Mohammedaner und Armenier, Polen und Ukrainer, Esten und Letten, um wie ein Mann das Recht auf die bürgerliche Freiheit drohend zu fordern.

Und doch kann man annehmen, daß selbst diese vereinigten Kräfte nicht genügt hätten, der Revolution zum Siege zu verhelfen. Denn was sich bisher geregt hatte, waren doch nur die Sklaven des Reiches, auf die der Großrusse von jeher verächtlich herabsah. Erst als der großrussische Adel selbst offen an die Spitze der Empörung trat, errang diese schnell ihren blutigen Erfolg.

Seit über zwei Jahrhunderten hatte die russische Aristokratie für sich jene Rechte verlangt, deren Umfang sich ungefähr mit jenen deckte, die im früheren Großfürstentum die Bojaren besessen hatten. Solange der Adel in seinem Kampfe gegen die Selbstherrschaft allein stand, war sein Bemühen vergeblich; um so mehr als der ganze Stand nicht geschlossen zusammenhielt. Daher bedurfte es auch selbst im russischen Reiche erst einer wenigstens angeblich von der Wissenschaft ausgearbeiteten Lehre und deren gefühlsmäßigen Wirkung auf alle großrussischen Herzen um ein Programm zu finden, auf das sich die überwiegende Mehrzahl der gesamten russischen Intelligenz gemeinsam verpflichten konnte. Gewiß: was auf den heimlichen Tagungen der Semstwo in den einzelnen Gouvernements von den Führern der Opposition gesprochen und gefordert wurde, klang in Worte gekleidet den Wünschen ähnlich, die einst deutsche

Männer im „tollen Jahre“ bei uns geäußert hatten. Der Geist aber, der damals die Liberalen, heute die Oktobristen erfüllte, ist abgrundtief voneinander verschieden. Denn in Rußland war die Forderung des russischen Adels nach einer Konstitution nichts anderes als die auf das politische Gebiet übertragene Lehre der Slawophilen. Die Arbeiten eines Kirejewski, Thomjäkow, Aksakow mußten vorausgegangen sein, um auch dem überzeugtesten russischen konservativen Aristokraten vor sich selbst das Recht zu geben, sich wider seinen Zaren aufzulehnen. Die drei großen Behauptungen der Slawophilen: die Überlegenheit der russischen ländlichen Kultur über den Städter des Westens, der Triumph des gläubigen orthodoxen Herzens über das protestantische Gewissen und der Sieg der Gemeindeordnung über den westeuropäischen Einzelbesitz war seit den Tagen, da sie zum erstenmal unter Nikolai I. ausgesprochen wurde, längst schon das geistige Gemeingut aller russischen Nationalisten geworden, die sich an dieser billigen Beweisführung einer Erlösermission des Russen herauschteten. Und um auch die letzte Lücke in der Theorie zu füllen, begründeten gleichzeitig die Panlawisten mit neuen Worten den einst von den Tataren übernommenen Beutedrang ihrer Herrscher, denen jetzt aus der Geschichte heraus erneut das Recht gegeben wurde, mit ihren Soldaten beliebig in jede Himmelsrichtung vorzudringen. Vor allem aber sollte der Eroberungszug nach Süden gehen, dorthin, wo einst die erste rechtgläubige Kirche gestanden hatte, und wo es noch Völker gab, die auch zu den Slawen gehörten. An ihnen allen sollte das Wort Puschkins wahr gemacht werden: „daß alle slawischen Bäche sich ins russische Meer ergießen“. Erst in dieser geistigen Ausrüstung wagte es auch der gehorsame russische Edelmann die Einführung einer Konstitution zu fordern, denn auch sie sollte ja nur dazu beitragen, das Reich immer nur russischer, nur moskowitzscher zu gestalten, um durch die Wiederbelebung der alten Ideale gleichzeitig die Eroberungskraft des Volkes zu vermehren. Nur für sich als dem Statthalter des Kaisers, verlangte er dieses Recht, während er dienstfertig zugleich versprach, selbst wie ein echter russischer Tyrann über seine Untergebenen zu regieren.

So hörte auch die russische Revolution genau in dem gleichen Augenblicke auf, als der russische Adel und die mit ihm verbündete akademische Intelligenz sich die Erfüllung ihrer Forderungen erkämpft hatte. Anfangs wußte man von der Höhe des Thrones herab den inneren Gegensatz zwischen Führern und Geführten nicht recht zu unterscheiden, sah nicht, daß die Massen nach Brot und um Befreiung vom Joche schrieten, während die Edelleute nur um das Vorrecht baten, zwar für sich von der Knute befreit zu werden, dafür aber bereit waren, um so hingebender bei der allgemeinen Unter-

drückung zu helfen. Erst als der weitsichtigere Stolypin die Zügel der Regierung ergriff, trennten sich die bisher Verbündeten. Was innerlich westeuropäisch gesinnt war, wurde wie früher verbannt, während die echten Russen, durch ein neues Wahlgesetz belohnt, jetzt fast allein in der Duma regierten und willig die Regierung in allen Maßnahmen der gewaltsamen Ausgießung des heiligen russischen Geistes unterstützten. So wurde das revolutionäre Werk, das die Fremdvölker und die Armen begonnen hatten, nur zu einem Erfolge für den Großrussen. An eine neue russische Revolution ist aber um so weniger zu denken, als seit der ersten der Zar tausende williger Fäuste gewonnen hat, die bereit sind, den schützenden Schild über ihn und sein Reich zu halten.

So steht der Riesenkolos heute da: statt der früheren Alleinherrschaft eine Vielherrschaft, die aber vom alten moskowitzischen Geiste erfüllt ist; die Rechte der einzelnen kleinen Tyrannen zwar kümmerlich, aber ausreichend, um ihre innigste Sehnsucht zu befriedigen, nach Jahrhunderten eigener Knechtschaft jetzt den Herrn spielen zu können; der großrussische Bauer zwar vollkommen rechtlos, aber doch von dem gleichen Dünkel erfüllt wie sein Herr und dessen Herrscher: daß das heilige Rußland bestimmt sei, bis an der Welten Ende zu regieren. Auf der Suche nach der Erfüllung dieser Mission müssen die Soldaten dauernd weiter und immer weiter marschieren, gestern nach Asien, heute nach dem Balkan, morgen vielleicht nach Schweden. Denn der historische Sinn für andere fehlt dem Russen, der nur allein vom Eigen-Sinne erfüllt ist. Darum ist auch die Grenze seines Reiches nicht durch die historische Entwicklung der Nationen bestimmt, sondern allein durch die stärkeren Mächte, die ihm gewaltsam entgegentreten. Solange sie keinen Widerstand finden, wälzen sich die russischen Heeresmassen weiter vorwärts, bis endlich die Elemente ihnen halt gebieten: in allen vier Richtungen der Windrose will der Russe ans Meer, nicht weil er den Hafen braucht, sondern weil allein die Fluten des Ozeans ihn aufhalten können.

Und doch: das Reich dieses Riesen ist nur locker zusammengefügt und muß zusammenbrechen, wenn erst ein Schwertstreich wirklich seinen Nacken trifft. Denn die Ketten der Sklaverei, die achzig Millionen Menschen von hundertzwanzig Millionen tragen, haben niemals, geschüttelt vom ohnmächtigen Grimme ihrer verzweifeltsten Träger, zu rasseln aufgehört, und sie müssen am gleichen Tage zerspringen, an dem vom Torneo bis zum Kaukasus die Kunde wie ein Evangelium der Erlösung die Völker durchheilt: das letzte Tatarenheer ist geschlagen. Denn Tataren sind die Russen geblieben; auch heute noch. Noch einmal weise ich auf jene Chronik, die entschuldig und wahrhaft zugleich den Einzug der tatarischen Horden in

Rußland schildert. Liest sie sich nicht wie ein Kriegsbrief aus Ostpreußen? Wahrlich, jener Franzose hatte recht, als er das denkwürdige Wort sprach: „Grattez le Russe et vous trouverez le Tartare.“

Und ähnlich sang einst Graf Moritz Strachwitz das Kriegsglied aller Deutschen, wie wenn er in seinem Geiste die Zeit schon sah, die wir heute erleben:

Vor dem Zaren
Der Tataren
Gott dich möge treu bewahren,
Denn Sibirien ist gar nah,
Sieh dich um, Germania!

So ist's und so wird es bleiben, wenn nicht jetzt Deutschland zum zweitenmal von dem drohenden tatarischen Joch dauernd befreit wird.

Rußland, ein Nationalitätenstaat.

Von Archivrat Dr. Paul Karge, Königsberg.

Stimmungsbilder aus der russischen Duma.

I.

Neben den Redekämpfen über die Richtlinien der innern Politik nach Stolypins Tode, neben den mannigfaltigsten Klagen über Mängel und Rückständigkeiten der Landeskultur fällt dem fremden Leser der Dumaverhandlungen vom Jahre 1913 besonders die breite und erregte Erörterung der Nationalitätenfrage ins Ohr. Ganz plötzlich wird sie bei Gegenständen, in Reden, in denen man solche Betrachtungen gar nicht erwarten sollte, aufgeworfen und je nach der Stellung des Redners bald von dieser, bald von jener Seite her beleuchtet. Der eine schlägt mit stürmischer Hand, von vaterländischer Sorge und Erregung behend, an die große Glocke des Jwan Melikij, auf daß sie den Warnungsruf in das Land hinaus erschallen lasse: Rußland ist in Gefahr; sein Gegenspieler, der ungezähmte kaukasische Bergsohn Tschchenkeli oder sonst wer, verteidigt trotzig und wild die Eigenart, die Wünsche und Forderungen, die unveräußerlichen Rechte der bedrückten „Fremdstämmigen“; der dritte Redner wiederum, der vielleicht den Mittelparteien angehört, versichert zunächst, ein ebenso guter und echter Russe zu sein, wie jener von Sorgen erfüllte erste Patriot, bemüht sich dann aber, durch vorsichtig werbende Worte die erschreckten Fremdvölker der gemeinsamen großen Mutter Rußland in Güte wieder zuzuführen.

Wir sind seit langer Zeit daran gewöhnt worden, in Rußland einen nationalen Einheitsstaat zu sehen. Die Art, wie das Großrussentum die Herrschaft über die ihm unterworfenen oder angegliederten Gebiete und Völkerschaften auszuüben wußte und der Umstand, daß es stark genug schien, um Welteroberungsplänen nachzugehen, hat uns diese Ansicht beigebracht. Man lese nur Bruno Bauers, des sonst recht kritisch veranlagten Hegel-Schülers, Aufsatz über „Rußland und das Germanentum“ vom Jahre 1853. Vor der Geschlossenheit des russischen Volksganzen, das „von der Weichsel bis Kiachta“ nach ihm reicht, vor der „östlichen Macht, die bereits im Besitz der kontinentalen Diktatur steht“, sinkt er gleichsam in die

Knie. Selbst König Friedrich Wilhelm IV. pflegte seinen kaiserlichen Schwager Nikolaus I. mit einem Gemisch von leichtem Spott und einem eigenartigen gelinden Grauen „den höchsten Herren der engen Welt“ zu nennen. Die Gedankengänge des deutschen Publizisten waren gewissermaßen nur der Niederschlag der Stimmungen und Urteile, die man an den deutschen Fürstenhöfen und in den politisch und geistig leitenden Kreisen bei uns dem östlichen Nachbarreiche damals entgegenbrachte.

Die Dreifaltigkeitslehre des Grafen Uwarow: Orthodogie, Autokratie und Nationalität zu der „hauptsächlichsten Grundlage des russischen gesellschaftlichen Bildungssystems“ zu machen, wie er bei seinem Antritte des Ministeriums der Volksaufklärung im Jahre 1833 verkündigte, hat auch auf unsere Anschauungen eingewirkt. Noch bis vor kurzem gab es bei uns gebildete Kreise, die nicht ohne Einfluß waren und die da meinten, in Rußland werde in einer und der gleichen Weise an Gott geglaubt und in einer und derselben Sprache, dem Großrussischen von Moskau und Petersburg, gesprochen. Ein Nachhall dieser von Uwarow und dann später wieder seit Alexanders III. Zeit mit Nachdruck gewünschten Auffassung ist es, wenn Professor May Sehring noch im Jahre 1912 Rußland „das größte territorial und national geschlossene Staatswesen der Erde“ nennt, von einem „einheitlichen Volkstum“ spricht und die vom Großrussentum verschiedenen und ihm entgegengesetzten Nationalitäten nicht mehr als 20 vom Hundert der ganzen Bevölkerungsmenge schätzt.

Wer jemals Gelegenheit gehabt hat, an einem russischen Wallfahrtsorte, z. B. in dem berühmten Höhlenkloster von Kiew, an einem hohen orthodoxen Feiertage die aus ganz Rußland zusammengeströmten Pilgerscharen sich anzusehen, der konnte aus dem verschiedenen Gesichtsschnitt, den Merkmalen der Körperbildung, den Verschiedenheiten der Kleidung, die selbst die neue Kattunindustrie nicht hat verwischen können, das eigenartige Völkergemisch sofort erkennen. Es brauchte dabei noch gar nicht jemand zu sein, dem bei dieser Feststellung die Kenntnis der Sprache, der archäologischen und geschichtlichen Tatsachenreihen zu Hilfe kam. Ein Gang durch die Straßen von Moskau oder über die Messe von Nischni Nowgorod mußte den auch in Rußland sonst Fremdesten in dem Kiewer Eindruck bestärken.

Aber wer kannte bei uns denn früher Rußland? Wieviel Deutsche sind wohl, zusammengerechnet, ohne unmittelbare Geschäftsinteressen, nach drüben gereist, um den Russen auch einmal bei ihm zu Hause zu beobachten? Man wußte wohl, daß die Polen und Finnländer anderen Ursprungs waren, daß sie dem westeuropäischen

Kulturkreise angehörten und den russischen Druck mit Ingrimmt trugen. Bekannt war es auch, daß in den Ostseeprovinzen, der äußersten Grenzmark des alten heiligen römischen Reiches deutscher Nation, seit dem Mittelalter neben Letten und Esten Deutsche wohnen, auf eigener Scholle in Stadt und Land. Die Gewaltmaßregeln der russischen Regierung gerade haben uns in den letzten Jahrzehnten und wieder in neuester Zeit ja immer von neuem daran erinnert, daß wir dort Volksgenossen haben, denen wir eigentlich zu tiefem Dank verpflichtet sind. Sie haben es bisher verhindert, daß der panslawistisch gestimmte, landhungrige großrussische Bauer bis an unsere unmittelbaren Grenzen vorgedrungen ist. Einer der besten Publizisten seiner Zeit, einer der treuesten Söhne seines baltischen Heimatlandes und Deutschlands überhaupt, Julius Eckardt, der später in den Dienst des deutschen Auswärtigen Amtes eintrat, hat seinen Lebenszweck darin gesucht, uns Deutsche über die von Rußland her drohenden Gefahren beizeiten aufzuklären und uns ins Gedächtnis zurückzurufen, daß bis zum Finnischen Meerbusen hin, bis an den estnischen Glinz und den Peipussee, bis nach Reval hin, dieser deutschen wunderbaren Stadt, der nur Nürnberg gleicht, deutsche Volksgenossen wohnen, die unter dem russischen Firnis treue Wacht zu halten suchen über deutsche Sitte, Sprache, Glauben und Kultur.

Was wußte man denn bis zum Kriege viel von den Litauern? Wer allenfalls auf dem Wege nach Petersburg einmal in Kowno haltgemacht hatte, erfuhr dort wohl, wenn er es nicht schon vorher wußte, daß die litauische Sprache von den Russen in Litauen so gut wie verboten sei. Ein ganz dunkler Erteil war das Land der Weißrussen für uns, das Gebiet zwischen Grodno, Minsk und Pinsk mit den Pripjetsümpfen, der Poljesie. Gern ließ man diese traurigen Landschaftsbilder auf der Eisenbahn schnell hinter sich. Unter dem vierfachen Druck von Polen, Litauern, Juden und Großrussen mußten die Weißrussen geistig und körperlich und natürlich auch wirtschaftlich verkümmern. Für Moskowiter gehalten zu werden, lehnen sie schärfstens ab. Ihre Vertreter klagen in der Duma die russische Regierung denn auch förmlich an, sie vernachlässige absichtlich dies arme Land, wie im Grunde alle Grenzgebiete. Mit den Kleinarussen oder Ukrainern, wie sie sich selber nennen und sich lieber genannt sehen, diesem Millionenvolke, das eine eigene Geschichte, eine besondere Sprache und Literatur besitzt und wohl ein Eigenleben führen könnte, ist es uns auch nicht anders ergangen. Ihr gefeierter Dichter Taras Schewtschenko, der das übliche Märtyrertum des russischen Dichters und Schriftstellers nur noch gründlicher hat durchkosten müssen, eben weil er ein Kleinarusse war, ist erst kürzlich

ins Deutsche übersetzt worden. Die Geschichte und geistigen Bestrebungen dieses beweglichen und hochveranlagten slawischen Volksstammes sind so anziehend, daß sie allgemein bekannt zu sein verdienten. Was wir früher über ihn so gemeinhin wußten, war uns größtenteils durch die galizischen Ruthenen über Lemberg vermittelt worden. Von den Wolgatataren und Mohammedanern und ihrem geistigen Aufstieg haben bis zu dem Erscheinen des fleißigen Buches von Otto Hoegsch über das neueste „Rußland“ (Berlin 1913) vielleicht nur die Leser von russischen Zeitungen bei uns eine Ahnung gehabt. Verhältnismäßig näher stand uns der Kaukasus mit seinen Bergriesen und seinem bunten Völkergemisch von den jahrzehntelangen Freiheitskämpfen der Georgier und Tscherkessen mit den Russen her; Schamyls Heldentaten haben den Stoff zu manchem Kinderlesebuch gegeben. Daß es indessen unter den Grusinern, wie die Russen heute die Georgier nennen, gegenwärtig noch so trutzige, im Drang nach Unabhängigkeit fast fiebernde Gestalten gibt, wie die beiden Dumaabgeordneten Tschchenkeli und Tschcheidze, um von ihrem sozialpolitischen Bekenntnisse einmal abzusehen, das weiß nur der, der sie sprechen gehört hat oder die wörtlichen Berichte ihrer Dumareden liest. Von den kaukasischen Tataren und Armeniern endlich haben wir eigentlich nur dann gehört, wenn England und Rußland sich in die schwierigen Kaukasusfragen auf Kosten der Türken einmischten und einen ihrer beliebten Entrüstungsfeldzüge für ihre angeblichen armenischen Schützlinge in Europa unternahmen.

Ich wollte hier nur die hauptsächlichsten Fremdvölker, die auf dem Boden des russischen Reiches wohnen, aufführen und den ungefähren Umfang unseres früheren Wissens über sie in kurzen Strichen andeuten. Erheblich erweitert wurden unsere Kenntnisse erst durch die Revolutionsbewegung der Jahre 1904—1907. Sie lüftete für einen Augenblick den Schleier, der den Einblick in das Triebleben dieser Völker uns bisher verwehrt hatte und nach dem Willen der russischen Regierung auch verwehren sollte. Die Gewährung der Glaubens- und Pressefreiheit, der Freiheit der Gedanken durch den kaiserlichen Ukas vom 25. Dezember 1904 ermöglichte es dem russischen Volke und allen diesen fremdstämmigen und Andersgläubigen ja überhaupt zum ersten Male, ihre geheimsten Wünsche und Neigungen sich vom Herzen zu reden und aller Welt bekannt zu machen.

Zahlen geben ein greifbares Bild. Obwohl sie in der letzten Zeit schon mehrfach mitgeteilt sind, will ich sie dennoch wiederholen, da man erst mit ihrer Hilfe einigermaßen festen Grund und eine halbwegs richtige Vorstellung von dem Größenverhältnisse zwischen den Nationalitäten und dem herrschenden Großrussentum gewinnt.

Leider sind wir für das Gebiet der russischen Bevölkerungsstatistik auf die heute schon ziemlich veraltete erste amtliche Volkszählung des gesamten Reiches vom 9. Februar des Jahres 1897 und im übrigen auf Schätzungen und private Berechnungen angewiesen. Im Jahre 1915 sollte eine neue allgemeine Zählung für das ganze Reich stattfinden. Schon wurde in der Duma lebhaft darüber geklagt, daß die Regierung sie wieder in die Hände der Bureaucratie und Polizei legen wolle, anstatt sie den städtischen und ländlichen Selbstverwaltungskörperschaften, den Stadtmagistraten und Sjemstwow, anzuvertrauen, die für solche Aufgaben ganz besonders geeignet seien. Der Minister des Innern scheine es nur verhindern zu wollen, daß das Zählungsergebnis der Wirklichkeit entspräche, wie die Kadetten seinem Vertreter boshaft ins Gesicht sagten. Denn auch in Rußland herrscht die Ansicht allgemein, daß die Angaben vom Jahre 1897 vielfach unter dem Druck der Polizeibehörden gemacht seien. Es ist schon möglich, daß der Minister fürchtete, die Zahl der fremdstämmigen, der Alt- und Andersgläubigen möchte zu sehr in die Höhe schnellen und die nationalen Unterschiede innerhalb des russischen Reiches stärker in die Erscheinung treten lassen, als es der Regierung zuzugeben lieb war.

Um wenigstens einen halbwegs sicheren Boden unter sich zu fühlen, muß man so schon die amtliche Zählung vom Jahre 1897 zugrunde legen. Den 56 Millionen Großrussen von damals, die gegenwärtig auf etwa 80—85 Millionen angewachsen sein dürften, stehen als nächstgrößte Bevölkerungseinheit nach der Zählung von 1897 23 Millionen Kleinrussen, Ukrainer, gegenüber. Sie selbst schätzten sich schon damals auf 27 Millionen, und heute begegnet man Angaben, die sogar von 35 Millionen sprechen. 14 Millionen gehören dem türkisch-tatarischen Sprachstamme an (Tataren, Baschkiren, Tschuwaschen, Kirgisen usw.). Die Polen rechnet man heute auf 9—11 Millionen, Weißrussen gibt es 6 Millionen, Deutsche etwa $2\frac{1}{2}$ Millionen, Juden gegen 6 Millionen, Letten und Litauer je $1\frac{1}{2}$ Millionen, während die Völkerschaften des ugro-finnischen Sprachstammes, die Nordwinen, Esten, Wotjaken, Tscheremissen, Karelier usw. etwa $3\frac{1}{2}$ Millionen, die Finnländer 3—4 Millionen und die Armenier $1\frac{1}{2}$ Millionen betragen. Die Liste der Nationalitäten ist damit noch lange nicht erschöpft, es gibt deren über hundert; aber die größten und volkreichsten wenigstens sind aufgeführt.

Nach der Schätzung des Statistischen Zentralkomitees des Reichsministeriums des Innern soll die Gesamtbevölkerung am 1. Januar 1913 über 170 Millionen Einwohner betragen haben. Rechnet man die 80—85 Millionen Großrussen davon ab, so bleibt für die Fremdvölker, einschließlich der Klein- und Weißrussen, dieselbe

GröÙenzahl übrig. Fremdvölker im eigentlichen Sinne sind diese beiden Stämme freilich nicht. Sie gehören dem slawischen Sprachstamme an und sitzen ebensolange wie die Großrussen auf angestammtem Grund und Boden. Ja, sie sind sogar slawischer — wenn man dies Wort bilden darf —, ein reinerer Rassezweig, als die stark mit finnisch-tatarischem Blute durchsetzten Großrussen von Moskau und Petersburg. Aber als Nichtangehörige des herrschenden Großrussentums, als „nichtstaatliche Nationalitäten“ — wie die Bezeichnung in der russischen Amtssprache lautet — d. h. als Unterdrückte, darf man sie wohl in gewissem Sinne an die Seite der Fremdvölker rücken. Aber selbst wenn man sie auf die Haben-Seite der Großrussen bringt, so bleiben die sogenannten „Nationalitäten“ noch immer in der recht ansehnlichen Minderzahl von 50 Millionen. Das amtliche Rußland spricht immer von einem Drittel fremdstämmiger und zwei Dritteln Slawen; bringt man die Klein- und Weißrussen aber auf die andere Seite, so erhält man das Verhältnis von $\frac{1}{2} : \frac{1}{2}$. Wie dem aber auch sei, von einem „russischen“ Nationalstaate kann in keinem Falle die Rede sein.

Ebensowenig ist aber auch eine religiöse Einheitlichkeit der Bevölkerung vorhanden. Dem griechisch-orthodoxen, rechtgläubigen Religionsbekenntnisse der Großrussen stehen auch hier wieder, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, die Kleinrussen gegenüber. Daneben gibt es etwa 12 Millionen Katholiken, Polen und Litauer meistens, über 6 Millionen Protestanten und $1\frac{1}{2}$ Millionen andere Christen, gegen 6 Millionen Juden und 14 Millionen, die sich zu Mohammed bekennen. Die Größenverhältnisse, nach den Religionsbekenntnissen gemessen, sind ungefähr dieselben, wie bei der Aufrechnung nach der Sprache und der völkischen Zugehörigkeit.

Wer sich über diese Dinge etwas näher unterrichten will, möge aus der heute verhältnismäßig reichen Literatur die trefflichen Ausführungen des verstorbenen Ernst Hasse in dessen Buch „Das Deutsche Reich als Nationalstaat“ (München 1905) S. 96—102 und S. 122—131 und das schon angeführte Werk von Otto Hoetzsch S. 16 ff. nachlesen. Allerdings hat Hoetzsch hier etwas zu stark mit den Augen des amtlichen Rußland gesehen. Das lag aber wohl an der Anlage und damaligen Zweckbestimmung seines Buches.

II.

Aus den Wirren der Revolution und dem Widerstreite der politischen Ziele der verschiedenen Stämme und Völkerschaften hat sich ein Gedanke damals allmählich herausgeschält, der den Russen lag, und dem wir in ihrer Geschichte und Geistesentwicklung öfter be-

gegen: eine mildere Abart des Danilewskijischen Panlawismus, der Gedanke an die Begründung eines russisch=slawischen Staatenbundes, der jedem Mitgliede in seinem Drang nach staatlich=politischer Selbständigkeit und der lang unterdrückten Selbstbestimmung freien Spielraum lassen sollte. Es war die natürliche Gegenwirkung gegen den bureaukratisch regierten zentralistischen Zwangsstaat des Großrussentums. Man hat dieser Strömung den zwar gelehrten, aber fürchterlichen Namen „Neopanlawismus“ beigelegt.

Stolypin ist es damals gewesen, der mit seinen Gesinnungsgenossen und Freunden zusammen sich dieser Bewegung entgegenwarf und die Auflösung des russischen Reiches hintangehalten hat. Durch die Entfaltung des nationalen Banners, durch die Wiederbelebung des großrussischen Staatsgedankens im Sinne des Grafen Uwarow hat er die Absonderungsbestrebungen der andern Seite flug und listig und, wenn nötig, mit Gewalt zurückgedrängt und eingedämmt. Übrigens hatte bereits Gutschkow, der Moskauer Bankier und Oktobristenführer, diese Richtlinie durch sein bekanntes „Niemand erhält irgendwer die Autonomie“ schon einige Monate vorher auf der Kadettenversammlung vom November des Jahres 1905 festgelegt. Vom Standpunkte des zielbewußten russischen Staatsmannes aus betrachtet, hat Stolypin recht gehandelt. Die von ihm ausgegebene Losung hat innere Werbekraft besessen und sich durchgesetzt. Freilich ist er dabei der „Säemann des nationalen Hasses“ geworden, wie ihn Melnik nennt, ein Verehrer des Grafen Witte. Diesem Hasse ist er in Kiew zum Opfer gefallen; er hat sich gegen ihn zurückgewandt.

Aber sein Lebenswerk hat immerhin bis jetzt Bestand gehabt. Wir bekommen die Einwirkungen seiner willensstarken Persönlichkeit auf seine Volksgenossen noch nach seinem Tode schwer zu spüren. Ein großer Teil des russischen Volkes folgt noch heute seinem Banner.

Das hindert aber nicht, daß auf der anderen Seite die alten Wünsche und politischen Zukunftsbilder ungeschmälert fortbestehen. Gefühle und Gedankengänge, die von Geschlecht zu Geschlecht, vom Vater auf den Sohn wie ein Vermächtnis vererbt und im tiefsten Grund der Seele verankert sind, kann kein Krieg so glatt wegwischen; im Gegenteil, sie wachsen und verdichten sich. Man stelle doch nur die Frage: sind die Forderungen der Kleinrussen, der Weißrussen, der Polen und Litauer, der Finnländer, der Wolgatataren, der Kaukasier, der Armenier und Juden, die in der Duma vom Jahre 1913 so laut und so fordernd an den Tag traten, durch den Krieg, den Rußland jetzt führt, erledigt oder unter dem Einfluß bestimmter Ereignisse etwa vergessen worden? Hat Rußland oder vielmehr das Großrussentum sie etwa erfüllt und befriedigt? Der Zweck und

das Ziel, das die russische Regierung mit ihrem Kriegstreiben im Frühling und in den Julitagen des Jahres 1914 verfolgte, lagen weit mehr nach der Gegenseite hinüber: das wissen auch die „nicht-staatlichen Nationalitäten“. Die Dumaverhandlungen des Jahres 1913 gewähren uns einen tiefen Einblick in diesen Geisterkampf und lehren uns viel, wenn wir nur hören und sehen wollen.

Was die gegenwärtige, ganz nationalistisch gefärbte, im Sinne einseitigen Großrussentums geleitete Regierung für den Fall, daß Rußland gesiegt hätte, den Fremdvölkern und ihren Zugewandten zgedacht und was diesen bevorstanden hätte, das haben sie einer Programmrede des Abgeordneten Purischkewitsch leicht entnehmen können. Und Purischkewitsch, der Führer der rechten Seite des Hauses ist noch nicht der schlimmste. In den Augen seines Freundes Nikolaus Markow — um nur den einen zu nennen —, auch nach der Meinung vieler Nationalisten streben die Grenzländer fast alle zum Abfall; dunkle, unterirdische Kräfte sind dort am Werk. Nur Eisen und Blut kann noch helfen. Das wenigstens war die Stimmung und das Urteil dieser Leute im Jahre 1913.

Purischkewitsch hat seine Rede in einer der ersten Sitzungen der vierten Duma am 20. Dezember des Jahres 1912 gehalten, als Antwort auf die Regierungserklärung des damaligen Ministerpräsidenten Kowzow. Sie fiel in die Tage der österreichischen Rüstungen wegen der Balkanwirren und sollte ein Warnruf sein. Der Abschnitt, den ich hier mitteile, behandelt die Nationalitätenfrage; er ist wörtlich übersezt.

„Achten Sie, meine Herren, ferner darauf, was in den Grenzländern vor sich geht“ — so begann er. „Sind wir nicht Zeugen des Abfalls dieser Grenzmarken? Hat die Aufforderung des Vorsitzenden des Ministerrates zu gemeinsamer Arbeit aller der hier Versammelten, darunter auch der Polen, nicht in unseren Ohren wie wilder Hohn geklungen? In demselben Augenblick, wenn wir morgen mit Deutschland Krieg bekommen, werden die Polen einen Aufstand vorbereiten, ganz genau so, wie in dem Kriege mit Napoleon. Die polnische Bevölkerung, die polnischen Streitkräfte, alle werden in die Dienste des Feindes überlaufen, der in die russischen Grenzbezirke einbricht. Blicken Sie auf Finnland. Wie kann man von der Loyalität der Finnländer sprechen, für die das Herz des Vorsitzenden des Ministerrates schlägt, wenn kein einziger loyaler Finnländer in unserer Mitte sitzt? Sie müßten doch hier mit uns zusammentagen, in der Eigenschaft als Mitglieder der Reichsduma. Wenn die Finnländer die russische Staatsgewalt, wenn sie die russischen Gerichte boykottieren, wenn sie der Aufrichtung des russischen Staatsgedankens in Finnland Hindernisse in den Weg legen, wie kann man da von einer

Loyalität, von einer Möglichkeit zu gemeinsamer Arbeit mit solchen Grenzländern reden? Sie ist genau so undenkbar, wie mit den fremdstämmigen, die nur auf die Stunde des drohenden, künftigen Brandes warten, um dies oder jenes Grenzland vom russischen Reiche abzureißen und um das Zeichen zum Aufruhr, das Zeichen zur Empörung aufzurichten. Blicken Sie auf den Kaukasus. Durchschauen wir das nicht etwa: wenn die Türkei von Italien und den Balkanvölkern nicht besiegt wäre, würden die persischen Verwicklungen dann nicht zu Schwierigkeiten im Kaukasus geführt haben? Darf man da etwa von der Loyalität des Kaukasus reden? Blicken Sie auf die Armenier, die den Augenblick des Eintretens von äußeren Verwicklungen erwartet haben und vielleicht noch jetzt erwarten, die den Gedanken an ein großes armenisches Kaiserreich nicht vergessen haben, das durch ihre Jugend in ihren Liedern verherrlicht wird. Wohin Sie sich wenden, überall sehen Sie das Schwanken der russischen staatlichen Macht, überall bemerken Sie die separatistischen Neigungen der fremdstämmigen, überall deren einen Wunsch, Rußland in äußere Verwicklungen hineinzuziehen, um den Augenblick dieser Verwicklungen sich nutzbar zu machen, um zu dem äußeren Krieg noch einen inneren, einen neuen Aufruhr, einen vielleicht weit schlimmeren und schwierigeren hinzuzufügen. Richten Sie Ihr Augenmerk auf Wolhynien, auf Bessarabien, auf die gesamte Reihe der anderen Grenzgouvernements. (Lachen auf der linken Seite!) Herrscht in Wolhynien nicht etwa die ganz offene und wilde Propaganda Hruschewskys sowie anderer Ukrainophilen und Mazepisten? (Hruschewsky ist der gegenwärtig bekannteste ukrainische Geschichtsforscher und Publizist, Professor an der Universität Lemberg. — Mazepa war der Führer der letzten großen, offenen Aufstandsbewegung der Ukraine gegen Moskowien; mit seinem Bundesgenossen, König Karl XII. von Schweden, zusammen wurde er von Peter dem Großen bei Poltawa im Jahre 1709 besiegt.) Findet diese Propaganda etwa keine Unterstützung? Errichten die Mazepisten und Ukrainophilen nicht sogar Universitäten? Verbünden die Polen sich nicht mit den Ukrainern zum Hass gegen Rußland? Dringt diese verderbliche Welle nicht in unsere an Österreich angrenzenden Gouvernements bedrohlich ein? Dieses Österreich, das aus der treu ergebenen reinrussischen Bevölkerung der Kleinarabien für den Fall von Verwicklungen einen erbitterten Feind uns machen will? Erhebt sich nicht überall die Forderung, ein scharfes und strenges Gesetz zur Einschränkung des systematischen Abflusses von Landbesitz in unseren westlichen Gouvernements zu erlassen, der jetzt aus russischer Hand in die Hände von fremdstämmigen, von Deutschen übergeht? Sehen wir nicht, wie in den

Gouvernements Bessarabien, Wolhynien und in den Taurischen Gouvernements das russische Bauernland von Jahr zu Jahr ganz systematisch sich verringert und wie dagegen der deutsche Landbesitz wächst? Was hat die russische Regierung bisher getan, um das weitere Vordringen des Germanentums in diese Gebiete zu verhindern, desselben Germanentums, das die Mittel und die Möglichkeit in Händen hat, russischen Landbesitz zur Liquidation zu bringen und ihn mit Deutschen zu besetzen, mit Fremdstämmigen, die im Falle eines Aufruhrs die Vortruppen des germanischen Ansturms, die ersten unzweifelhaften Helfer der Feinde Rußlands sein werden? Ich spreche nicht von der Ostseegegend. Ich schließe die deutschen Ostseeprovinzen, das livländische, estländische und kurländische Gouvernement davon aus. Das Gefühl der Treue und Ergebenheit, die Liebe zum Kaiser und zum gemeinsamen Vaterlande ist in den estländischen, livländischen und kurländischen Deutschen zu tief verankert. Sondern ich spreche von den einfachen deutschen Kolonisten, welche seit dem Jahre 1814 zu Kulturzwecken zu uns nach Rußland systematisch eingeführt, den bäuerlichen Grundbesitz jetzt zerstückeln und aufteilen; sie haben sich mit der russischen Bevölkerung nicht vermischt, vielmehr die Landmasse, die dieser früher gehört hat, vermindert, wie ich wiederhole. Sind das nicht alles furchtbare Anzeichen, wenn wir uns den Fall vorstellen, daß gerade dann, wenn die Regierung gezwungen ist, infolge des Eintritts äußerer Verhältnisse ihr ganzes Denken und ihre Tatkraft dem Kampf mit dem äußeren Feinde zuzuwenden, daß dann gerade zu derselben Zeit der innere Feind dort bei uns in der Ukraine, in Finnland, in Polen, an den westlichen Grenzen und auch mitten im Reiche die Parteien der Volksfreiheit und auf der Linken sich an das Unterminieren machen, um den russischen Waffen die Möglichkeit eines Sieges zu nehmen und uns zu behindern, stärker zu werden und uns fest auf die Füße zu stellen? (Händeklatschen rechts.) Gegenwärtig, in dem Augenblick, den wir jetzt durchleben, versucht man uns den Glauben beizubringen, alles sei wohlbestellt, die Gesellschaft sei beruhigt, die in der Reichsduma sitzenden Parteien seien von den besten Absichten durchdrungen, zum Nutzen und zum Ruhme des russischen Reiches zu arbeiten, zur Verwirklichung der russischen Lebensaufgaben. Nein, meine Herren, bis heute bemühen sich jene Herren da drüben, uns, die von der Rechten sowie die Nationalisten und die nur durch ein Mißverständnis nach links geratenen Oktobristen davon zu überzeugen, daß das Manifest vom 17. Oktober (1905), das die Grundsätze des Rechts und der Freiheit verkündigt hat, daß dieses Manifest auf roten Stoff und nicht auf das dreifarbige russische Banner geschrieben sei.“

In diesem Ausdruck liegt ein bedeutsamer Doppelsinn. Außer auf die drei Farben der russischen Flagge hat Purischkewitsch sicher noch auf den Uwarowschen Dreiflang: Orthodogie, Autokratie und russische Nationalität anspielen wollen. Zum Schluß dieses Teils seiner Rede richtet er an die Regierung und den Ministerpräsidenten die Aufforderung, unumwunden zu erklären, daß das Manifest solche Auslegungen, wie die Herren auf der Linken sie beliebten, schlechterdings ausschließe. Erst dann könne an eine gemeinsame Arbeit Hand in Hand mit der Regierung gedacht werden, „in voller Anerkennung der Tatsache, daß die Regierung bestimmte staatliche Aufgaben hat, denen gemäß sie auch das Staatsschiff führen will, indem sie derjenigen Mitglieder der Reichsduma sich bedient, die nicht zu einer Oppositionsmehrheit gehören, sondern zu einer Mehrheit, wie sie augenblicklich in der Duma herrscht.“

Purischkewitschs Rede ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Die Fremdstämmigen und ihre Zugewandten konnten aus ihr vollauf ersehen, was sie zu erwarten hätten, daß man die schärfsten Mittel der Russifizierung gegen sie anwenden werde, sobald nur die Regierung sich mit dem Mehrheitswillen der Duma einverstanden erklärte. Nicht ohne Grund und richtige Berechnung schickte die Sozialdemokratie den „Schlosser“ in der Moskauer Fehrmannschen Fabrik Roman Malinowski vor, um den Gegenhieb zu führen. In diesem Wortkampf gerade war er der gegebene Mann. Seine Antwort hat eine Färbung, die noch auf andere Einflüsse hinweist und anderen Ursprungs ist, als sie sonst die Einseitigkeit des reinen Klassenkämpfers zeitigt. Aus diesem jungen, erst 34 Jahre alten, verbissenen, aber geweckten Agitator sprach mehr der Pole als der russische Sozialdemokrat, wenn er am Schlusse seiner von dem Vorsitzenden der Duma Rodzianko und den Mehrheitsparteien öfter unterbrochenen Rede seinen Gegnern zurief: „Diese ganze verderbliche, gegen das Volk gerichtete Politik erwürgt wie ein Strang unser Land. Rußland würde der Auflösung und dem Untergange entgegengehen, wenn die Bewegung der lebendigen Volkskräfte ...“ Hier wurde er durch die Entrüstungsrufe der Mehrheit wieder unterbrochen und vergaß nachher den Anschluß. Alles, was dem Polen und dem Fremdstämmigen überhaupt auf dem Herzen lag, hatte er vorgebracht: die Vernichtung der finnländischen Verfassung, die gewaltsame Russifizierung in der Ukraine, die Behandlung Polens, die Abtrennung des Cholmer Landes, das „barbarische System“ des Ministers Kasso, der die Universitäten vernichtet und in der Mittel- und Volksschule die „Kasernenluft“ einführt. Auch seine Äußerungen über die „rechtgläubige“ Kirche verraten ihn als Polen; nicht minder seine Ansichten über die große Politik und die Stellung

Rußlands in ihr. Ein großrussischer Sozialdemokrat hätte hier doch anders gesprochen. Roman Malinowski hat in erster Linie als polnischer Schlachziz, der er ist, seinem moskowitzischen Standesgenossen Purischkewitsch und der nationalistischen Mehrheit des Hauses die Antwort gegeben.

Aber was verschlugen alle solche Bemühungen? Oder, — war es dem jungen redegewandten Polen doch gelungen, sogar die Nationalisten zu bekehren? Graf Bobrinskij, das bekannte Mitglied der russischen Nationalpartei, betrat nach ihm die Rednerbühne. War diesem Manne, der sonst immer nur in der schärfsten Tonart sprach, plötzlich der Tag von Damaskus etwa gekommen? Gleich anfangs versicherte er, sein heißes, leicht erregbares Temperament zu zügeln und gönnte darauf im Gegensatz zu seinem „Freunde“ Purischkewitsch den Nationalitäten eine Reihe guter Worte: sie seien nicht alle ohne Treugefühl, vor Plewna und am Schipkapasß seien auch Leute von nichtrussischer Nationalität für das gemeinsame Vaterland in den Tod gegangen. Dann aber kam die Warnungstafel mit der Drohung: an dem Bestande des „einigen, unteilbaren“ Rußland darf nicht gerüttelt werden. Erst hier enthüllte er sein Innerstes.

Ob die fremdstämmigen den lieblichen Schalmeienflängen, mit denen Graf Bobrinskij seine Rede eingeleitet hatte, so recht getraut haben werden? Sie kannten den wilden Befehrungseifer dieses Busenfreundes des Bischofs Eulogius von Wolhynien nur zu gut. Und wenn sie wirklich sich in leisen Hoffnungen noch gewiegt hätten, so zerstörte der Polterer Nikolaus Markow, ein Freund und Parteigenosse des Kursker Abgeordneten Purischkewitsch, sie am folgenden Tage gänzlich. Ganz offen bekannte der sich als Feind aller fremdstämmigen. Die Regierung unterlasse ihre Pflicht, wenn sie in den Grenzländern nicht aufs schärfste vorgehe. Finnland und der Kaukasus, besonders aber die westlichen Grenzgebiete, Wolhynien und Podolien, müßten von den deutschen Kolonisten, die eine Gefahr für Rußland seien, so schnell, wie es gehe, gereinigt werden. Dem schon an und für sich landarmen russischen Bauern sei die Duldung dieser Leute ganz unfassbar und erbitterte täglich ihn von neuem. Wenn Purischkewitsch schon kein sonderlicher Freund der Juden ist, so möchte Markow die sechs Millionen samt und sonders nach Palästina schicken. In langer Rede macht er seinem Herzen Luft und zeigt, wie sie die für Heer und Flotte arbeitenden staatlichen Industrien bereits beherrschen. Von dem sozialdemokratischen hebräischen „Bund“ werden die beiden weniger bekämpft, weil sie Mitglieder der äußersten Rechte sind oder weil Markow ein verbissener Deutschenfeind ist, sondern weil sie in der Aufhebung der jüdischen Siedlungsgesetze

und in der völligen Befreiung dieser Fremdstämmigen ein nationales Unglück für den russischen Bauern sehen.

Wohl kamen noch einmal friedliche Töne auf, und zwar wieder von den Nationalisten her. Ob bei dem Kiewer Schriftsteller Ssawjenko die ursprüngliche kleinrussische Herkunft mitspielt, daß er so milde denkt, weiß ich nicht. Aber auch er kann den Donner rollen lassen: „Meine Herren, es ist nicht unsere Schuld, wenn es andere Fremdölker gibt, wenn es Fremdstämmige gibt, die Rußland und den russischen Staat ableugnen und mit uns Krieg führen. Diese Fremdstämmigen werden wir natürlich bekämpfen und uns gegen sie verteidigen.“ An wen er dabei dachte, sagte er nicht; man kann es sich aber zusammenreimen. An den Kleinrussen erinnert wohl nur noch der Name, sonst ist der Mann verrußt oder, richtiger gesagt, vermoskowitzert.

Und so ging es fort, das ganze Jahr hindurch. Einem Lichtblick folgten unfehlbar Gewitter und Hagelschauer wieder. Bei der Schuldebatte im Juni des Jahres erhitzen die Gemüter sich auf das heftigste. Um die kleinrussische Sprache und Schule wurde tagelang gestritten. Die Weißrussen, Polen, die Litauer, der Kaukasus klagten die Regierung förmlich an; fast wie offene Empörung klingt es durch die Reden. Die Fremdstämmigen konnten Freund und Feind erkennen.

Und das war unter Kofowzow, der selbstverständlich ein guter Russe war und ist, aber gegen den aggressiven, starren Nationalismus Stolypins sich immer ein wenig ablehnend verhalten hat, indem er ihn zu mildern, seine Schärfen ihm zu nehmen suchte, soweit er als Finanzminister das vermochte. Purischkewitsch hat ihm denn auch in der uns schon bekannten Antwortrede auf die Regierungserklärung vorgeworfen, er sei, als russischer Ministerpräsident, noch immer der nach der Börse und dem lieben Ausland schielende ehemalige Finanzminister.

Unter Goremykin stehen die Dinge ganz anders. „Laßt alle Hoffnung fahren“, können die Fremdölker und ihre Zugewandten da mit dem Dichter der Göttlichen Komödie sagen. Iwan Logginowitsch Goremykin ist in slawophilem Sinne, mit panslawistischem Einschlag auferzogen. Zwar hat er in seinen jungen Jahren einmal, als der Liberalismus Trumpf war, auch in ihm gemacht, als er nach der Bauernbefreiung an der Regelung der gutscherrlich-bäuerlichen Verhältnisse in Polen und Litauen teilnahm. Hier hat er, zuerst als Bauernkommissar und dann als Vizegouverneur in der uns benachbarten und jetzt von uns besetzten Bischofsstadt Ploß und später als Gouverneur von Kielce, die hohe Schule durchgemacht, die ihm die Anwartschaft auf den Ministersessel für späterhin verlieh.

Sein Liberalismus aber war nur eine Eintagsfliege und hat nur so weit gereicht, als er sich gegen die polnischen Gutsbesitzer, als nationale Gegner Rußlands, wandte. Nach dem römischen Grundsatz, den die Großrussen, die Moskowiter, so ganz zu dem ihren gemacht haben: „Teile, so wirst du herrschen“, „Verfeinde die Grenznachbarn“, wurden die polnischen und litauischen Bauern auf Kosten des polnischen Adels damals bevorzugt. Ein doppelter Zweck war dadurch erreicht: die Regierung hatte ihre eigenen, nächsten Interessen vorzüglich gefördert, indem sie die verschiedenen Stände und Nationalitäten miteinander verfeindet hatte, und noch dazu vor der öffentlichen Meinung von Westeuropa ein liberales Mäntelchen sich umgehängt, weil sie sich der Bauern gegen den Adel annahm. Daß nur politische Ziele dahinter steckten, die Absicht, die russisch-nationale Herrschaft in jenen Gegenden fester aufzurichten, darüber hat erst Julius Eckardt seine Zeitgenossen aufgeklärt.

Diesem Nebenzweck zuliebe war auch Goremykin damals liberal gewesen. Sonst war er der durch Alsfows und Kattfows Schule gegangene Slawophile geblieben, also demokratischer russischer Nationalist. Je höher er stieg, desto mehr fiel die demokratische Hülle von ihm ab und der typische Charakter des hohen großrussischen Bürokraten alten Schlages, der auch ohne die Duma und den Parlamentarismus auskommen kann, blieb übrig. Man soll diesen Mann aber trotz seines Alters nicht unterschätzen. Unter seinen heutigen Ministerkollegen befindet sich kein so willensstarker, übertragender Geist, wie Goremykin ihn einst in Stolypin zur Seite hatte; er muß es danach noch immer irgendwie verstehen und die geistige Spannkraft besitzen, die Fäden in seiner Hand zu halten.

Unter diesem Manne haben die Fremdstämmigen nichts zu hoffen. Die erdrückende Mehrheit, die in der Duma von der rechten Seite, den Nationalisten und Oktobristen, aufgebracht wird — 307 von 442 Stimmen —, zu denen noch einige Kadetten kommen, gibt ihm den Fingerzeig, welche Richtung er einschlagen soll, um die Parteien sich willig zu machen und sich selber in seiner Stellung zu erhalten. Der Reichsrat folgt ihm ganz; die dort absplitternden wenigen Stimmen spielen keine Rolle. Es ist, als habe sich alles gegen die Fremdstämmigen und ihre Zugewandten verschworen.

Der Widerstreit zwischen dem großrussischen, moskowitzischen Staatsgedanken, dem Uwarowschen Dreiflang, der zentralistisch gerichteten großrussischen Bürokratie auf der einen Seite und den Sonderwünschen, dem Drang nach politischer Selbständigkeit und zum Ausbau des eigenen Volkstums bei den Fremdvölkischen, den „nichtstaatlichen Nationalitäten“ auf der anderen Seite durch-

zieht das ganze russische Staats- und Gesellschaftsleben. Zwei Pole sind es, die sich gegenseitig abstoßen; Menschen, die sich kaum verstehen.

Man darf mit Recht behaupten: die russische Regierung hat angesichts der schweren wiederholten Wirren und Streiks vom Frühling des Jahres 1914 sowie auch zum Teil aus Furcht vor dem wachsenden Sondergeiste eines großen Teils der Bevölkerung den Krieg als einen Erlösung verheißenden Ausweg, als letztes Mittel gegen Revolution und Partikularismus angesehen. Die inneren Zustände im russischen Reiche erinnerten in den Monaten vor der Entfesselung dieses furchtbaren Weltkrieges schon wieder recht lebhaft an den Herensabbat der Jahre 1904—1907. Der Krieg würde dem inneren Streit ein Ende machen, alle Stämme und Völkerschaften durcheinanderwirbeln und so vereinernd wirken; so etwa gingen die Gedankengänge der moskowitzischen Machthaber. Besiege Rußland mit Frankreichs und Englands Hilfe den österreichischen und deutschen Feind — was man natürlich annahm, — so würde der Sieg der Mörkel sein, der das vor dem Zusammenbruch stehende Haus wieder zusammenfügte. Zu dem in der Balkanpolitik der russischen Regierung liegenden Kriegsanlaß ist dieser innere Grund hinzugesetzt.

Für uns nun kommt es darauf an, scharf hinzusehen, ob sich nicht aus diesem Kampf und Widerstreit ein Nutzen für uns ziehen lasse. Nach dreißig Jahren hat Rußland etwa 300 Millionen Einwohner, Deutschland dagegen nur 100, dann wird die Abrechnung mit dem Germanentum ganz automatisch vor sich gehen, so etwa hat Kuropatkin dem Zaren berichtet, als er ihn von der Unzweckmäßigkeit eines schon jetzt mit Deutschland geführten Krieges überzeugen wollte! Gefahr ist im Verzug! Wie, wenn man versuchte, die separatistischen Neigungen der Fremdstämmigen, der sämtlichen „Grenzländer“ in Formen zu befriedigen, die sich auch mit unseren Interessen deckten? Die Fremdstämmigen können es nicht selber tun; ihre waffenfähige Mannschaft steht im Felde, ist gefangen oder tot; das Kriegsrecht herrscht im Lande. Sie brauchen die Waffenerfolge der Mittelmächte. Von diesen hängt ihr Schicksal ab und die letzte Regelung dieser neuen Entwicklungsreihen liegt in den Händen der deutschen und österreichischen Politiker und Staatsmänner. Die künftige Sicherheit des Deutschen Reiches erfordert solche Maßnahmen.

Und was den Kaukasus anbetrifft, so kommt es auf die Türken an, ob sie die Sonderwünsche der „nichtstaatlichen Nationalitäten“ dort zu ihrem Vorteil wenden und sie für ihre eigene politische und militärische Sicherstellung richtig zu verwerten wissen.

Das veränderte Rußland

Von Dmytro Donzow.

Die über ein Volk im Auslande herrschenden Vorstellungen bleiben immer hinter der letzten Phase seiner Entwicklung zurück. Sie entsprechen fast nie dem „Heute“ und fast immer dem „Gestern“ dieser Entwicklung, das „Morgen“ aber bleibt von dunklem Nebel umhüllt, welchen zu durchschauen jeder sogenannte Realpolitiker für eine seiner unwürdigen Phantasterei und Utopie hält. Dieser Urteilschwerfälligkeit mancher politisch Denkenden in Europa ist es zu verdanken, daß auch Rußland lange Zeit, vielleicht auch jetzt, die ihm sehr angenehme Rolle einer Sphinx unter den Völkern spielte. Alles in ihm war für den Europäer rätselhaft: rätselhaft sein plötzliches Auftreten als eine Großmacht zur Zeit Peters I., und zwar nicht, wie die Zuschauer erwarteten, in einem langen moskowitzischen Chalat, sondern in einem gut angepaßten europäischen Rocke des 18. Jahrhunderts. Rätselhaft schien auch sein Emporsteigen unter Nikolaus I., unbegreiflich seine Niederlage im Japanischen Kriege. Unerwartet kam der Ausbruch der Revolution und ebenso unbegreiflich jetzt das Ausbleiben derselben. Eine Sphinx!

Wenn, wie gesagt, dieser Zustand für Rußland selbst sehr vorteilhaft war, war er für den Westeuropäer nicht allzu angenehm: seine Politik auf Voraussetzungen zu bauen, die für gestern vielleicht noch zutreffend waren, heute aber ganz anderen Platz machten, hieße von einem Irrtum in den anderen fallen. Gegenwärtig scheint wieder der Fall einzutreten, daß die Gegner Rußlands das Rätsel der Sphinx von neuem lösen müssen oder seine Lösung einer späteren Generation bei unvergleichlich ungünstigeren Bedingungen aufbürden. Dies Rätsel ist: diejenigen Kräfte zu erraten, die in Rußland morgen herrschen werden und die Wege, die diese Kräfte in ihrer Beziehung zu den europäischen Mächten gehen werden. Von der einen oder anderen Lösung dieser Frage hängen auch speziell diejenigen Fragen ab, die — als Kriegsziele — jetzt zu besprechen nicht gestattet werden.

In den Augen eines durchschnittlichen Europäers ist Rußland bisher das Land der „Wodka, Kosaken und Nihilisten“, d. h. das

Land der Unkultur, einer verhältnismäßig beachteten Militärmacht und des Absolutismus, und einer nie aufhörenden revolutionären Bewegung, welche zu dem „alten“ Rußland angeblich in einem schroffen Gegensatz steht und welcher vom Schicksale beschieden war, ein „neues“ freiheitliches und friedliebendes Rußland zu schaffen. Es waren die heldenhaften Gestalten der russischen Revolution, wie Wjera Sassulitsch, die diese Vorstellung von einem neuen Rußland in Europa populär gemacht hatten, es war der Kaufsch des „großen Jahres“ und nicht zum mindesten die russischen Emigranten selbst, welche die große Welle des Bürgerkrieges nach Europa verschlug. Ich spreche nicht von dem russischen revolutionären Emigranten als vom Muster eines Bürgers, welcher durch sein bloßes Erscheinen den Glauben an ein kräftiges, neues Rußland zu wecken vermochte. Die Stellung der Europäer zu diesem Emigranten war ganz verschieden: an einem Orte nahm man ihn mit offenen Armen auf, in einem anderen, besonders aber im russenfreundlichen Frankreich, hat zum Beispiel keine Vermieterin vergessen, auf ihrem Mietzettel die, jedem russischen Emigranten wohlbekannten Worte zuzuschreiben: „pas de Russes“! Nein, nicht durch ihr Erscheinen, nicht durch das, was sie waren, sondern durch ihre Menge und dadurch, was sie auf unzähligen Versammlungen redeten und in unzähligen Artikeln schrieben, haben die russischen Emigranten die europäische Öffentlichkeit stark suggeriert und ihr einen festen Glauben eingeflößt an die Möglichkeit, ja Notwendigkeit, eines freiheitlichen und — was bei diesen Leuten dasselbe bedeutete — friedliebenden Rußlands. Eine durch keine historischen Vorgänge zu rechtfertigende Legende von einer friedlichen Demokratie wurde in bezug auf Rußland zum Axiom, und Leute wie Gorki und Andrejew mit ihrem Apachen=Demokratismus, die jetzt zu den plumpesten und geschmacklosesten Priestern des Nationalismus geworden sind, wurden als Propheten eines neuen Evangeliums der Freiheit und Gleichheit in Europa und Amerika gepriesen und gefeiert! Man hat dabei nicht beachtet, daß auch Rußland dem Gesetze der Entwicklung nicht entzogen war; daß das Rußland von 1915 nicht das von 1905 ist, und daß die an verschiedenen Redaktionen ihr kärgliches Exilbrot verdienende Menge der russischen Emigranten ebensowenig die Vorstellung vom heutigen Rußland geben konnte, wie die von einem Hofe zum anderen herumwandernden französischen Aristokraten des 18. Jahrhundert ein Bild von dem Frankreich der Marat, Saint=Just und Couthon abspiegelten. Wie diese verschiedenen französischen Marquisen, Vicomten und Grafen mit ihrem „König von Mitau“ — dem späteren Ludwig XVIII. an der Spitze — Götter waren, deren Altäre man in ihrer Heimat bereits zerstört hatte, so wurden

auch die russischen Emigranten allmählich, ohne sich dessen bewußt zu sein, zu Priestern einer von ihren eigenen Adepten verratenen Religionssekte. Der Sturm von 1905 hat, trotz seines scheinbaren Mißlingens, vieles in Rußland weggeblasen und zerstört und neuen Kräften die Bahn geebnet, die bisher sich nicht rühren konnten. Er hat den Grundstein der außerordentlich wichtigen politischen, wirtschaftlichen und nationalen Vorgänge im Leben des Reiches gelegt, welche das Antlitz des Landes vollkommen veränderten und der alten Legende von der Notwendigkeit des Entstehens eines demokratischen, friedliebenden Rußland, an dessen Kommen man so fest glaubte, wie die orthodoxen Juden an das Kommen des Messias — ihren ganzen Zauber und ihre unwiderstehliche suggestive Kraft genommen hatten.

Die erste große Folge des Jahres 1905 war die, daß das russische Bürgertum nicht nur ein Objekt, sondern auch ein Subjekt der inneren wie auch der auswärtigen Politik des Landes ward. Natürlich nicht in dem Maße, wie es der bisher in Rußland nie gesehenen Art der Staatsmänner — der Staatsmänner aus der „Gesellschaft“ — erwünscht war, doch aber derart, daß die russischen Liberalen in einer für sie ungewöhnlichen und ehrenvollen Rolle beinahe Kopfschwindel bekamen. Waren sie doch „von der Höhe des Thrones“ zur Anteilnahme an der Staatsverwaltung berufen und „von dem Volke“ — welches Wort in Rußland noch mehr mystische Kraft hat als in Frankreich — dazu auserwählt! Eben dieser Umstand hat aber mit dem russischen Liberalismus ein Wunder sondergleichen vollbracht. Der russische Imperialismus, besonders aber diejenigen seiner Formen, in welchen er sich in Europa zu zeigen pflegt, — der Panlawismus, oder, wenn man will, der Neoslawismus — hat nach dem Jahre 1905 seine beredtesten Verteidiger nicht, wie es anzunehmen war, bei den politisch unzurechnungsfähigen Generalen a. D. und ergrauten Bureaukraten aus der Zeit Alexanders III., sondern auf der Linken des ersten russischen Parlaments gefunden. Nicht etwa P. A. Stolypin, der seine ganze Aufmerksamkeit der inneren Politik widmete und nicht der jedem auswärtigen Abenteuer anschaulich unzugängliche Kozowzew ergriffen das nach der mandchurischen Schlappe gesunkene Banner des Imperialismus, sondern die Homines novi — Miljukow, Roditschew, Schingarew und andere Volksvertreter. Die Zeiten haben sich geändert und derselbe Fürst Trubekoj, der noch im Winter 1904 zusammen mit seinen Gesinnungsgenossen die einzige Art der Erlösung für sein Vaterland in der Niederlage der zarischen Heere sah, hat vor kurzem im Hauptorgan der Kadettenpartei feierlich erklärt, daß die Zukunft Rußlands allein im Siege zu suchen ist. Zum Propheten des neuen, imperia-

listisch-liberalen Rußlands wurde der Ex-Sozialdemokrat, Ex-Revolutionär und Ex-Liberale — Peter Struve. Dieser Erzengel Gabriel des liberalen Imperialismus, der bereits 1908 dessen Geburt verkündete, hat schon damals die These aufgestellt und auch verteidigt, daß „ein großes Volk unter der Gefahr des Verfalls und der Entartung nicht ruhig sitzen darf“ und daß „als Maßstab der ganzen inneren Politik des Reiches die Antwort auf die Frage dienen soll, inwiefern diese Politik die äußere Macht des Staates stärkt?“ Derselbe Struve hat auch den — allerdings nicht neuen — Weg für die Entfaltung dieser Macht seinen Kompatrioten gezeigt: die Dardanellen. An diese Forderung kamen bald auch die anderen; Dostojewski wurde wieder zu einem der bestgelesenen Autoren in Rußland, es kamen die Zeiten der Annexionskrise und der allslawischen Kongresse, bei denen sich an demselben Tische die erbittertsten Gegner von gestern — General Skugarewski und Graf Bobrinski einerseits, Roditschew und einige Polen und Tschechen andererseits — zusammengefunden haben. Vor den geistigen Augen der neubekehrten Adepten des russischen Weltgedankens eröffneten sich die verheißungsvollsten Perspektiven. Vor ihrem Glanz verblaßten alle ehemals heiligen, mit dem Blute des russischen Volkes bespritzten Ideale des „allgemeinen Wahlrechtes“, des „Rechtsstaates“ und sonstigen Lösungsworte, die noch vor kurzem auf unzählige rote Banner geschrieben, über den Köpfen von Tausenden, auf den Straßen von St. Petersburg, Moskau und Kiew stolz flatterten. Die „Ideologen“, um mit den Worten Napoleons zu sprechen, haben sich's überlegt und traten aus dem Lager der Opposition gegen Seine Majestät in des Lager der Opposition Seiner Majestät über. Freilich haben sie sich dafür die Namen „Volksverräter“, „Zarenknechte“ und verschiedene andere im russischen Revolutionsjargon so gebräuchliche Schimpfworte zugezogen. Mögen diese neuen Ehrentitel der russischen Liberalen zutreffen oder nicht, eins ist sicher: wenn sie auch das Volk, das russische Volk, verraten haben, so blieben sie doch sich selbst, ihren innigsten Wünschen treu. Dies konnten natürlich ihre Gegner nie verstehen, die fortwährend in ihren Zeitungen einen unendlichen Prozeß gegen die Volksverräter führten und die Frage bis zur Langeweile zu erörtern suchten: wie war dies möglich, nämlich dieser Sündenfall?

Wie war es möglich? Die Frage ist nicht schwer zu beantworten für jeden, der das russische Leben seit wenigstens zwanzig Jahren beobachtet. In demjenigen Chaos, das dem Morgen der russischen „Freiheit“ voranging und welches in die Zeit Alexanders III. fällt, war die ganze russische Gesellschaft „idealistisch“ gesinnt. In dieser Zeit, die fast keine Parteidifferenzierung und Parteikämpfe kannte,

galt alles noch formlose und Nebelhafte für etwas Ideales und Schönes. Die Unmöglichkeit, sich im politischen Leben zu betätigen, die Unmöglichkeit, bloß einen Finger zu rühren, um nicht die allsehende Regierung zu den allerschärfsten Maßregeln zu veranlassen, kurz die Unmöglichkeit, Farbe zu bekennen, und die Erbitterung gegen den unerträglichen Druck der Regierung, haben alle die zukünftigen Oktobristen, Kadetten, Arbeiterpartei-ler usw. zu einem Haufen der mit dieser Regierung unzufriedenen Liberalen und mit sich zufriedenen Idealisten vereinigt: In der Nacht sind alle Katzen grau! Bei solchen Umständen wendete sich die ganze Energie der zukünftigen „Vollsverräter“, die einen ziemlich starken Tatendrang empfanden, aber keinen nötigen Raum dafür sahen, ausschließlich der Bekämpfung der bei allen verhaßten Regierung zu. So geschah es, daß Leute, die ihren Lebenslauf am besten im Wirkungskreise eines Gelehrten oder eines fleißigen Dorflehrers verbracht hätten, zu Terroristen wurden, die Leute aber, die in Deutschland oder Österreich die Befriedigung ihres Revolutionsdranges in der Tätigkeit eines Parlamentsauschussesmitglied- es gefunden hätten, mit allen Mitteln jene Volksbewegung heraufzubeschwören trachteten, die — um mit dem russischen Strafgesetzbuch zu sprechen — „nach der Niederwerfung der bestehenden Staatseinrichtungen strebte“. „Die Regierung“ war in den Kreisen der damaligen russischen „Gesellschaft“ ein ganz eigentümlicher Begriff. Dies Wort bedeutete etwas ganz Fremdes, ein außerhalb des Volkes stehendes Wesen, von welchem anders als im Tone der Verachtung oder des Spottes zu sprechen eine Verletzung des guten Tones bedeutete. Deshalb war auch jede Handlung, jedes Unternehmen dieser Regierung von vornherein ein Gegenstand des Spottes jedes sich selbst achtenden Liberalen, jedes Studierenden, ja sogar jedes Gymnasiasten, welchem nur der Schnurrbart zu wachsen begann. Als 1903 ein russischer Konsul in der Türkei ermordet wurde, empfand man dies Ereignis als etwas, was die „Gesellschaft“ gar nicht anging. Als der Krieg mit Japan kam, freuten sich die Russen am meisten über die Niederlagen bei Laojan und Tschusima, und in keinem Lande waren wahrscheinlich so viel lustige Lieder im Gange, die den armen Kuropatkin oder den Sohn Alexanders II. — den Statthalter des fernen Ostens Admiral Alexejew — verspotteten, als in Rußland. Derjenige aber würde sich sehr irren, der aus diesen Tatsachen die Schlußfolgerung ziehen wollte, daß die Opposition des russischen Liberalismus gegen die zarische Politik eine prinzipielle war. Mit gewissem Vorbehalt war das vielleicht in Fragen der inneren Politik der Fall, nicht aber der auswärtigen. In der Tat wütete die russische liberale Opposition nicht gegen die Richtung der auswärtigen Politik des Zarismus, sondern dagegen, daß sie — die Liberalen —

von der Beteiligung an dieser Politik ausgeschlossen waren. Nur allzu niedrige Sakaienseelen können sich freuen oder trauern wegen der Erfolge oder Mißerfolge ihres Herrn, welche sie weder zu verhindern noch heraufzubeschwören imstande sind. Solche Sakaien waren die russischen Liberalen doch nicht. Sie brannten darauf, auch ihr großes Wort in der Politik zu sagen, zumal sie sich für fähiger als die Diener des Zaren hielten — sie waren auch nicht weniger von der Größe des russischen Weltreiches berauscht, dem sie auch die weitere Expansion nach allen Richtungen wünschten, ihre Hände waren aber gebunden und ihr Mund gefnebelt. Gegen ihren eigenen Willen wurden sie in die Lage eines für die Freiheit sterbenden und nur nach der Freiheit sich sehnenenden Idealisten gedrängt und wurden daher auch für solche gehalten. „Die Wendung“ also, die im politischen Credo des russischen Liberalismus eintrat und welche ihm seine Waffenbrüder von Anno 1904 und 1905 — die Sozialdemokraten — bisher nicht verzeihen können, war eigentlich keine Wendung. Die Entstehung des parlamentarischen Lebens in Rußland — welche enge Kreise des Volkes dies Leben auch umschließen mag — führte die russische „Gesellschaft“ aus der Unterwelt an die frische Luft. Sie konnte nun der Regierung ihr Vertrauen oder Mißtrauen aussprechen, verschiedene — allerdings nie von irgendwelcher Seite ernst genommene — Interpellationen an das Kabinett richten, ja es gab Zeiten, in welchen der allmächtige General Trepow mit Professor Miljurow wegen des Eintritts des letzteren ins Ministerium verhandelte! Die russische „Gesellschaft“ trat aus der Lage eines immer gepeitschten Esels heraus, sie wurde regierungsfähig. Dann hat sie eben, vulgär ausgedrückt, ihre Zähne, die Zähne eines Wolfes, gezeigt, die sie übrigens immer hatte, auch als sie noch, eine franke Märtyrerin, im Bette lag, und die bloß denjenigen Politikern unsichtbar waren, die ebenso naiv wie das kleine Rottkäppchen waren.

Wenn ich sagte, daß in der politischen Psychologie des russischen Liberalismus keine Wendung eintrat, so bedeutet es nicht, daß ich derjenigen Änderung im politischen Leben des Zarenreiches keine Bedeutung beimesse, die das Erscheinen dieses Liberalismus als handelnde Person in der russischen Politik verursachte. Darin, daß die russische „Gesellschaft“ aus dem Objekte zum Subjekte der Politik wurde, liegt eben das wichtigste Ereignis des veränderten Rußlands, weil von diesem Zeitpunkte an der russische Imperialismus die Züge einer Volksbewegung annimmt, die für Europa zehnmal gefährlicher ist und noch gefährlicher werden kann, als die von den ermatteten Händen der alten Bureaucraten getriebene alte Expansionspolitik Rußlands. Diese Gefahr entsteht nicht nur daraus, daß mit dem

Erscheinen der Liberalen auf der Bühne neue frische Kräfte am Werke sind, sondern hauptsächlich daraus, daß als Trägerin des imperialistischen Gedankens diejenige Klasse der russischen Gesellschaft auftritt, deren Zukunft vom Emporkommen oder Sinken dieses Gedankens unmittelbar abhängt, die, dieser Idee dienend, ihren eigenen Interessen dient und ihre eigene Sache besorgt. Diese Klasse ist die russische Bourgeoisie, denn sie war es, die die Regierung im Jahre 1908 in den Krieg gegen Österreich hegte, sie hat die kammibalistischen Artikel „für die unterdrückten slawischen Brüder“ drucken lassen, sie hat den „nicht allzu radikalen“ Iswolski gestürzt, sie hat auch diesen Krieg gewollt, und sie will ihn auch weiterführen. Sie, und nicht so sehr der Zarismus, der natürlich für seinen Glanz sorgt, welcher aber die Expansionspolitik nicht so sehr aus wirtschaftlichen, als aus politischen Gründen treibt, für den diese Politik nicht ein solches Gebot der Notwendigkeit wie für die russische Bourgeoisie ist.

Ist sie aber für diese letztere wirklich ein Gebot der Notwendigkeit? Wir wollen von der russischen Expansionspolitik des fernen Ostens nicht sprechen: nicht in ihr steckt der Keim des heutigen Konfliktes. Dieser Keim liegt in der wirtschaftlich-politischen Lage Rußlands in Europa, welche Rußland überhaupt, das russische Bürgertum aber insbesondere, zu einem natürlichen Gegner des Deutschen Reiches macht. Folgende Ziffern werden am besten diese Behauptung klar machen: Im Jahre 1913 hat Deutschland aus Rußland verschiedene Waren (hauptsächlich Rohprodukte) für 1564 719 000 Mark, aus den Vereinigten Staaten für 1585 984 000 Mark bezogen. Mehr als für 800 000 000 Mark nur aus Österreich-Ungarn und England. Die betreffenden Ziffern für andere Staaten sind noch bedeutend niedriger. In demselben Jahre hat Deutschland ausgeführt: nach Rußland für 1469 800 000 Mark, nach den Vereinigten Staaten für 1711 200 000 Mark, mehr als für 800 000 000 Mark nur nach Österreich-Ungarn und England.

Rußland ist also — neben den Vereinigten Staaten — der beste Markt Deutschlands. Vom Handel mit ihm ist aber auch die russische Handelsbilanz beträchtlich abhängig. Dieser Handel führt auch einen großen Teil des russischen Nationalvermögens nach Deutschland, wo er als Verzinsung des deutschen Kapitals in denjenigen Industriebranchen gilt, welche — nach der Meinung der russischen Ökonomen — sich ebensogut in Rußland entwickeln und die Taschen der russischen Industriellen bereichern könnten. Einen natürlichen Tribut, den ein wirtschaftlich rückständiges Land einem fortgeschrittenen zahlen muß, nennen die russischen Finanzisten im gegebenen Fall „deutsche Vergewaltigung“. Von dieser „Vergewaltigung“ sich zu befreien, die Summe also, die alljährlich Deutschland ausgezahlt wird, zur

Verzinsung eigener und nicht fremder Werte aufzubringen, ist der goldene Traum aller russischen Industriefreie. Natürlich sind die Russen nicht so naiv zu glauben, daß sie die deutschen Einfuhrwaren in 24 Stunden durch ihre eigenen verdrängen können. Sie wollen aber Deutschland in die Lage versetzen, in welcher es die allmähliche Befreiung Rußlands von der „deutschen Vergewaltigung“ ruhig ertragen müßte, sich selbst aber in eine solche Lage, in der sie Deutschland fortan zum Abschluß solcher Handelsverträge zwingen können, welche für den russischen Getreideexport und für die Entwicklung einheimischer Industrie so günstig wie nur möglich sein sollen. Das kann aber — und dessen sind die Russen sich bewußt — nur erreicht werden, wenn Deutschland zur Rolle eines Staates zweiten Ranges niedergedrückt wird, kurz — durch einen für Rußland siegreichen Krieg. Diese klare Erkenntnis hat auch den Russen ihre wahnwitzigen Pläne der Zerstückelung Deutschlands diktiert, die besonders beim Beginn des Krieges laut waren. Diese Erkenntnis hat auch die russische Bourgeoisie zum erbittertsten Feinde Deutschlands noch zu jener Zeit gemacht, als die offiziellen deutsch-russischen Beziehungen durch nichts getrübt waren: noch lange vor dem Kriege war es gerade die liberale Presse in Rußland, welche die Regierung zum Bündnisse mit England aufforderte und zum Aufgeben der „traditionellen“ Freundschaft mit Deutschland. Natürlich war die Befreiung von der „Vergewaltigung“ Deutschlands nicht der einzige Grund der antideutschen Politik des russischen bürgerlichen Liberalismus. Die zweite Ursache dieser Politik ist in Kleinasien zu suchen, oder besser gesagt, in jenem Endpunkte, wo zwei Linien: Petersburg—Sebastopol—Mittelmeer und Berlin—Wien—Bagdad sich kreuzen — in Konstantinopel. Die Dardanellen — dieser Kampfgrund der alten russischen Politik — wurde auch von den russischen Liberalen als ihre eigene Forderung anerkannt, und zwar als eine der populärsten. Auf diese verzichteten wollten sie freiwillig unter keinen Umständen, noch weniger aber sich die Erfüllung dieses Wunsches durch die deutsch-türkische Allianz sogar in Zukunft illusorisch machen lassen. Es war wirklich kein Zufall, daß die besten Begründer der Expansionspolitik mit dem Ziel Konstantinopel solche waschechteste Vertreter der russischen „Gesellschaft“ waren wie Dostojewski und in der neuen Zeit derselbe Peter Struve, der bereits 1908 in seiner „Patriotica“ als das Ziel der russischen Expansion „das ganze Bassin des Schwarzen Meeres und alle an dieses sich anlehenden europäischen und asiatischen Länder“ nannte. Zu allen Zeiten war es aber klar, daß die Meerengen nicht nur vom Bosphorus und den Dardanellen, sondern auch von Wien aus verteidigt werden. Seit Alexander II. sah man, daß der erstrebte Weg nach der türkischen

Hauptstadt nicht nur durch Wien, sondern auch durch das Brandenburger Tor führt. Auf diese Weise haben die Konstantinopel-Pläne der russischen Bourgeoisie, ebenso wie die Erwägungen ihrer Ökonomen, sie auf denselben Weg des Kampfes mit Deutschland geleitet. So rasch geschah es, so rasch haben die sentimentalischen Verteidiger der Menschenrechte von gestern die blutrote Maske des Mars vorgebunden, daß niemand gemerkt hat, daß das alte friedliebende Rußland gestorben ist. Man dachte, es lebt noch oder, wenn es schon tot wäre, so würde es, wie Christus, auferstehen, um der erstaunten Welt die neue noch nie dagewesene Erscheinung einer friedlich gesinnten Demokratie vorzuführen!

Diejenigen, welche an diese Demokratie trotz alledem glauben, sagen: Rußlands innere Kultur und wirtschaftliche Entwicklung entsprechen keineswegs seinen auswärtigen Aspirationen. Es hat eine dünne Bevölkerung, riesige brachliegende Ländereien, seine Reichtümer sind bisher gar nicht erschöpft und außerdem erstreckt es sich bereits über den siebenten Teil des Festlandes. Sind seine Expansionspläne nicht eher dem Wahnsinn eines Häufleins, welches das riesige Reich regiert, zuzuschreiben, und wird Rußland nicht zu einer vernünftigeren Politik zurückkehren, zu einer Politik der friedlicheren Entwicklung seiner reichen Produktivkräfte, sobald das autokratische Regiment einem andern Platz macht? Die Meereengen, Konstantinopel, Kleinasien — das alles werde vielleicht Rußland brauchen, aber erst später, wenn es zuerst im eigenen Hause Ordnung geschafft habe. Darauf kann man antworten, daß es nicht von Rußland allein abhängt, Zeit und Ort des Ausbruches der großen internationalen Konflikte zu bestimmen. Rußland griff zu der Lösung dieser oder jener internationalen Frage, sobald eine solche gestellt wurde. Nicht seine Schuld war es, daß diese Frage dann lösungsreif wurde, als sie es für Rußland noch nicht war. Hätte sich Rußland an der Lösung der baltischen, der balkanischen und auch türkischen Frage nur zu jener Zeit beteiligen wollen, da es diese Lösung für sich als unaufschiebbar erachtete, so wären diese Fragen wahrscheinlich ganz anders gelöst worden. Die kleinasiatische Frage ist einmal aufgerollt, sie wird für Rußland ihre ganze Bedeutung vielleicht erst in 50 Jahren erlangen; aus diesem Grunde aber der russischen Bourgeoisie zuzutrauen, sie werde ruhig zusehen, wie diese Frage von anderen gelöst wird, hieße diese für naiver halten als sie es in der Tat ist. Nein, der Friedenssinn dieser Bourgeoisie ist dahin und je früher man das erkennt, desto besser für die Verbündeten. Diesen Ausführungen hält man gewöhnlich entgegen: es sei vielleicht wahr, daß der Deutschenhaß und die imperialistischen Gedanken sich der russischen bürgerlichen Kreise bemächtigten. Aber

das Volk, dieses angeblich gutmütige russische Volk wisse von nichts weniger als von irgendwelchem Deutschenhaß. Das mag zutreffend sein, aber solange ein Häuflein der russischen Bureaucratie oder Liberalen imstande sein wird, dies Volk nach Belieben zur Eroberung Ostpreußens oder Galiziens zu schicken, ist für Europa wichtig nicht was dies Volk denkt, sondern was es tut.

Das Märchen von einer friedlich gesinnten russischen Demokratie war eine der Legenden, welche in Europa über Rußland verbreitet wurde. Eine zweite war die Meinung, daß diese Demokratie bald ans Ruder gelangen und die unfähige, friedensstörende Bureaucratie in die Hölle schicken würde — kurz der Glaube an die Revolution. Diese Revolution war die Hoffnung aller europäischen Pazifisten und ist sie auch geblieben. Die großen Veränderungen im politischen Leben Rußlands in den letzten zehn Jahren haben auch diese Legende zu Grabe getragen. Nicht wie im vorher besprochenen Falle Veränderungen im politischen, sondern im nationalen Charakter des russischen Reiches haben dazu beigetragen, diese Legende, den Glauben an eine baldige russische Revolution wenn nicht ganz zu zerstören, so wenigstens ihrer Glaubwürdigkeit zu berauben. Die russischen Emigranten waren wieder diejenigen, die geradezu eine falsche Vorstellung von den Nationalitätenverhältnissen in ihrer Heimat verbreiteten. Der revolutionäre Geist war nicht das charakteristischste Merkmal der russischen Sozialdemokraten, Sozialisten-Revolutionäre und Anarchisten, aus denen sich die russischen Emigrantenkolonien der meisten Städte Europas zusammensetzten. Der Geist des Zentralismus war die zweite, nicht minder wichtige Eigenschaft der russischen revolutionären Ideologie, welche bereits die Defabristen in hohem Maße kennzeichnete und von ihren politischen Nachfolgern ererbt wurde. Es würde zu weit führen, das Vorhandensein des zentralistischen Gedankens in der Theorie wie auch in der Praxis der russischen revolutionären Parteien nachzuweisen. Es genügt, die Namen Plechanows, Alexynskis, Burzews und des Fürsten Krapotkin zu nennen, die ihre Genossen aufforderten, jeden Kampf gegen ihren Feind — den Zarismus — aufzugeben, aus keinem anderen Grunde, als um ihm zu helfen, die im Laufe von Jahrhunderten von Rußland an sich gerissenen nichtrussischen Völker und nichtrussischen Länder auch weiter unter dem Zepter des Zaren zu erhalten. Finnland gönnten noch die russischen Revolutionäre seine Autonomie, der Ukraine die ihrige wieder zu geben, verweigerten sie — sogar in der Theorie — mit erstaunlicher Hartnäckigkeit; was Polen anbelangt, so ist die Theorie von der angeblich aus ökonomischen Gründen sogar für die Polen selbst notwendigen Untrennbarkeit von Rußland eben von den sozialdemokratischen Kreisen aus-

gegangen und dort am tiefsten eingewurzelt. Von anderen Nationalitäten Rußlands gar nicht zu sprechen. Die absurde, leider vor dem Kriege in Europa viel Gehör findende Idee, daß Rußland eigentlich ein Nationalstaat ist, der am besten von dem — natürlich „demokratisierten“! — Petersburg aus zu regieren wäre, wurde von niemandem so eifrig in Wort und Schrift propagiert, als eben von den russischen Revolutionären. Das Jahr 1905 hat dies — vielleicht ganz ehrlich gemeinte — Wahngebilde gründlich zerstört. In jenem Jahre oder vielmehr im Jahre 1906 hat sich gezeigt, daß Rußland nur so lange russisch bestehen kann und wird, als an der vorrevolutionären Verfassung des Reiches nicht gerüttelt wird. In dem Augenblick aber, als zur Verwaltung des Staates das angeblich russische Volk berufen wurde, hat es sich herausgestellt, daß dies Volk nicht einmal die Hälfte der ganzen Bevölkerung Rußlands bildet. Nicht nur einige Duzend Polen erschienen in der russischen Duma, sondern 40 Ukrainer, die man schon lange für mausetot gehalten hatte, einige Litauer, Muselmänner, Letten, kurz das ganze Völkergemisch des von den seligen russischen Zaren im Schweiß des Antlitzes zusammengeraubten heiligen Rußlands. Die Entdeckung war entsetzlich, zumal als all diese Fremdvölker erklärten, gar nicht Russen sein zu wollen und alle ihre mit Feuer und Schwert vernichteten nationalen Rechte und Freiheiten revindizierten. Wie eine Auferstehung der Toten wirkte diese Tatsache auf die mit der absoluten Vorherrschaft des russischen Stammes rechnenden russischen Bureaukraten. Aber nicht nur auf sie allein. Auch die Liberalen hat es unheimlich getroffen, sie, die dem Ideale eines zwar demokratischen, immerhin aber russischen Rußlands huldigten. Ein schwerer Konflikt entstand plötzlich für ihr sich nach Freiheit sehndendes Herz: entweder den ersten Teil ihres Ideals verwirklicht zu sehen, dafür aber den zweiten einer ungewissen Zukunft zu opfern, oder den zweiten zu retten, dann aber alle Missetaten und Beleidigungen, die das junge Rußland seitens des Absolutismus erlitt, endgültig zu verschmerzen und auf ihre Jugendträume von einem Völkerfrühling in Rußland zu verzichten. Die ukrainische Frage — die Frage des zweitgrößten Volkes in Rußland — machte diesen Konflikt, diese Wahl für den russischen Liberalismus besonders schwer. Die ganze Bedeutung dieser Frage für Rußland wird erst dann klar, wenn man sich erinnert, daß das ukrainische (ruthenische, „kleinrussische“) Volk in Rußland auf einem sehr fruchtbaren, von ca. 30 Millionen Menschen bewohnten Territorium so groß wie Deutschland sitzt, das die Russen vom Schwarzen Meere trennt und dessen Besitz allein das russische Imperium seine Vormachtstellung in Europa verdankt. Zwar betrachten die Russen die nationale Zukunft dieses Volkes als unsicher, doch auch eine

solche Auffassung der Frage birgt eine große Gefahr für sie in sich: gelingt es, diese 30 Millionen starke Nation zu russifizieren, dann ist das Fortbestehen Rußlands als einer nationaleinheitlichen Großmacht für alle Zeiten gesichert. Gelingt es nicht, dann muß man aufs Allerschlimmste gefaßt sein. Schon jetzt ist die national-ukrainische Bewegung in die Tiefe der Bauernbevölkerung Südrußlands eingedrungen, hat die Arbeiterklasse erfaßt, schon jetzt zählt sie viele Anhänger unter den Vertretern der liberalen Berufe und der Geistlichkeit, und, was speziell bedrohlich erscheint, die besitzenden Klassen fangen an, sich dieser Bewegung anzuschließen, und sogar der ökonomische Kampf des vom Norden wirtschaftlich und finanziell ausgebeuteten Südens gegen den ersteren wird mit Vorliebe unter dem Banner eines national-ukrainischen Kampfes gegen das Russentum geführt. Die noch junge Bewegung macht schon für ein russisches Ohr zu viel Lärm. Kein Kongreß der russischen Lehrer oder Genossenschaften vergeht ohne eine Kundgebung der Ukrainer, die Rechte für ihre Sprache oder Autonomie des Landes fordern. Auch in der Duma treten sie mit ihren „Anmaßungen“ auf. Die nationale Schule wird sogar von verschiedenen Semstvos Südrußlands verlangt. Ja, auch in der äußeren Politik Rußlands wirken die Ukrainer störend und sprechen den Russen das Recht ab, auf den panslawistischen Kongressen im Namen nicht nur des „groß-“, sondern auch des „kleinrussischen“ Volkes zu reden. Die Sache wird noch dadurch verschlimmert, daß die österreichische Ukraine ein Zufluchtsort für die ukrainischen Emigranten aus Rußland bildet, welche von dort aus nicht nur die revolutionäre, sondern einfach eine irredentistische Bewegung in der russischen Ukraine planmäßig schüren. Die Liberalen haben sich der ukrainischen wie auch den anderen nationalen Bewegungen gegenüber in der prekärsten Situation befunden. Diese Situation war der Lage des Fürsten Metternich von 1848 sehr ähnlich. Wie der österreichische Minister mit Recht einsah, daß jede Konzession an die demokratischen Prinzipien eine ernste Gefährdung des deutschen Charakters des Reiches in sich schloß, so haben auch schließlich die Herren Struve und andere die verblüffend einfache Wahrheit erkannt, daß jeder weitere Schritt Rußlands zu der Demokratisierung daselbst Nationalitätenkämpfe zu entfesseln droht, im Vergleich mit welchen der Völkerstreit im Habsburger Staate ein Kinderspiel ist. Die Liberalen haben verstanden, daß alle Glieder der dreieinigen Formel des alten Rußlands — „das Orthodogentum, Alleinherrschaft und (russische) Nationalität“ — fest miteinander verbunden sind: fällt ein Glied weg, so fällt auch das andere. Diese Erwägung hat eben auch den russischen Liberalismus gegen alle schlechten Manieren seines Widersachers — des Absolutismus — viel

nachsichtiger gemacht. Die politische Ungezogenheit der alten Bureaukraten, die Brutalität des Zarismus, seine Rücksichtslosigkeit wurden jetzt nicht mehr mit solcher dunklen Farbe in der liberalen Presse gemalt, da man zur Überzeugung gelangte, daß diese rohe Politik zwar nicht ganz dem politischen Kodex der liberalen Salons entspricht, dafür aber mehr als eine andere dazu geeignet war, den für die russischen Demokraten und Revolutionäre so lieben russisch-nationalen Charakter des Reiches zu wahren. Seit dieser Zeit begann derjenige leise Flirt der kadettischen Schönheiten mit den Petersburger Bureaukraten, welcher in den letzten Jahren die Form eines das öffentliche Ärgernis erregenden Skandals annahm. Es trat auch ein offener Bruch der konstitutionellen Partei mit dem jetzt abgewiesenen Freier — dem Sozialdemokraten — ein, der mit seinen langen, ungekämmten Haaren und „unanständigen“ Reden gegen die Regierung nicht mehr dem ministeriabel gewordenen Liberalismus paßte. Die Versöhnung mit dem Zarismus und die Preisgebung einer Stellung der Liberalen nach der andern, die schließlich mit denjenigen „Freiheiten“ sich zufrieden gaben, die ihnen die Schöpfer des Staatsreiches vom 16. Juni 1907 zu lassen geruhten, ist eine vollendete Tatsache geworden. Die wogende Welle der nationalen Bewegungen hat die Reihen der russischen revolutionären Armee gelichtet, indem sie die Revolution selbst unsicher und problematisch machte.

Wie die politischen Änderungen im russischen Leben die Legende von einem friedlichen Rußland töteten, die nationalen die Mär vom nahen Kommen eines freien Rußlands unglaubwürdig gemacht haben, so hat die große Änderung im sozialen Leben der russischen Monarchie die letztere Mär endgültig zerstört. Ich meine die großen Änderungen im Leben des russischen Bauern nach der Revolution.

Man kann die Stolypinsche Agrarreform wie man will einschätzen. Sicher ist die Meinung derjenigen übertrieben, die in dieser Reform eine radikale Veränderung der Lage des ganzen Bauerntums Rußlands erblicken. Sicher ist auch, daß in manchen Gegenden — wie z. B. in der Ukraine — diese Reform dank den eigenartigen dortigen Agrarverhältnissen keine nennenswerten Erfolge aufweisen konnte. Trotzdem aber wäre es verfehlt, den ganzen großen Einfluß der Arbeiten der 1907 ins Leben gerufenen Landeseinrichtungskommissionen auf die soziale Entwicklung Rußlands zu leugnen. Noch wichtiger aber waren die politischen Folgen der Reform. Die Abschaffung der Mir-Verfassung und die freigabe des Bodens, der (wenigstens der bäuerliche) bisher aus den Gegenständen des *ius commercii* nach dem russischen Rechte ausgeschlossen war, haben eine ganze Umwälzung in den politischen Anschauungen der

Bauern hervorgerufen. Vorher war der „Bauer“ ein Begriff mit einem ganz bestimmten Inhalte. Mit wenigen Ausnahmen waren sie alle eine gleich bemittelte, durch eine starke Kette des gemeinsamen Landbesitzes und durch einen gemeinsamen Haß gegen den privaten Großgrundbesitz zusammengehaltene Masse. Diese Masse, dank ihrer sozialen Lage war, wie es die Jahre 1902, 1905 und 1906 zeigten, immer für die agrarsozialistische Propaganda jeder Umsturzpartei zu haben. Sie war eine einheitliche, geschlossene Phalanx der Revolution. Jetzt war sie es nicht mehr. Die Reform hat diese ungeheure Bauernarmee gespalten, indem sie den reicheren Bauern die Möglichkeit eröffnete, auf Kosten ihrer weniger glücklichen Mitbürger ihren Bodenhunger zu befriedigen. Jetzt wurde der Bauer ein ebenso unbestimmter Begriff, wie Nation oder Volk. Diejenigen unter ihnen, die wirtschaftlich schwach waren, gingen zugrunde, indem sie entweder die Reihen der städtischen Proletarier füllten, oder auf dem Lande blieben in voller Abhängigkeit von den Dorfwucherern. Die stärkeren trennten sich, indem sie ihren Besitz bedeutend vermehrten, von ihren Dorfbürgern nicht nur durch ihre soziale Stellung — sie waren jetzt den amerikanischen Farmern gleich — sondern sogar örtlich, indem sie ihr Anteilland und Gehöft weit von dem Dorfe als Eigentum erhielten. Jetzt konnte sie kein noch so verlockendes kommunistisches Programm für die Sache der Revolution gewinnen. Die Interessen dieser Großbauern waren jetzt eher mit denen der Großgrundbesitzer als mit den Kleinbesitzern identisch. Der Traum Stolypins von der Schaffung eines konservativen, bäuerlichen Mittelstandes ist zehn Jahre nach der Revolution mit riesigen Schritten seiner Verwirklichung nahe gekommen. Diese Tatsache hat noch mehr als die Abtrünnigkeit des Liberalismus der Sache der Revolution in Rußland geschadet und ihren Eintritt immer mehr in die neblige, unsichere Zukunft verschoben.

Alle diese Veränderungen im politischen, nationalen und sozialen Antlitz Rußlands, die noch tiefer ins Leben des Reiches griffen, als die Reformen Alexanders II. blieben gewiß nicht unbemerkt in Europa. Doch ihre ganze Bedeutung und ihr Zusammenwirken, besonders auf die äußere Politik des russischen Reiches, richtig einzuschätzen, war nicht allen gelungen. Dies aber ist jetzt notwendiger denn je. Die moskowitzische Sintflut ist zwar zurückgeflutet, sie kann aber wiederkehren. Sich mit alten Märchen zu trösten, daß die Verschwörer gegen Europas Ruhe und Kultur nur im Winterpalais an der Newa ihren Sitz haben, und daß der Boden unter ihnen schon schwankt — wäre eine Torheit und zudem eine gefährliche Torheit. Nein, der Boden unter dem Zaren aller Reußen, der jetzt zu seinen treuesten, weil überzeugten Untertanen viele Revolutionäre von

gestern zählt, ist sicherer denn je. Gewiß wird somit auch diejenige Unsicherheit der internationalen Lage bleiben, die wieder mit einem Weltbrande enden kann, wie es 1914 geschah. Geschieht aber das wenig Erwartete, bricht in Rußland eine zweite Revolution aus — auch das ist nicht ausgeschlossen bei der nicht zu unterschätzenden Fähigkeit der russischen Regierung, die zahmsten Bürger zu Terroristen zu machen — und wird unter ihren Schlägen das alte Regime in Trümmer fallen, dann wird erst die Welt kennen lernen, was für sie die Macht Rußlands ist! Denn ein aus den Ruinen des alten absolutistischen entstandenenes neues Rußland wird in seiner auswärtigen Politik denselben Weg gehen. Nun wird es ihn konsequenter und schneller gehen.

Ein Rußland des national gesinnten, imperialistischen Liberalismus und eines wirtschaftlich starken Bauerntums wird für Europa zehnmal unbequemer sein, als das an Altersschwäche erkrankte Reich des entarteten Urenkels des ersten Nikolaus. Das zu verstehen und daraus alle Konsequenzen zu ziehen, ist ein Gebot der Selbsterhaltung für jede europäische Macht, welche nicht von der russischen Sphinx — heute oder morgen — aufgefressen werden will.

Das Wirtschaftsleben der westrussischen Grenzländer

Von Dr. Josef Neumann-Frohnan.

Der Wert der besetzten Teile des russischen Reiches wird oft unterschätzt. Sie liegen zwar östlich von uns, aber auf der westlichen, europäischen Seite Rußland. Hinter uns sind sie in der Wirtschafts- und Kulturentwicklung um viele Jahrzehnte zurück — innerhalb des russischen Riesenreiches sind sie zum großen Teil Elemente des Fortschritts, wertvolle Glieder, deren Verlust schmerzlich vermisst wird. Für uns bergen sie Entwicklungsmöglichkeiten wertvollster Art.

Deutschland hat sich immer mehr zum Industrie- und Handelsstaat entwickelt. In diesem Kriege ist es zwar gerade noch gelungen, die Ernährung der immer dichter werdenden Bevölkerung im wesentlichen mit Hilfe der auf eigenem Boden gewachsenen Nahrungsmittel zu bewerkstelligen — aber doch nur mit großen Schwierigkeiten. Noch größer sind diese bei der Versorgung mit gewissen gewerblichen Rohstoffen. Der Bedarf der deutschen Volkswirtschaft wird aber aller Voraussicht nach noch weiter wachsen. Noch haben wir glücklicherweise einen Bevölkerungsüberschuß von jährlich 800 000 Menschen. Dazu kommen vielleicht Angliederungen industrieller Gebiete im Westen. Kurz: das Schwergewicht der deutschen Volkswirtschaft wird sich weiter nach der Richtung der Industrie verschieben, ob wir es wünschen oder nicht. Es wäre leichtsinnig, sich darauf zu verlassen, daß die Erträge der Landwirtschaft durch technische Fortschritte im gleichen Maßstabe gesteigert werden könnten. Wenn sich also beim Friedensschluß die Möglichkeit bietet, die Nahrungsmittel- und Rohstoffversorgung des Deutschen Reiches auf eine breitere Grundlage zu stellen als bisher, so wäre es ein Verbrechen an der Zukunft unseres Volkes, diese Gelegenheit nicht zu benutzen.

Diese Möglichkeit ist in Westrußland gegeben. Denn mit einer einzigen Ausnahme enthalten die dort von uns und unseren Verbündeten besetzten Striche keine nennenswerte Industrie. Von Ackerfeldern, riesigen Wäldern und Weiden werden sie bedeckt, und

die Erträge könnten auf das Doppelte und Dreifache gesteigert werden, wenn zielbewußt und mit etwas Geduld die dafür jetzt noch fehlenden Vorbedingungen geschaffen werden. Für die deutsche Organisationsgabe ist hier ein weites Feld der Betätigung gegeben.

Unter den westrussischen Grenzländern verstehe ich Finnland, die baltischen Provinzen, das Königreich Polen, oder, wie es in der russischen Amtssprache jetzt heißt, das Weichselgebiet und die sogenannte Ukraine, d. h. die von Kleinrussen bewohnten Gouvernements des russischen Kaiserreiches rechts und links des unteren Dnjepr.

Finnland ist dasjenige Gebiet, das von den genannten an Rußland zu allerlezt gekommen ist, nämlich erst im Jahre 1809, und das bis in die jüngste Zeit hinein eine fast völlige staatliche Selbstverwaltung besessen hat. Erst Ende des vorigen Jahrhunderts begann die systematische Russifizierung, die zwar durch die russische Revolution unterbrochen, aber nachher bald wieder aufgenommen wurde. Die Zollgrenze Finnlands gegen Rußland ist erst in der allerjüngsten Zeit und noch nicht einmal völlig aufgehoben worden. Finnland hatte am 31. Dezember 1910 3,1 Millionen Einwohner auf 333 000 qkm Bodenfläche. Trotz seiner dünnen Besiedelung ist eine erhebliche Einfuhr an Getreide und Mehl erforderlich, die zum großen Teil bisher von den deutschen Ostprovinzen geliefert wurde. Von Industriezweigen ist besonders die Papierindustrie entwickelt, welche die Holzreichtümer Finnlands mit Hilfe der in den großen Wasserfällen enthaltenen Energiequellen ausbeutet. Eine sehr regsame, infolge eines vorzüglichen Bildungswesens auf hoher Kulturstufe stehende Bevölkerung ist ein weiterer, sehr hoch einzuschätzender Faktor des Wirtschaftslebens dieses Landes. Deutschland hat infolgedessen ein nicht unbeträchtliches Interesse daran, daß Finnland außerhalb der Zollgrenzen des russischen Reiches verbleibt und daß ihm seine wirtschaftliche Selbständigkeit in geeigneter Form, etwa durch eine Garantie Deutschlands und der skandinavischen Staaten, gesichert wird.

Immerhin ist das Schicksal Finnlands für Deutschland von erheblich geringerer Bedeutung, als etwa für Schweden und Norwegen. Uns liegen die baltischen Provinzen geographisch und gefühlsmäßig näher, welche sich vom finnischen Meerbusen südwärts bis nahe zur ostpreußischen Grenze erstrecken, und wenigstens mit einem ganz schmalen Zipfel an der Ostsee auch direkt an sie anstoßen. Estland, Livland und Kurland, wie die drei Länder der Reihe nach von Norden nach Süden heißen, beherbergen rund 2,7 Millionen Einwohner auf einem Gebiet von mehr als 90 000 qkm, das demnach fast genau so groß ist wie Bayern und Württemberg zusammen, dreimal so groß als Belgien. Die Besiedelung ist also außerordent-

lich dünn, nur 28,4 Einwohner auf den Quadratkilometer, gegen 120 im Deutschen Reiche, 55,8 in Ostpreußen. Auf die Ursachen wird weiter unten noch näher eingegangen werden. Von der Bevölkerung sind nach der offiziellen russischen Statistik etwa 7 % Deutsche, 5 1/2 % Russen, je 2 % Polen und Juden und die große Masse Esten, Letten und Litauer. Diese Ureinwohner des Landes wurden im 13. Jahrhundert von den einwandernden Deutschen zum Christentum bekehrt und unterworfen. Die Russen dürften ihrer Mehrzahl nach Beamte sein. Deutsch sind vor allem der Großgrundbesitz, Handel und Industrie, auch ein großer Teil des Handwerks in den Städten und die freien Berufe. In Wirklichkeit ist der Anteil der Deutschen größer und der der Russen kleiner, als es die amtliche Statistik angibt. Auch ist ein gut Teil der Esten, Letten und Litauer des Deutschen mehr oder weniger kundig, da namentlich in früheren Zeiten durch das Deutschtum für gute Schulen überall gesorgt wurde. In dem Hallerschen Aufsatz über die baltischen Provinzen (S. 100 uff.) wird das genauer ausgeführt, insbesondere auch, wie dadurch die Urbewölkerung auf eine wirtschaftlich hohe Stufe gehoben wurde, die erheblich über der des russischen Muschik steht.

Die dünne Besiedelung der baltischen Provinzen wird sofort verständlich, wenn man sich die Verhältnisse in der Landwirtschaft genauer ansieht. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist nur eine mittelmäßige. Zwar finden sich in Kurland und dem südlichen Livland Striche fetten Lehmbodens, aber es überwiegen doch die leichteren Kalk- und Sandböden, und namentlich in Estland ist die Ackerfrume über dem darunter liegenden Fels nur recht dünn. Immerhin ist die Bodengüte im Durchschnitt nicht geringer als in unseren östlichen Provinzen. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt in Kurland 6,1°, in Estland 4° C gegenüber 6,6 in Ostpreußen. Aber die Ausnützung ist noch sehr unvollkommen, denn rund 1/4 des gesamten Bodens entfällt auf Wald und fast 1/7 auf Unland. Ein weiteres Drittel nehmen die Wiesen und Weiden ein, so daß auf das eigentliche Ackerland nur rund 1/4 entfällt. In dieser Hinsicht steht Estland mit 18,1% Acker im Jahre 1900 am ungünstigsten, während hier Wiesen und Weiden nicht weniger als 46,7% umfassen. Es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß der anbaufähige Boden noch lange nicht in vollem Umfange urbar gemacht ist, daß von dem Unland noch vieles zur Weide und von den Wäldern und Wiesen vieles in Ackerland umgewandelt werden kann, daß also die landwirtschaftliche Produktion noch einer wesentlichen Steigerung fähig ist.

Diese Annahme gewinnt eine Bestätigung durch die Ziffern über die Verteilung des Landes auf den Großgrundbesitz

und das Bauernland. Die Statistik gibt allerdings kein lückenloses Bild, aber so viel läßt sich doch sagen, daß rund $\frac{3}{5}$ der Gesamtfläche Ritterguts- und Domänenland und nur $\frac{2}{5}$ Bauernland sind. Daraus geht hervor, daß eine zielbewußte innere Kolonisation ein weites Feld zur Ansetzung von Bauern finden würde, die nicht bloß aus Deutschland, sondern auch aus den vielfach in Rußland verstreuten deutschen Kolonien herangezogen werden könnten. Der baltische Adel hat schon durch die russische Revolution wirtschaftlich außerordentlich schwer gelitten. Seine wirtschaftliche Lage wird durch den Krieg gewiß nicht besser werden. Es wird also keine Schwierigkeiten machen, Rittergüter zum Zwecke der Kolonisation aufzukaufen, und ebenso würden natürlich die Staatsdomänen ohne weiteres für diesen Zweck zur Verfügung stehen. Wenn man daran denkt, daß die Provinzen Ostpreußen, Westpreußen und Pommern, die ungefähr die gleiche Oberfläche wie die baltischen Provinzen haben, doppelt soviel Einwohner beherbergen, obwohl sich die klimatischen und Bodenverhältnisse beider Gebiete nicht wesentlich unterscheiden, obwohl auch in der gewerblichen Entwicklung kein großer Unterschied besteht, so erkennt man sofort, welche großen Entwicklungsmöglichkeiten hier in der deutschen Nordmark vorhanden sind.

Die Ernteerträge der wichtigsten Fruchtarten im Durchschnitt der Jahre 1905/09 betragen an Roggen 376, an Weizen 47,9, an Gerste 259, an Hafer 315, an Kartoffeln 1214 und an Hülsenfrüchten 22,3 Tausend Tonnen. Im Jahre 1910 waren die Erträge in sämtlichen Fruchtarten höher, teilweise sogar sehr erheblich. Auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet wurden im Jahre 1910 an Roggen und Weizen zusammen 193 kg, an Gerste 79 kg geerntet. Der Eigenbedarf des Landes wird also nicht nur gedeckt, sondern es bleibt sogar ein kleiner Ausfuhrüberschuß übrig. Dieser würde durch Verbesserung der landwirtschaftlichen Technik und Vergrößerung der Anbaufläche noch eine sehr erhebliche Steigerung erfahren können, so daß die baltischen Provinzen wenigstens zum Teil in der Lage wären — eine kräftige Durchdringung mit deutschem Kapital und deutscher Arbeit vorausgesetzt — den deutschen Einfuhrbedarf zu decken. Auf den Hektar der bebauten Fläche berechnet, betrug der Ertrag an Weizen, Roggen und Gerste zusammen im Jahre 1910 1141 kg. Er übertraf damit den Durchschnitt des europäischen Rußland um 350 kg, auch die Hektarerträge seiner sämtlichen Nachbargebiete, einschließlich Russisch-Polen, blieben aber hinter Ostpreußen mit 1500 kg noch sehr weit zurück. Dieser Unterschied in der Ausnutzung des Bodens kann nicht nur auf klimatische Verschiedenheiten zurückzuführen sein; er ist sicherlich durch zielbewußte Arbeit ganz erheblich zu verringern.

Der Viehstand ist, entsprechend der großen Weidefläche, ein sehr erheblicher. Im Jahre 1910 wurden 375 000 Pferde, 1 138 000 Rinder, 881 000 Schafe und Ziegen und 508 000 Schweine gezählt. Auf fallenderweise schneidet dabei Estland trotz des großen Anteils seiner Weideflächen weitaus am schlechtesten ab. Auf je 100 Einwohner entfielen somit rund 14 Pferde, 42 Rinder, 33 Schafe und Ziegen und 19 Schweine. Die entsprechenden Ziffern für das Deutsche Reich nach dem Stand der Viehzählung vom Jahre 1912 sind: 7 Pferde, 31 Rinder, 14 Schafe und Ziegen und 33 Schweine. Abgesehen von den Schweinen weisen also die baltischen Provinzen ein erhebliches Mehr auf. Außerdem dürfte auch hier ein erheblicher Fortschritt sofort eintreten, wenn die Zahl der Bauernwirtschaften kräftig vermehrt wird und von oben her dieselbe Förderung der Viehzucht einsetzt, wie wir sie in Deutschland schon lange kennen.

Der Waldbestand bedeckt zusammen nicht weniger als $2\frac{1}{4}$ Millionen Hektar, fast so viel wie im Königreich Bayern. Davon entfallen mehr als ein Viertel, genau 644 000 Hektar, auf Staatsforsten, während das übrige fast restlos zu den Rittergütern gehört. In Estland sind nur 19 % der Gesamtfläche mit Wald bestanden, in Livland 30 %, Kurland mit 26 % steht in der Mitte. Diese großen Holzreichtümer werden zum Teil in der Papier- und Holzindustrie in den eigenen Grenzen ausgenutzt, zum Teil auch nach dem Auslande ausgeführt. Denn Riga ist einer der größten Holzexporthäfen von Europa, wobei allerdings zu beachten ist, daß nicht alles über Riga ausgeführte Holz aus Livland stammt, sondern ein großer Teil auf der Düna aus den inneren Gouvernements heruntergefördert wird.

Über die berufliche Gliederung der Bevölkerung, vor allem über die Zahl der in den hauptsächlichlichen Erwerbsgruppen tätigen Personen waren mir leider keine statistischen Unterlagen zugänglich. Dagegen geht aus den Ziffern über die Produktionswerte der Industrie und den Handel der baltischen Häfen deutlich hervor, daß Handel und Industrie hier eine sehr bedeutsame Rolle spielen, so daß das Gebiet nicht etwa als ein reines Agrarland angesprochen werden kann. Dem Produktionswert nach steht (die folgenden Ziffern beziehen sich auf das Jahr 1908) die Textilindustrie mit 55 Millionen Rubeln an erster Stelle, von denen allein 30 Millionen Rubel auf die beiden Städte Reval und Narva in Estland entfallen. Dicht hinterher kommt die Metallindustrie, deren Hauptsitz Riga ist, mit fast 48 Millionen Rubeln. Hierbei handelt es sich überwiegend um Maschinenfabriken, Kesselschmieden und Schiffswerften. Auch der Produktionswert der chemischen Industrie, die noch stärker in

Riga konzentriert ist, zeigt mit 39 Millionen Rubeln einen erheblichen Betrag. Ferner sind zu nennen die Papierindustrie, die Holzindustrie, Brauerei, Brennerei, Tabakindustrie und die Gummifabrikation. Auf diesem Gebiet besteht in Riga ein westrusgenießender Betrieb, der seine Waren, insbesondere Gummischuhe, überall hin zur Ausfuhr bringt. Der Gesamtwert der gewerblichen Erzeugung wird auf 242 Millionen Rubel beziffert.

Es handelt sich also nur zum Teil um Gewerbebezüge, die einheimisches Rohmaterial verarbeiten, während gerade in den beiden an der Spitze stehenden ausländische Rohstoffe Verwendung finden, nämlich Baumwolle und Roheisen bzw. Stahl. Denn die zentralasiatische Rohbaumwolle, die für den Moskauer Textilbezirk den Rohstoff liefert, ist in den baltischen Provinzen gegenüber der amerikanischen nicht wettbewerbsfähig. Ebenso steht es mit dem russischen Eisen aus dem Ural oder dem Donezgebiet gegenüber dem englischen oder deutschen. Die billigen Wasserfrachten sichern den ausländischen Rohstoffen den Vorsprung, obwohl Rußland in seiner Gütertarifpolitik die einheimischen Erzeugnisse ganz außerordentlich begünstigt und außerdem ein Zollschutz von erheblicher Höhe vorhanden ist. Selbst das notwendige Brennmaterial, die Kohle, die fast ausnahmslos aus England eingeführt wird, muß verzollt werden. Eine Verschiebung der Zollgrenze von der See- nach der Landgrenze zu würde also die baltische Industrie zwar für den Absatz ihrer Erzeugnisse nach dem Innern Rußlands etwas ungünstiger stellen, andererseits jedoch würden durch die Verbilligung der Produktionsbedingungen und die damit gesteigerte Absatzfähigkeit in den Ostseeprovinzen selbst und auf andern Märkten wesentliche Vorteile erwachsen.

In der Ausfuhr spielen Erzeugnisse der Land- und Forstwirtschaft die vorherrschende Rolle. Es wurden nämlich ausgeführt im Jahre 1911:

Getreide für	47	Mill. Rubel, davon	26	Mill. Rubel über	Eibau			
felle	42	"	"	30	"	"	"	Riga
Eier	33	"	"	32	"	"	"	"
flachs	34 ¹ / ₂	"	"	31	"	"	"	"
Hanf	6	"	"		"	"	"	"
Spiritus	1,86	"	"					

An Holz wurde allein über Riga für 38 Millionen Rubel exportiert.

Unter den Bezugsländern des baltischen Imports stand Großbritannien an erster Stelle, ganz dicht gefolgt von Deutschland. Für den baltischen Export tritt die Bedeutung Deutschlands mehr zurück, während Großbritannien auch hier weitaus an erster Stelle steht.

Der Seeverkehr und Seehandel der baltischen Provinzen ist also ein sehr erheblicher. Der Schiffsverkehr im Rigaer Hafen

erreichte 1911 3,92 Millionen Registertonnen, übertraf also noch Stettin mit 3,66 Millionen Registertonnen. Ein Drittel der ganzen russischen Einfuhr im Jahre 1908 ging über die baltischen Provinzen, welche einen großen Teil des Zwischenhandels mit den im Innern liegenden russischen Gouvernements in Händen haben. Außerdem dient zum Beispiel Reval als Winterhafen für Petersburg. Es handelt sich somit um eine Stellung, die vor allen Dingen auf den Vorteilen der geographischen Lage beruht, die also von Zollverhältnissen nicht sehr abhängig ist. Welche Bedeutung Riga für das russische Reich besitzt, geht daraus hervor, daß über seinen Hafen im Durchschnitt der Jahre 1901—1905 16,3% der ganzen russischen Einfuhr kamen, gegen 20,2% in dem an erster Stelle stehenden Petersburg, während Odessa mit 11,2% wesentlich darunter blieb. Die Ausfuhr ist allerdings nicht so bedeutend, in dieser Hinsicht spielen die Häfen des Schwarzen Meeres eine wesentlich größere Rolle. Nimmt man den Gesamthandel, Einfuhr und Ausfuhr zusammen, so vermitteln die baltischen Provinzen ungefähr $\frac{1}{5}$, und ihr Anteil im russischen Außenhandel zeigt in den letzten Jahrzehnten eine ständige starke Steigerung, die von 8,2% im Jahre fünfz. 1891/95 auf 11,1 bzw. 15,2% in den darauf folgenden Jahrez. fünfz. und 18,5% im Jahre 1906 stieg.

Unter diesen Umständen ist es kein Wunder, daß das baltische Gebiet zu den steuerkräftigsten Teilen des russischen Reiches gehört. So erbrachte die Gewerbesteuer in den Ostseeprovinzen 1,95 Rubel pro Kopf der Bevölkerung, dagegen in Polen nur 0,99 und im ganzen Reich nur 0,7 Rubel, die Kapitalrentensteuer in den Ostseeprovinzen 0,29 Rubel gegenüber 0,14 bzw. 0,12 Rubel.

Das Gesamturteil über die Ostseeprovinzen wird man also dahin zusammenfassen können, daß sie schon in ihrem jetzigen Zustand für Rußland eine erhebliche Bedeutung besitzen, daß sie vollends unter einer Verwaltung, welche zielbewußt darauf ausginge, die vorhandenen Produktionsfaktoren zu fördern und zu entwickeln, insbesondere durch Ansiedlung von Bauern und Verbesserung der Verkehrsverhältnisse, an Wert noch ganz erheblich gewinnen müßten, und daß sie mit der Zeit mindestens eine doppelt so starke Bevölkerung ohne Schwierigkeiten ernähren könnten als bisher.

Noch reiner hat sich der landwirtschaftliche Charakter in dem südlich anschließenden Litauen erhalten, das im wesentlichen aus den Gouvernements Kowno — dem Schamaiten oder Samogitien des Deutschordens —, Wilna und dem verwaltungsmäßig zu Kongreßpolen gehörenden Suwalki gebildet wird. (Siehe nebenstehende Jahrentafel.)

Fläche und Einwohnerzahlen 1910.

	Einwohner- zahl in 1000	fläche in 1000 qkm	Einwohner auf 1 qkm
1. Estland	467	19,7	23,7
2. Livland	1 455	45,5	32,0
3. Kurland	741	27,0	27,4
Ostseeprovinzen	2 663	92,2	28,9
4. Kowno	1 776	40,2	44,2
5. Wilna	1 927	41,8	46,0
6. Suwalki	667	12,3	54,3
Litauen (4—6)	4 370	94,3	46,3
Besehtes Gebiet (3—6)	5 111	121,5	42,0
7. Witebsk	1 834	44,0	41,7
8. Minsk	2 813	91,1	30,9
Zusammen (1—8)	11 680	322,0	36,3
Gouv. Warschau	2 482	17,5	142
„ Petrikau	1 933	12,2	158
„ Grodno	1 952	38,6	50,6
Polen mit Grodno ohne Suwalki	15 414	153,0	87,8
Ostpreußen	2 064	37,0	55,8
Westpreußen	1 704	25,6	66,7
Posen	2 100	29,0	72,4
Schlesien	5 226	40,3	129,6

Die Besiedlung ist hier zwar schon dichter — nahezu 50 Einwohner auf den Quadratkilometer — doch hat die Bevölkerungsdichte noch lange nicht die mögliche Grenze erreicht. Bodenverhältnisse und Klima sind den in Kurland und Livland sehr ähnlich, namentlich weisen große Teile von Schamaiten dieselben günstigen Vorbedingungen für die Viehwirtschaft auf wie Kurland. Vorläufig besteht jedoch der größte Reichtum des Landes aus seinen riesigen Wäldern, deren Stämme auf der Memel (Njemen), der Windau und der Düna zu Tal geflößt werden. Im Lande selbst wird außer zu Brenn- und Bauzwecken nur der geringste Teil verwertet. Denn an Industrie finden sich in ganz Litauen nur spärliche Ansätze.

Die Litauer sind ein mit den Letten verwandter indogermanischer Stamm, der sich sowohl von den Slawen wie auch von den Germanen merklich unterscheidet. Mit den Polen teilen sie die Konfession — sie sind meist römisch-katholisch — Sprache und Körperbau sind

aber stark abweichend. In wirtschaftlicher Hinsicht liegen die Verhältnisse so, daß der Großgrundbesitz sich in polnischen Händen befindet — polonisierte ehemals litauischer Adel — die Polen auch die sogenannte Intelligenz in den Städten stellen, die Bauernschaft dagegen in Schamaiten ganz, in Suwalki größtenteils und in Wilna in der westlichen Hälfte litauisch ist, in der östlichen dagegen weißrussisch. Deutsche und Russen — abgesehen von Beamten und Militärs — gibt es fast gar nicht. Den Handel dagegen beherrschen die Juden.

Ganz anders ist die wirtschaftliche Struktur desjenigen der russischen Grenzländer, das uns am nächsten liegt. Polen oder, wie es in der russischen Amtssprache heißt, das Weichselgebiet, wird im Westen und Süden von der preußischen bzw. galizischen Grenze, im Osten von dem Njemen, dem Bobr und dem Bug eingefast. Es sind 127 000 Quadratkilometer, also ungefähr soviel wie Bayern, Württemberg, Baden und Elsaß-Lothringen zusammen. (In wirtschaftlicher und ethnographischer Beziehung gehört auch der Westteil des Gouvernements Grodno mit der gewerbfleißigen Stadt Bialystok zu Polen, während wir aus denselben Gründen Suwalki mit Litauen zusammen behandelt haben.) Die Bevölkerungsdichte erreicht mit ungefähr 100 Einwohnern auf den Quadratkilometer fast den Durchschnitt des Deutschen Reiches und übertrifft diejenige unserer östlichen Provinzen, ausgenommen Schlesien, ganz erheblich. Zurückzuführen ist das vor allen Dingen auf das Entstehen eines außerordentlich dicht besiedelten Industriegebietes um Lodz herum. Rußisch-Polen erhielt seine jetzigen Grenzen — auf die Abtrennung des Gouvernements Cholm kann hier nicht eingegangen werden — auf dem Wiener Kongreß von 1815, auf dem das „Zartum Polen“ mit Rußland unter einem Oberhaupt vereinigt wurde. Die zunächst ziemlich weitgehende Selbständigkeit wurde allmählich immer mehr und mehr eingeschränkt, insbesondere nach den verschiedenen polnischen Aufständen. 1850 erfolgte die Aufhebung der Zollgrenze zwischen Polen und Rußland, und namentlich nach dem Aufstand der sechziger Jahre setzte eine rücksichtslose Russifizierung ein, die sich vor allen Dingen gegen den polnischen Großgrundbesitz wandte.

Die Bevölkerung beträgt insgesamt 11,3 Millionen Einwohner, von denen 2,4 Millionen in Städten, 8,9 Millionen in Dörfern und Flecken wohnen. Schon hieraus geht hervor, daß die Zusammenballung in größeren Ansiedlungen bereits eine ziemlich hohe Stufe erreicht hat. Von den Einwohnern waren am 1. Januar 1905 8,64 Millionen Polen, 1,7 Millionen Juden und 567 000 sogenannte Deutsche. Russen waren nur wenige im Lande, fast ausschließlich als Beamte, abgesehen natürlich von der starken Besatzung. Die pol-

nische Masse der Bevölkerung stellt den überwiegenden Teil des Grundbesitzes, aber auch Industrie, Handel und freie Berufe wurden mehr und mehr von ihnen in die eigene Hand genommen. Insbesondere fand ein fortschreitender Polonierungsprozeß der in Großhandel und Industrie tätigen Juden und Deutschen statt. Die Juden haben vor allen Dingen den Kleinhandel in Händen, außerdem stellen sie einen großen Teil der Fabrikarbeiter, in manchen Gegenden auch des ländlichen Proletariats. Die Deutschen sind zu etwa einem Drittel in den Industriestädten zu finden. Zwei Drittel davon entfallen auf die drei Gouvernements Petrikau, Warschau und Kalisch. Doch sind auch viele ländliche Kolonien vorhanden. Politisch sind sie meist gleichgültig und oft schon längst der Polonierung verfallen. In wirtschaftlicher Hinsicht jedoch bilden sie mit den Juden den fortschrittlichsten Teil der Bevölkerung und genießen allgemein den Ruf, gute Wirte oder Geschäftsleute zu sein. Es darf jedoch nicht übersehen werden, daß sich auch eine polnische Schicht gebildet hat, die in bezug auf Rührigkeit, Intelligenz und Tüchtigkeit ihren früheren Lehrmeistern in keiner Weise nachsteht. Dies zeigt sich auch darin, daß Hunderttausende von Polen im eigentlichen Rußland tätig sind, und zwar fast ausschließlich in führenden Stellungen, z. B. als Ingenieure, Ärzte, Rechtsanwälte usw. Die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der Bevölkerung Polens steht also im ganzen wesentlich über der des eigentlichen Rußland.

Die polnische Landwirtschaft ist in ihrem jetzigen Zustande nicht in der Lage, den Nahrungsbedarf des eigenen Gebietes vollständig zu befriedigen, vielmehr muß eine Zufuhr, namentlich an Vieh, aus dem Innern Rußlands erfolgen, und außerdem hat sich bekanntlich infolge der Eigenart unseres Einfuhrscheinsystems seit Aufhebung des Identitätsnachweises für Getreide eine Getreideausfuhr von Deutschland nach Polen entwickelt. Andererseits ist aber die polnische Landwirtschaft noch lange nicht zu der Höhe gediehen, deren sie bei den vorhandenen klimatischen und Bodenverhältnissen fähig wäre. Das Klima ist nur wenig verschieden von dem in unseren Provinzen Posen und Schlesien, milder als in Ostpreußen, insbesondere sind genügend Niederschläge vorhanden. Auch der Boden gleicht dem unserer östlichen Provinzen. Es sind im allgemeinen leichte und mittlere Böden, während sich vom äußersten Südwesten nach Gnesen zu ein Streifen Schwarzerde zieht, der äußerste Ausläufer des großen südrussischen Schwarzerdegebiets, an den sich noch kleinere Lößgebiete anschließen. Es wäre also technisch durchaus möglich, bei intensiver Wirtschaft etwa dieselben Hektarerträge zu erzielen wie in Posen, bisher sind sie jedoch nur $\frac{1}{2}$ bis $\frac{1}{3}$ so hoch, was auf ungenügende Düngung und mangelhafte Bestellung, schlechte Ent-

wicklung der Verkehrsverbindungen usw. zurückzuführen ist. Außerdem geht nicht weniger als 10% des Ackerlandes auf Feldwege, Raine usw. verloren, weil noch keine systematische Zusammenlegung und Arrondierung der Höfe stattgefunden hat, sondern die Besitzungen meist in zahlreiche, außerordentlich lange und schmale Streifen zerfallen. Eine gründliche Änderung dieser Verhältnisse, die allerdings erhebliche Zeit erfordern würde und auch mit einer Verbesserung des sehr im argen liegenden landwirtschaftlichen Kreditwesens Hand in Hand gehen müßte, würde zweifellos die landwirtschaftliche Produktion außerordentlich erhöhen und zum mindesten die Gewähr dafür schaffen, daß auf absehbare Zeit selbst bei steigender Zahl der Industriebevölkerung der Nahrungsbedarf auf dem eigenen Boden gewonnen werden kann.

Auch für innere Kolonisation ist noch Raum. Allerdings entfallen schon 48,8% der landwirtschaftlich genutzten Fläche auf Bauernwirtschaften und 5,8% auf die kleine Schlachta, deren Güter im Durchschnitt auch nur mittelbäuerlichen Umfang haben. Aber außer 5,9% Staatsland (730 000 Hektar) sind unter dem Rittergutsland (35,1%) etwa 350 000 Hektar russischer Majorate, die fast ausnahmslos verpachtet sind. Eine gute Million Hektar würde also bei einer Änderung der politischen Zugehörigkeit Polens sofort zur Bauernansiedelung zur Verfügung stehen. Diese Fläche kann noch durch Trockenlegung der Sümpfe und Brüche am Narew, Bobr usw. ganz wesentlich vermehrt werden. Also selbst ohne Verkleinerung des Großgrundbesitzes ist die Möglichkeit gegeben, 100 000 und mehr polnische Bauernfamilien in Russisch-Polen unterzubringen.

Unter den angebauten Früchten stehen weitaus an erster Stelle die Kartoffeln, unter den Körnerfrüchten der Roggen. In weitem Abstand folgen dann Hafer, Weizen und Gerste. Auch Zuckerrüben werden auf dem Schwarzerdestrich viel angebaut. Im Mittel der ersten Jahre dieses Jahrhunderts betrug der Ernteertrag an

Weizen	34	Millionen	Pud
Roggen	113	"	"
Hafer	47	"	"
Gerste	26	"	"
Kartoffeln	432	"	"
Heu	116	"	"
Erbsen	8	"	"
Zuckerrüben	67	"	"

Der Viehstand ist gering. Nur die Zahl der Pferde (1899: 14,7 auf 100 Einwohner) und der Gänse ist verhältnismäßig hoch, Schweine waren dagegen 1899 nur 12,9 auf 100 Einwohner vorhanden. Die Folge ist die ungenügende Düngung des Bodens, da künstlicher Dünger noch wenig Verwendung findet.

Die polnische Industrie spielt innerhalb der Grenzen des russischen Reiches eine bedeutende Rolle. Sie baut sich zum Teil auf den eigenen Rohstoffen auf, wie die über das ganze Land verteilte Spiritusbrennerei und Brauerei, die Zuckersfabrikation, der Kohlenbergbau und die Eisenindustrie an der oberschlesischen Grenze, die Verarbeitung von Holz, Ton, Stein und tierischen Produkten. Alle diese Industriezweige werden aber weit übertroffen durch die Textilindustrie in und um Lodz, die 1907 über 21% der gesamten russischen Erzeugung lieferte.

Das Webstoffgewerbe ist die Industrie Westrußlands, so sehr treten alle anderen Gewerbebezüge dahinter zurück. Die vorhandenen statistischen Angaben sind zwar alle nicht sehr zuverlässig, aber diese Tatsache geht ganz zweifelsfrei aus allen Nachweisen hervor. Dr. J. Daszynska-Golinska gibt für 1910 folgende Zahlen für Polen an:

	Zahl der Unternehmungen	Arbeiterzahl	Produktionswert in 1000 Rbl.
Textilindustrie	1 166	150 305	341 266
Industrie der Nahrungsmittel . . .	3 052	42 458	154 724
Metallindustrie	1 510	62 027	110 301
Bergbau und Hüttenwesen	479	45 697	60 139
Konfektionsindustrie	1 918	25 438	47 919
Mineralindustrie	520	23 075	30 433
Chemische Industrien	264	9 153	29 831
Animalische Industrien	284	7 034	29 378
Papier- und polygraph. Fabriken . .	672	15 402	25 695
Holzindustrien	879	17 259	23 215
Übrige Industriezweige	229	3 074	7 246
Zusammen	10 973	400 922	860 147

Die Summe der Betriebsmaschinenpferdekräfte in Polen wird von der russischen Statistik für das Jahr 1910 wie folgt beziffert in der Baumwollindustrie mit 60 185 PS von 354 822 in ganz Rußland
Wollindustrie 37 408 " " 82 898 " " "
Leinen-, Hanf- und Juteindustrie 6 365 " " 55 526 " " "
im sonstigen Webstoffgewerbe 3 724 " " 9 536 " " "

Zusammen . mit 107 682 PS von 502 782 in ganz Rußland.

Diese Zahlen ermöglichen auch einen gewissen Vergleich mit den anderen Haupttextilbezirken Rußlands. Doch ist die Summe der Betriebsmaschinenpferdekräfte kein ganz einwandfreier Maßstab, da hier-

bei das Handwerk gänzlich unberücksichtigt bleibt. Umgekehrt wird bei einem Vergleich der Arbeiterzahlen die Bedeutung von Bezirken mit überwiegenden Großbetrieben unterschätzt. Nach den Berichten der Fabrikinspektoren gab es 1911 in Polen 156 687 Textilarbeiter, in ganz Rußland 868 776. Das Verhältnis war also 18 v. Hundert. Den besten Maßstab stellen stets die Produktionswerte dar, sofern die Erhebungen zuverlässig sind. Göbel gibt (für das Jahr 1907) den auf Polen einschl. Grodno entfallenden Teil des Gesamtwertes der russischen Textilerzeugung auf 22% an, bei der Kohlenförderung auf 21%, bei der Eisenindustrie auf 12%, für alle Industriezweige zusammen auf 16%, also auf rund ein Sechstel.

Von diesen Industriezweigen ist vor allem die Baumwoll- und Wollenverarbeitung mit etwa der Hälfte ihrer Erzeugnisse auf den Absatz außerhalb der polnischen Gouvernements angewiesen. Lodz ist dabei keineswegs günstig gestellt. *) Die amerikanische Rohbaumwolle muß verzollt werden, die zentralasiatische wird durch die weite Eisenbahnfahrt verteuert. Der Moskauer Textilbezirk, dessen Erzeugung dreimal so groß ist als die polnische, erhält also sein Rohmaterial viel billiger. Auch in der Eisenbahntarifpolitik wird Polen zurückgesetzt. Trotzdem kann es infolge größerer Leistungsfähigkeit der Unternehmer und der Arbeiter und billigeren Kredits den Wettbewerb mit Moskau bis weit nach Rußland hinein aufnehmen. Deshalb brauchte die Wiederaufrichtung einer Zollgrenze auf der russischen Seite keineswegs eine Vernichtung der Lodzer Industrie zu bedeuten. Lodz stände in diesem Falle zum mindesten nicht ungünstiger da als die oberelsässische Textilindustrie nach 1871. Auch dort hegte man seinerzeit die schwersten Befürchtungen, wie sich nachher zeigte, ohne Grund. Verbilligung des Rohstoffes, der Kohlen, der Maschinen, des Kredits, Verbesserung der geradezu jämmerlichen Verkehrswege, der Rechtspflege und Verwaltung, alles das sind Vorteile, die nach Beseitigung der russischen Herrschaft eintreten und einen Ausgleich für die Wiederaufrichtung der Zollgrenze herbeiführen würden. Trotzdem bleibt natürlich eine Schonzeit nach dem Muster der Bestimmungen von 1871 über Elfaß-Lothringen wünschenswert.

Unter den bodenständigen Industriezweigen, die hinter dem Textilgewerbe nach Arbeiterzahl und erzeugten Werten weit zurückstehen, übertrifft wieder die Schwerindustrie — Kohle und Eisen — alles andere erheblich. Sie hat ihren Sitz im Bezirk Sosnowice—Dombrowa—Bendzin in unmittelbarem geologischem Zusammenhang mit unserm oberschlesischen Grubenbezirk. Die dortigen großen

*) Näheres darüber in meiner Schrift; Die feindlichen Grenzgebiete in ihrer Bedeutung für das deutsche Wirtschaftsleben. Reichsverlag, Berlin W 35.

Werke haben auch vielfach Filialen oder Kapitalbeteiligungen in Polen. Die Kohleförderung beträgt etwa 6 Mill. Tonnen jährlich von 31 in ganz Rußland, gegen 23 in Belgien, 25 in Nordfrankreich und 256 in Deutschland. Nach unsern Begriffen ist also die polnische Kohlenförderung verschwindend, für Westrußland ist der Ausfall dagegen sehr unangenehm, da auch die englische Zufuhr über See fehlt. Die Eisenindustrie hat mit Schwierigkeiten bei der Koksbeschaffung zu kämpfen, da sich die polnische Kohle nicht zur Verkokung eignet. Die Vorräte an Eisenerz sind dagegen sehr erheblich, und die Sicherung ihrer Zufuhr nach Oberschlesien ist von größter Wichtigkeit.

Unter den Voraussetzungen für die wirtschaftliche Hebung Polens steht mit in vorderster Reihe die Verbesserung der Verkehrswege. Über russische Straßenverhältnisse ist in unzähligen Feldpostbriefen und Kriegsberichten geklagt worden, so daß man darüber kaum noch ein Wort zu verlieren braucht. Selbst von vielen Staatsstraßen erster Ordnung haben unsere Truppen nur noch die Baumreihen zu beiden Seiten vorgefunden, während die Gelder für die Unterhaltung des Fahrdammes auf dem Wege bis zum Straßenbauer größtenteils in den Taschen der Beamtenschaft spurlos verschwunden waren.

Das Eisenbahnnetz ist vorwiegend nach strategischen Gesichtspunkten angelegt und deshalb in dem sandigen Gouvernement Siedlce östlich Warschau am dichtesten. Anschlüsse nach preussischem oder galizischem Gebiet hinüber sind möglichst vermieden. Eine ganz oberflächliche Betrachtung ergibt, daß in Polen zum Zweck der wirtschaftlichen Erschließung möglichst schnell mindestens 1000 km Vollbahnen gebaut werden müßten — wieviel an Chausseen, ist schwer zu sagen.

Ähnlich zurückgeblieben ist die Entwicklung der Wasserwege. Polen bietet für den Binnenschiffahrtsverkehr äußerst günstige Vorbedingungen. Das Land ist flach und eben, seine Flüsse haben daher nur eine mäßige Strömung und können leicht bis weit hinauf schiffbar gemacht werden. Die Wasserscheiden zwischen den verschiedenen Stromnetzen sind vielfach kaum merklich, so daß dem Bau von Kanälen keine wesentlichen technischen Schwierigkeiten begegnen. Aber diese günstigen Bedingungen sind nicht ausgenutzt worden. Selbst die Weichsel dient nur in recht geringem Umfange für die Schifffahrt. Die russische Regierung hat sogar absichtlich eine Regulierung des Stromes unterlassen — aus Furcht, daß sonst die Erträge der Staatseisenbahn im Weichselgebiet eine Schmälerung erfahren könnten. Würde die Weichsel reguliert, so würde sie nicht nur auf der ganzen polnischen Strecke, sondern bis Krakau hinauf wenigstens von kleinen Schiffen befahren werden können. Ebenso wäre es aber auch möglich, den Oberlauf der Warthe und

die großen Nebenflüsse der Weichsel — Pilica, Narew und Bug — schiffbar zu machen.

Außerdem aber sind noch große Aufgaben auf dem Gebiete des Kanalbaues vorhanden. Es besteht die Möglichkeit, das Flußgebiet von Weichsel, Memel und Düna nicht nur mit dem ostdeutschen Stromnetz in Verbindung zu bringen, sondern auch mit der Donau. Auf der Landkarte ist die erstere Verbindung allerdings schon vorhanden. Die Weichsel steht durch den Bromberger Kanal mit der Oder und weiterhin der Elbe in Verbindung. Auch ist bereits ein Kanal vorhanden, der vom Bug nach dem Pripet, ein weiterer — der Oginskikanal — der von der Memel nach dem Pripet führt, ferner stellt der Augustowokanal eine Verbindung zwischen Narew und Memel her. Aber alle diese Kanäle sind fast nur zur Flößerei zu brauchen, und ihr Ausbau lohnt natürlich auch erst dann, wenn die zu verbindenden Flüsse geregelt und damit zu leistungsfähigen Wasserstraßen geworden sind. Das würde keine allzu kostspielige Arbeit sein. Auch wäre es nicht schwer, die masurischen Seen und den Pregel an den Narewlauf anzuschließen und damit Ostpreußen die ersehnte Wasserverbindung nach dem Westen zu geben. Nur ein Plan würde an Schwierigkeiten und aufzuwendenden Kosten, dafür aber auch an Bedeutung alle andern weit übertreffen: eine Verbindung der oberen Weichsel mit der Oder und über die March zur Donau, am besten auch gleich noch durch Mähren zur oberen Elbe. Besonders die oberschlesisch-polnische Schwerindustrie würde von diesen Wasserstraßen sehr großen Vorteil ziehen können, da sie ihr den Bezug russischer Eisenerze, vor allem aber den Absatz ihrer Erzeugnisse nach dem jetzigen Westrußland erleichtern würde, ebenso den nach Österreich und Ungarn.

Ehe wir uns dem letzten und größten der westrussischen Grenzländer zuwenden, nämlich der Ukraine, seien einige kurze Bemerkungen über Bessarabien eingefügt. Dieser Landstrich zwischen dem Pruth und dem Dnjestr hat früher zu Rumänien gehört und wird auch überwiegend von Rumänen bewohnt. Er ist rein landwirtschaftlich und unterscheidet sich in seinem ganzen Zuschnitt fast gar nicht von dem zum Königreich Rumänien gehörenden rechten Ufer des Pruth. Für Deutschland könnte es nur günstig sein, wenn auch dieser von einem „fremdvolk“ bewohnte Teil des russischen Reiches der Oberherrschaft des Zaren entzogen und mit seinen Stammesbrüdern vereinigt würde.

Schließlich die Ukraine oder „Kleinrußland“, wie bei uns in Deutschland früher im allgemeinen die Bezeichnung lautete. Über ihren Umfang herrschten bis vor ganz kurzem bei uns nur sehr unklare Begriffe. Ich möchte daher auf den Aufsatz von Sewický ver-

weisen und daraus nur kurz wiederholen, daß es sich um ein Gebiet handelt, das sich von den Karpathen und dem San im Westen bis zum Don im Osten erstreckt, im Norden bis zum Pripet reicht und sein Kerngebiet um Kiew herum zu beiden Seiten des Dnjepr hat. Es handelt sich also um eine Fläche von 600 000—700 000 qkm mit rund 30 Millionen Einwohnern.

Mit diesem weiten Gebiet in seiner Gesamtheit will ich mich jedoch im folgenden nicht beschäftigen, obwohl gerade für den Wirtschaftspolitiker hierzu viel Anlaß vorhanden wäre. Denn die Ukraine hat in dem Gebiet zwischen Dnjepr und Don in den letzten Jahrzehnten eine Kohlen- und Eisenindustrie entstehen sehen, die mit geradezu amerikanischer Schnelligkeit emporgeschossen ist und sowohl die polnische Hüttenindustrie wie die des Ural weit hinter sich gelassen hat. Dazu kommt, daß die Gouvernements der Ukraine zu dem fruchtbaren Schwarzerdebezirk Rußlands gehören, der die Kornkammern des ganzen Reiches bildet. Da sie schließlich auch den Zugang zum Schwarzen Meer vermitteln, so ist ganz klar, daß Rußland nur dann auf sie verzichten würde, wenn die deutschen und österreichischen Heere in Petersburg und Moskau ständen und wenn sich auch das ukrainische Volk in seiner Gesamtheit gegen das Großrussentum erhöhe. Diese Möglichkeit erscheint mir zurzeit als ausgeschlossen, und deswegen halte ich, so wünschenswert das auch wäre, die Bildung eines selbständigen ukrainischen Staates in dem gedachten Umfang vorderhand für unmöglich.

Ich will daher von der ganzen Ukraine im folgenden nur das Gebiet rechts des Dnjepr einer Betrachtung unterziehen, also die bisherigen Gouvernements Wolhynien, Podolien und einen Teil von Kiew. Die beiden erstgenannten Gouvernements haben allein rund 8 Millionen Einwohner, von denen etwa $\frac{3}{4}$ Ukrainer oder Kleinrussen sind, etwa 11% Juden, 4% Polen, 3—4% Deutsche und 3% Russen.

Das Wirtschaftsleben dieser Gebiete beruht ausschließlich auf der Landwirtschaft. Die Ergiebigkeit des Bodens ist eine außerordentlich hohe, denn es handelt sich auch hier um Gebiete der berühmten Schwarzerde, die an Fruchtbarkeit in Deutschland nur an wenigen Stellen, etwa in der Magdeburger Börde, ihresgleichen hat. Trotzdem sind die Hektarerträge nicht annähernd so hoch wie in Deutschland unter gleichen Verhältnissen. Das liegt nicht nur daran, daß das Klima etwas ungünstiger ist, insbesondere weniger Niederschläge vorhanden sind. Vor allen Dingen ist es die Rückständigkeit der russischen landwirtschaftlichen Technik, in der bis vor kurzem durch die Mirverfassung jeder Fortschritt nahezu unmöglich gemacht wurde. Allerdings sind in dieser Beziehung auch in der Ukraine die Zu-

stände nie so schlimm gewesen wie in Großrußland. Die Durchsetzung mit deutschen Kolonisten und anderen fortschrittlichen Volksteilen hat sich stets bemerkbar gemacht. Unter anderem ist das Kosakenelement innerhalb der ukrainischen Bevölkerung nie so konservativ gewesen wie der großrussische Bauer. Aber vielfach hatte sich trotzdem die Mirverfassung eingeführt, bei der der ganze Grund und Boden eines Dorfes der Gemeinde gehört und in gleichen Losen auf die einzelnen Wirte verteilt wird, manchmal jedes Jahr von neuem. Daß unter solchen Verhältnissen nicht der geringste Anreiz zu Bodenverbesserungen vorliegt, ist offensichtlich. Die im Laufe der letzten Jahre in Rußland eingeleitete Agrarreform gibt zwar die Möglichkeit einer Aufhebung des Gemeindebesitzes und des Überganges zum Privateigentum, erfordert aber natürlich zu ihrer Durchführung, da gleichzeitig mit ihr eine systematische Zusammenlegung und Gemeingutsteilung verbunden sein muß, viele Jahrzehnte zu ihrer Durchführung. Sie kann sich daher erst in ihren Anfängen bemerkbar machen, obwohl sie mit nicht zu unterschätzender Energie in Angriff genommen worden ist. Von einer Düngung des Bodens ist auch in diesen Gebieten im allgemeinen keine Rede, und die Schwarzerde mag noch so fruchtbar sein, mit der Zeit tritt doch eine Erschöpfung ein, wenn andauernd Raubbau betrieben wird. Andererseits ist aber die landwirtschaftliche Produktion noch einer sehr wesentlichen Steigerung fähig, wenn zunächst einmal die einfachsten Grundsätze moderner Landwirtschaft, eine geregelte Fruchtfolge und reichliche Düngung, eingeführt werden.

Die Haupterzeugnisse dieser Gebiete sind Weizen und Zucker. Der Weizen geht zum größten Teil nach den Häfen des Schwarzen Meeres und wird von dort nach den großen Bedarfsländern, Italien, England, Deutschland usw., ausgeführt. Nur ein kleiner Teil findet den Weg nach dem zufuhrbedürftigen Norden und Nordwesten Rußlands, da die Eisenbahnverbindungen dorthin sehr schlecht entwickelt sind. Der Zucker, dessen Erzeugung im Jahre 1907 einen Wert von 196 Millionen Rubel hatte, wird ebenfalls zum großen Teile im Ausland abgesetzt. Rußland ist ja als größtes Zuckerexportland bekannt, und die drei genannten Gouvernements liefern nicht weniger als 50% der gesamten russischen Zuckererzeugung. Außer dieser auf der Landwirtschaft basierenden Industrie finden sich, allerdings in erheblich geringerem Umfange, Gewerbe von ähnlicher Art, wie z. B. Spiritusbrennerei und Brauerei, die ebenfalls auf der Verarbeitung einheimischer Rohstoffe aufgebaut sind. Der Charakter des Landes ist also ein rein landwirtschaftlicher. Diese Tatsache steht in einem bemerkenswerten Gegensatz zu unseren Feststellungen über Polen und die Ostseeprovinzen, die in erheblich höhere

rem Maße Industrie entwickelt haben, derart, daß in Polen bereits von einer Exportnotwendigkeit des wichtigsten Industriezweiges gesprochen werden muß. Dieses Moment hat eine große Bedeutung für die Beurteilung der Frage, ob es möglich ist, in Mitteleuropa ein geschlossenes Wirtschaftsgebiet zu schaffen, das imstande ist, wenigstens vorübergehend auch trotz der Unterbindung des Seeverkehrs mit der eigenen Erzeugung an Nahrungsmitteln auszukommen. Wenn Deutschland, Österreich und Ungarn sich als Kern dieses mitteleuropäischen Wirtschaftsgebietes enger aneinander schließen und vielleicht auch im Westen industriell hoch entwickelte und der Nahrungszufuhr stark bedürftige Gebiete dazu kommen sollten, so wäre es ungeheuer wichtig, auf der anderen Seite im Osten Gebiete einzubeziehen, die rein agrarisch sind, damit der Schwerpunkt nicht noch mehr nach der industriellen Seite verschoben wird.

Schließlich müssen wir uns noch die Frage vorlegen, welche Bedeutung die Verschiebung der russischen Zollgrenze nach der Ostseite der besprochenen Gebiete für das deutsche und das österreichisch-ungarische Wirtschaftsleben haben müßte. Es ist im einzelnen schon an verschiedenen Stellen darauf hingewiesen worden, daß diese Länder in der Lage wären, Deutschland und dem ebenso zuzufuhrbedürftigen Österreich erheblich größere Mengen von Nahrungsmitteln zu liefern als bisher. Die Voraussetzung hierfür wäre aber nicht nur eine Änderung der politischen Verhältnisse, sondern vor allen Dingen eine gründliche Verbesserung der Verkehrsverhältnisse, sowohl was die Wasserstraßen als auch was die Eisenbahnen anbelangt. Die hierfür erforderlichen Aufwendungen müßten zum größten Teil von deutschem und österreichischem Kapital aufgebracht werden, und es ist selbstverständlich, daß deshalb auch die Lieferungen an Eisenbahnschienen, Brücken, Wagenmaterial usw. nach Deutschland und Österreich fließen würden. Da es sich allein um mehrere tausend Kilometer Eisenbahnen handelt, die zu bauen sind, würde zunächst die Schwerindustrie reiche Aufträge erhalten. Es ist aber ebenso sicher, daß im Laufe der Jahre die Nachfrage auch nach anderen gewerblichen Erzeugnissen in den westrussischen Grenzländern erheblich steigen würde, so daß nicht nur die dort ansässige Industrie ihr Auskommen, sondern auch die deutsche und österreichische in ihrer Gesamtheit einen großen Vorteil davon hätte. Wenn etwa von deutscher und ungarischer landwirtschaftlicher Seite befürchtet werden sollte, daß durch die Konkurrenz jener Gebiete die Lebensmittelpreise in Deutschland und Österreich herabgedrückt werden könnten, so ist darauf zu erwidern, daß diese Befürchtung ziemlich grundlos erscheint. Dazu ist der neu hinzukommende Wettbewerb doch nicht groß genug, und es werden daher so lange auf unserem Lebens-

mittelmarkt keine wesentlichen Änderungen eintreten, solange die Schutzzölle an den Außengrenzen des mitteleuropäischen Wirtschaftsgebietes gegenüber den anderen Mitbewerbern bestehen bleiben, die nach wie vor auf dem Weltmarkt die Rolle der größten Lieferanten spielen werden.

Eine wirtschaftliche Angliederung der westrussischen Grenzländer an die Zentralmächte würde demnach der deutschen Volkswirtschaft in ihrer Gesamtheit so wesentliche Vorteile zuführen, daß die Erreichung dieses Zieles als dringend wünschenswert bezeichnet werden muß.

Finnland und die Finnländer.

Von Geh. Rat Prof. Dr. Rudolf Eucken.

Unter den zahlreichen Völkern, die Rußland sich unterworfen hat, die es bedrückt, und die es ihrer Eigentümlichkeit berauben möchte, ist im besonderen Finnland unserer Teilnahme würdig. Wir finden hier ein Volk ural-altaischen Stammes, das im Lauf der Geschichte zu einem germanischen Volke in engste Verbindung tritt, tiefe Einflüsse von diesem empfängt und lange Jahrhunderte unter ihnen verbleibt, das dann aber eine selbständige Art entwickelt und damit in die vorderste Reihe moderner Kulturvölker tritt; wir finden hier das auf der ganzen Erde am meisten nach dem Norden vorgeschobene Kulturvolk, das hart mit der Not des Lebens zu ringen hat, im besonderen den Widerstand eines rauhen Klimas und eines kargen Felsbodens überwinden muß, das solchen Kampf aber mannhaft besteht und die Umgebung nicht nur sich unterwirft, sondern sich auch seelisch mit ihr eng verbindet, sie lieb gewinnt und künstlerisch verklärt; wir finden hier endlich ein Volk, das eben in schönstem Aufstieg zu neuen Höhen begriffen, aufs schwerste in seiner Selbständigkeit, seiner nationalen Existenz bedroht wird, das sich dagegen aber mannhaft wehrt und das auf dem Wege des Rechtes. Die politische Lage der Gegenwart läßt dringend dazu ein, sich näher mit diesem Volk und seinen Geschicken zu befassen.*)

Seit den ersten Jahrhunderten des Mittelalters stand Finnland in enger Verbindung mit Schweden, Schweden hat ihm das Christentum und die europäische Kultur übermittelt. Finnland bildete ein integrierendes Stück des schwedischen Reiches und stand unter schwedischen Gesetzen. Wohl behielt es dabei eine gewisse Besonderheit, wie schon seine 1581 erfolgte Erhebung zu einem Großfürstentum bekundet; aber die politischen Geschicke blieben mit denen Schwedens gemeinsam; so haben auch während des Dreißigjährigen Krieges im Heere Gustav Adolfs finnische Soldaten gekämpft. Erst im 18. Jahrhundert erscheinen einzelne Bestrebungen zu größerer Selbständigkeit, und das 19. Jahrhundert hat eine völlige Trennung

*) Über die staatsrechtlichen Verhältnisse Finnlands orientiert am besten Rafael Erich Das Staatsrecht des Großfürstentums Finnland, 1912.

Finnlands und Schwedens gebracht; es war das aber die Folge des 1808/09 zwischen Schweden und Rußland geführten Krieges. In diesem ungeschickt unternommenen Kriege, dem Runebergs fährnrich Stahl eine künstlerische Weihe und eine bleibende geschichtliche Erinnerung gegeben hat, leisteten die finnischen Truppen und eine aus Bauern gebildete Landwehr den russischen Heeren heldenmütigen Widerstand, aber da von Schweden sehr wenig Unterstützung kam, mußten sie nach wechselnden Kriegslagen schließlich der überlegenen russischen Macht unterliegen. Kaiser Alexander I. wollte nun die zukünftige Stellung Finnlands schon vor dem Friedensschlusse mit Schweden regeln; daher berief er einen allgemeinen Landtag, den ersten selbständigen finnischen Landtag, nach der Stadt Borga, begab sich persönlich dorthin und erließ am Tage seiner Anfunft folgende Versicherung an die sämtlichen Einwohner Finnlands“:

„Wir Alexander I., von Gottes Gnaden Kaiser usw., tun kund und zu wissen: Nachdem Wir, mit dem Willen der Vorsehung, das Großfürstentum Finnland in Besitz genommen, so haben Wir die Religion und die Grundgesetze des Landes samt den Privilegien und Rechten, die ein jeder Stand im erwähnten Großfürstentum für sich, und alle dessen Einwohner überhaupt, sowohl höhere wie niedere, gemäß der Konstitution genossen, hiermit bestätigen und befestigen wollen: Gelobend alle diese Vorteile und Verfassungen fest und unverrückt in ihrer vollen Kraft zu bewahren.“

Der Landtag wurde gemäß den für die schwedischen Reichstage üblichen Formen als ein ständischer abgehalten; aus seinen Beratungen ist die grundlegende Regelung der neuen Verhältnisse hervorgegangen, er wurde vom Kaiser persönlich mit einer französischen Rede geschlossen, in der das finnische Volk als *placé des-ormais au rang des nations* bezeichnet wurde. In einem kaiserlichen Manifest von 1816 wird ausdrücklich gesagt: „Wir hoffen, daß Wir Unser für immerwährende Zeiten gegebenes Versprechen einer heiligen Aufrechterhaltung der besonderen Konstitution dieses Landes unter Unserem und Unserer Nachfolger Zepter vollständig bekräftigt haben.“ Das politische Schicksal Finnlands war damit in eine neue Bahn geleitet, und diese Bahn schien zunächst nur Gutes zu verheißen. Finnland bildete nun ein mit Rußland untrennbar verbundenes, aber in seiner inneren Verfassung selbständiges Staatswesen mit eigener Regierung, eigener Gesetzgebung, eigener Münze, eignem Zoll. Es konnte bei solcher Lage seine Eigentümlichkeit voll entwickeln und hatte zugleich den sicheren Schutz einer Großmacht nach außen hin. Die Zusicherung Alexanders I. wurde von seinen Nachfolgern eidlich bekräftigt und treu gehalten; erst gegen

das Ende des Jahrhunderts trat darin eine bedauerliche Wandlung ein. Die Bedrohung der Selbständigkeit Finnlands begann unter Alexander III. und steigerte sich unter Nikolaus II. zu immer größerer Schroffheit. Wir können die einzelnen Phasen dieses Leidensweges hier unmöglich verfolgen, nur die Hauptwendungen seien kurz angeführt. Im Februar 1899 wurde durch ein kaiserliches Manifest die finnische Autonomie aufgehoben, 1903 eine Diktatur eingesetzt und vom General Bobrikoff in höchst brutaler, die finnischen Gemüter schwer verletzender Weise ausgeübt. Bobrikoff selbst erlag 1904 dem Attentat eines finnischen Studenten — es ist das übrigens das einzige Beispiel einer solchen gewaltsamen Handlung in Finnlands Geschichte —, aber eine Besserung der Verhältnisse erfolgte erst nach dem japanischen Kriege und der dadurch bewirkten Schwächung der russischen Staatsgewalt. Durch ein Manifest von 1905 wurde die gesetzliche Ordnung wiederhergestellt, 1906 eine neue Landtagsordnung und ein durchaus demokratisches Wahlgesetz eingeführt, das auch den Frauen das aktive und passive Wahlrecht verlieh. Aber Rußland blieb nur so lange freundlich und nachgiebig, als es sich schwach fühlte; mit seinem Wiedererstarben kehrte sofort die feindselige Gesinnung zurück. Neue Verwicklungen entstanden namentlich aus dem Versuch, Finnland staatsrechtlich zu Rußland in ein engeres Verhältnis zu bringen. Im Jahre 1908 ward die Verfügung getroffen, daß alle Finnland betreffenden Fragen, welche gleichzeitig auch die Interessen des Kaiserreichs berührten, der Reichsgesetzgebung, d. h. also der russischen Gesetzgebung, unterworfen werden sollten. 1910 wurde das gesetzlich festgelegt und in näheren Bestimmungen ausgeführt. Diese Ausführung aber ist es, welche die Sache zu einer schweren Gefahr und Schädigung für Finnland gemacht hat. Denn durch sie wurden fast alle wichtigeren Angelegenheiten Finnlands als die „Interessen des Reiches berührend“ erklärt, damit dem finnischen Landtag entzogen und der russischen Gesetzgebung unterworfen. Es war das der bequemste Weg, Finnland zu einer bloßen Provinz herabzudrücken. Die Einwendungen des finnischen Landtags gegen diese Entrechtung blieben ohne allen Erfolg, und es entstanden nun schwere Konflikte daraus, daß finnischen Behörden und Gerichten die Durchführung von Gesetzen und Verordnungen zugemutet wurde, welche für Finnland nicht verfassungsmäßig zustande gekommen waren und daher dort nicht als Recht gelten konnten. Das führte dazu, daß Beamte und Richter, welche gewissenhaft die Gesetze ihres Landes wahrten, abgesetzt und zu Gefängnisstrafen verurteilt wurden, ein Verfahren, das vor noch nicht langer Zeit finnischen Richtern den Ausdruck aufrichtiger Hochachtung seitens französischer Juristen eingebracht

hat. Auch sonst wurde die Selbständigkeit Finnlands von der russischen Regierung Punkt für Punkt geschmälert, immer deutlicher wurde die Absicht, Finnland im Widerspruch zu jenen feierlichen Versprechungen alle besondere Stellung zu nehmen. Das Bewußtsein des guten Rechts und alle persönliche Tapferkeit half dem kleinen Lande mit seinen drei Millionen Einwohnern nichts gegen das ungeheure Rußland.

Das so hart in seiner Selbständigkeit bedrohte und sie tapfer verfechtende Land fand zunächst die lebhafteste Sympathie ganz Europas; diese erhielt ihren deutlichsten Ausdruck in der Adresse für Finnland, welche 1899 dem Zaren überreicht werden sollte. Die bedeutendsten Gelehrten und Künstler aller Länder Europas, im besonderen auch englische und französische, hatten sie unterschrieben, sie durfte als ein Ausdruck der Gesamtüberzeugung Europas gelten, sie war in ehrerbietigen Ausdrücken abgefaßt, man hoffte von ihr eine moralische Wirkung zugunsten des bedrängten Landes. Eine Deputation hervorragender Männer begab sich nach St. Petersburg, um sie dem Kaiser zu überreichen. Aber diese Deputation wurde dort hin und her geschickt und schließlich nicht angenommen, unverrichteter Sache kehrten jene Männer zurück. Unverkennbar aber war die innere Stärkung Finnlands, ergreifend schilderten die Mitglieder jener Deputation die Eindrücke, welche sie auf der Rückkehr durch Finnland von der Einmütigkeit und der Begeisterung des ganzen Volkes empfangen. Tag und Nacht standen an allen Bahnhöfen große Massen, die mit Huldigungen und Gesängen den Dank ihres Landes zum Ausdruck brachten.

Auch in den folgenden Jahren hielten die Finnen unbeugsam fest an ihrem Recht und ihrer guten Sache, Europa aber blieb nicht so einmütig in seiner Unterstützung. Langsam bereitete sich die Verschiebung der politischen Lage vor, welche im heutigen Krieg zum Ausdruck kommt. Es begann ein eifriges Werben um die Gunst Rußlands und ließ alle offene Aussprache zugunsten Finnlands als inopportun erscheinen. Es sei in dieser Hinsicht nur folgende kleine Tatsache angeführt. Als die neue Bedrückung Finnlands begann, entstand in Deutschland der Plan, eine internationale Gesellschaft der Freunde Finnlands zu gründen; diese Gesellschaft sollte nicht direkt politische Ziele erstreben, sondern nur das Interesse für Finnland in weiteren Kreisen wacherhalten. Erkundigungen in englischen und französischen Kreisen ergaben aber, daß in jenen Ländern für eine solche Gesellschaft keine Sympathie vorhanden war; man fürchtete offenbar, durch Befundung einer Teilnahme für Finnland Rußland zu verstimmen. Damit fiel natürlich jener Plan. Heute liegt völlig klar vor Augen, daß Finnland von England und Frankreich, den

Verbündeten des Zaren, für sein Freiheitsstreben nicht die geringste Förderung erwarten darf. Wie sehr haben sich die Dinge gegen jene Zeit verändert, wo England sich als einen Hort der Freiheit zu geben liebte, und England und Rußland unversöhnliche Gegner schienen; wurden doch vor kurzem im englischen Parlament seitens eines leitenden Staatsmannes „ehrerbietige Glückwünsche“ zu den vermeintlichen Siegen Rußland dargebracht! Treu, unwandelbar treu blieb Finnland die Sympathie der skandinavischen Völker. Aber so wertvoll das innerlich war, es änderte nicht die politische Lage. Einmal gibt es hier ja keine Rußland gewachsene Macht, und dann läßt sich an eine einfache Wiederherstellung des früheren Zusammenhanges mit Schweden schon deshalb nicht denken, weil sich in Finnland inzwischen eine durchaus eigentümliche nationale Kultur gebildet hat, die der schwedischen gegenüber eigene Wege geht. Ein Schweden und Finnen umfassender Staat würde zwei ganz verschiedene Nationen enthalten und dadurch in seiner Einheit gefährdet werden. Zur Erhaltung seiner Nationalität kann Finnland daher bei keiner anderen Macht als bei Deutschland wirksame Hilfe finden; Deutschland aber hat manche Gründe, sich jenes fernhaften Volkes anzunehmen.

Schon aus rein menschlicher Erwägung verdient jenes Land und Volk warme Teilnahme unsererseits. Es hat eben im 19. Jahrhundert sich großartig entwickelt, es hat seine eigene Nationalität erst in diesem Jahrhundert geistig herausgearbeitet. Zu dessen Beginn stand es noch ganz unter schwedischem Einfluß und war ein Stück des allgemeinen schwedischen Lebens. Nun aber ist zunächst innerhalb dieses Lebens und mit den Mitteln der schwedischen Sprache eine eigentümliche finnländische Art immer stärker zum Ausdruck gelangt. Die bedeutendste Verkörperung dieser schwedisch-finnländischen Art ist die Dichter- und Denkergestalt Runebergs (1804—1877). Denn schwedisch gebildet und schwedisch schreibend, dabei mit voller Hingebung die großen Probleme des menschlichen Daseins erfassend, hat er nicht nur das finnländische Nationallied „Unser Land“ gedichtet, hat er nicht nur in seinem „Fährnich Stahl“ dem Kriege von 1808/09 eine wunderbare künstlerische Darstellung gegeben, die in der ausgezeichneten Übersetzung Eigenbrodts unmittelbar auch zu uns Deutschen wirken kann, er hat die verschiedensten Seiten und Probleme des finnischen Lebens durch seine packende Darstellung für die Kunst gewonnen und darf als der eigentümliche Nationaldichter Finnlands gelten. Wie Runebergs Wirken durchaus einen finnländischen Charakter trägt, so hat überhaupt das schwedische Element in Finnland eine Bodenständigkeit gewonnen und aufs wesentlichste zur geistigen Hebung des Landes

gewirkt, es gehört ganz und gar in das finnische Leben hinein. Ob schon die Schwedischredenden der Zahl nach kaum ein Siebentel des Landes bilden, nehmen sie in Presse, Literatur, Schulwesen einen sehr bedeutenden Platz ein; sie bewohnen namentlich die Küstengegenden und machen einen wesentlichen Bestandteil der Stadtbevölkerung aus, während im Innern und auf dem Lande die Finnischredenden weit überwiegen. Diese Finnischredenden sind, gemäß dem Emporsteigen der einzelnen Nationalitäten im 19. Jahrhundert, immer mehr auch geistig zur Geltung gekommen; sie haben eine reiche Literatur ausgebildet und sind im Unterrichtswesen wie in der Verwaltung unablässig vorgedrungen. So besteht jetzt eine eigentümlich finnische Kultur und Literatur, die schon durch die Entdeckung und Sammlung der im Heldenepos Kalevala vereinigten Lieder die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf sich gezogen hat. Natürlich erzeugte solches Aufsteigen und Sichdurchsetzen einer eigentümlich finnischen Art manche Kämpfe, Fennomannen und Svekomanen stießen oft hart zusammen, aber der Kampf hat auch vielen fruchtbaren Wettstreit angeregt, und die gemeinsame Liebe zum Vaterlande wie das Eintreten für seine Selbständigkeit hält beide Stämme zusammen. Es wirken dafür nicht nur die gemeinsamen Schicksale, es wirkt dafür auch die gemeinsame Liebe zur heimatlichen Natur. Es ist eine herbe, aber große und charaktervolle Natur, welche hier den Menschen umfängt. Finnland ist das Land der tausend Seen, und diese Seen sind umsäumt von endlosen Wäldern, überaus zahlreich sind die Wasserfälle, unter ihnen der Jmatra, der mächtigste in Europa; zudem umbrandet die See die weitausgedehnten Klippen und lockt den Menschen zu kühnem Wagemut. Auch ruft der Wechsel der Jahreszeiten viel Bewegung hervor und wirkt auf das Gemüt mit starken Kontrasten. So verbindet sich im finnischen Leben die Vaterlandsliebe eng mit der Freude an der heimischen Natur. Mensch und Natur sind hier eng miteinander verwachsen.

Dann aber hat sich in Finnland allen Hemmungen zum Trotz eine Kultur ausgebildet, die ganz auf der Höhe des modernen Lebens steht, ja an verschiedenen Stellen mit kühnem Wagnis vorangeht. An allen Zweigen des modernen Kulturlebens nimmt Finnland mit rüstiger Arbeit teil, namentlich ist es eifrig bemüht, die Probleme zu pflegen und zu fördern, welche seine eigene Natur, Sprache und Geschichte ihm vor anderen Völkern nahelegen. Auf intellektuellem Gebiet werden Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften mit gleicher Liebe und Treue gepflegt und in alle Verzweigung hinein verfolgt, viele gelehrte Gesellschaften üben eine emsige und fruchtbare Tätigkeit, an ihrer Spitze die finnische Gesellschaft der

Wissenschaften, ferner die finnische und die schwedische Literaturgesellschaft, die Gesellschaft für Geographie und andere mehr. Die letztgenannte Gesellschaft gab einen Atlas von Finnland heraus, der in bewunderungswürdiger Weise über alle Seiten der finnischen Natur und des finnischen Lebens aufklärt und sie uns mit packender Anschaulichkeit vor Augen stellt; hervorragende Geographen haben ihn als den allerbesten in seiner Art bezeichnet. Allen diesen Vereinigungen und Unternehmungen in Finnland ist eigentümlich das Getragen- und Gefördertwerden durch die Mitarbeit weitester Kreise des Volks; die geistige Bewegung wird hier nicht von oben her gemacht, sondern sie entspringt aus dem breiten Boden des Volkstums, sie wahrt dabei aber vollauf die Höhe der Wissenschaft, sie bleibt fern von flacher Popularität. Im Einklang mit solcher Art steht die hervorragende Blüte des finnischen Erziehungswesens; zäheste Arbeit und unbegrenzte Opferwilligkeit werden dafür aufgebracht, vornehmlich für das Volksschulwesen. Auch Volkshochschulen sind nach dänischem Muster errichtet und zahlreiche Volksbibliotheken angelegt. An allen Stufen der Bildung nehmen die Frauen bei gemeinsamem Unterricht vollauf teil, wie denn auch ja Finnland zuerst in Europa den Frauen die volle politische Gleichberechtigung verliehen hat. Wie hoch mit dem allen die Volksbildung Finnlands über der russischen steht, das bedarf keiner Erörterung. Im Verhältnis Rußlands zu Finnland steht die Sache so, daß die niedere Kultur die höhere zu sich herabziehen möchte.

Gegen die Wissenschaft ist die Kunst in Finnland nicht zurückgeblieben, alle ihre Zweige haben eifrige Förderung, auch durch große Vereine, gefunden und stattliche Leistungen hervorgebracht. Dabei war man überall, in Dichtung, Musik und den bildenden Künsten, bestrebt, zugleich einen Zusammenhang mit dem Ganzen des europäischen Strebens zu wahren und eine eigentümliche finnische Art auszubilden. Offenbar steckt in diesem Volk eine entschiedene künstlerische Begabung; wie man auf der Höhe seiner Entwicklung von der Kunst denkt und was man von ihr erwartet, dafür mögen folgende Worte Runebergs zeugen. Er sagt: „Die Poesie schaut und gibt wieder das Wirkliche, die wahre Wirklichkeit, wurzelnd in Gott und die Welt durchdringend. Die Poesie hilft nicht etwa der Natur auf, macht sie nicht herrlicher als sie ist, aber sie hilft der Menschheit, ihre eigne und der Welt Herrlichkeit zu sehen, hindurchzublicken durch die Verwirrung des Äußeren. Die Menschheit sitzt am Strande des Lebens und weint über den Schaum und die Unruhe der dunklen Flut. Da kommt die Poesie, ein Sonnenblick zwischen Wolken, und läßt sehen, wie tief, klar und rein der See ist, der so aufwallt.“

In dem allen erscheint Finnland als ein wertvolles Glied der europäischen Kulturgemeinschaft.

Dem geistigen Aufschwung des 19. Jahrhunderts entspricht bei ihm aber ein materieller und wirtschaftlicher; freilich hat Finnland hier auch mit besonderen Schwierigkeiten zu tun. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts überwog dort ganz und gar die ländliche, in sehr einfachen Verhältnissen lebende Bevölkerung; im wesentlichen befriedigte die Hausindustrie damals alle Bedürfnisse. Das Städtewesen war sehr wenig entwickelt, die von alters her größte Stadt Abo, die alte Hauptstadt Finnlands und der frühere Sitz seiner Universität, hatte 1810 nur 10 224 Einwohner. Darin ist namentlich seit der Zeit der Krimkriege und der damals stärker einsetzenden Entwicklung des Fabrikwesens eine erhebliche Wandlung eingetreten, wie einige Zahlen erweisen mögen. Helsingfors, das im Lauf des Jahrhunderts Abo weit überholte und sowohl zur Hauptstadt als zum Sitz der Universität wurde, hatte 1810: 4065, 1860: 22 228, 1908: 137 346 Einwohner. Abo dagegen wuchs langsamer von den 10 224 Einwohnern um 1810 auf 16 870 um 1860 und auf 48 089 um 1908. Das rascheste Wachstum hatte die Fabrikstadt Tammerfors, sie wuchs von 682 um 1810 auf 5232 um 1860 und auf 44 423 um 1908. Gleichzeitig sind Industrie und Handel mächtig vorwärts gegangen; immerhin betrug die Zahl der Fabrikarbeiter 1908 erst 4,2% der Gesamtbevölkerung. Maschinenkraft wurde am meisten in der Papierindustrie verwandt, 1908 nicht weniger als 45% des gesamten Kraftaufwandes. Von Wichtigkeit für die gesamte industrielle Entwicklung war der Umstand, daß die moderne Elektrotechnik den zahlreichen Wasserkräften Finnlands eine weit größere wirtschaftliche Bedeutung verlieh; es sind aber die vorhandenen Wasserkräfte bis jetzt nur zum weit kleineren Teile ausgenutzt. Wie mit der Ausbildung der Industrie auch der Handel mächtig anschwoll, das zeigt eine Vergleichung der Zahlen vor dem Beginn der industriellen Epoche und in der Gegenwart. Der Wert der Einfuhr betrug 1856 etwa 39, 1908 dagegen 363 Millionen finnische Mark (= 1 Frank), der Wert der Ausfuhr 1856 etwa 15, 1908 dagegen 242 Millionen Mark; so hatte die Einfuhr über 9 mal, die Ausfuhr aber 16 mal zugenommen. Das wichtigste Einfuhrland war Deutschland, das wichtigste Ausfuhrland England. Die finnische Handelsflotte zählte 1908 384 000 Tonnen und hatte 18 000 Mann Besatzung.

Erscheint in dem allen ein rascher und glücklicher Aufstieg, so liegt in der Gestaltung der ländlichen Verhältnisse ein schweres Problem für Finnland. In früheren Jahrhunderten war der Boden, damit er überhaupt unter Kultur käme, vom Staat in großer Ausdehnung

verschenkt worden, mit ihm das Recht der Ausnutzung der Wälder. Nun aber kam die moderne Zeit mit ihrem Kapitalismus und ihrer Industrie; es erwachte damit ein Streben, den Landbesitz möglichst auszudehnen und für eigne Zwecke zu verwerten; andererseits aber erfolgte ein rasches Wachstum der Bevölkerung (diese hat sich in Finnland während des 19. Jahrhunderts verdreifacht), sowie eine erhebliche Steigerung der Preise. Immer schwerer wurde es für den Teil der Bevölkerung, der kein eigenes Land besaß, sich eigne Wohnungen zu verschaffen. Eine amtliche Untersuchung, die von 1901 bis 1904 mit großer Sorgfalt ausgeführt wurde, hat hier wenig erfreuliche Verhältnisse aufgedeckt; sie zeigte z. B., daß die Hälfte des kultivierten Landes sich in der Hand von Besitzern über 25 Hektar befindet, sie zeigte auch, daß die Wohnungsverhältnisse der zur Miete wohnenden ländlichen Arbeiter schlechter sind als in den Städten. Hier liegen schwierige Probleme vor, mit ihnen hängt sicherlich die große Zahl der sozialdemokratischen Abgeordneten in Finnland ($\frac{2}{5}$ der Gesamtzahl) zusammen; immerhin ist anzuerkennen, daß der Ernst dieser Probleme vollauf gewürdigt wird, und daß man ihnen gegenüber die Hand nicht müßig in den Schoß legt.

Mit all seinen Problemen bietet Finnland das Bild eines gesunden und kräftigen Volkes, das mit männlichem Mute aufstrebt und auch große Hemmnisse überwindet. Alle diejenigen, welche das Land und seine Bevölkerung durch eigne Anschauung kennen lernten, sind voller Anerkennung, ja Bewunderung; ein hervorragender amerikanischer Journalist, der alle Hauptländer der Erde bereist hatte, schrieb mir einmal, nichts auf dem Erdenrund habe ihm einen solchen Eindruck gemacht als Finnland mit seiner Hauptstadt Helsingfors. Uns um dieses Land näher zu kümmern, haben aber wir Deutsche besondere Gründe. Schon das wirkt dahin, daß uns die finnische Art in ihrer Eigentümlichkeit sympathisch ist, daß wir manche uns verwandte Züge in ihr entdecken. Auch uns Deutschen ist das Leben nicht leicht gemacht, auch wir haben uns mit Mühe durchzukämpfen. So messen wir unsere Kraft an der Welt und zeigen uns dieser gewachsen. Aber wir verlieren uns nicht in die Welt, wir wahren ihr gegenüber eine Selbständigkeit der Seele und entwickeln eine reiche Innenwelt, wir suchen leztlich die Festigkeit in uns selbst und bewahren inmitten aller Hemmungen und Kämpfe eine innere Freudigkeit, einen zuversichtlichen Lebensmut. Nun wäre leicht zu zeigen, wieviel Übereinstimmung in diesen Grundzügen des Lebens zwischen uns und den Finnen besteht. Es hängt damit zusammen, daß Finnland zu keinem der großen Kulturvölker ein so enges Verhältnis hat wie zu Deutschland; nicht nur im Warenhandel, auch in den Ideen führen wir am meisten dorthin aus; Finn-

land aber ist dabei keineswegs bloß empfangend, es hat mit wertvollen Leistungen und Anregungen auf uns zurückgewirkt. Keine fremde Sprache ist in Finnland verbreiteter als die deutsche, auch in den Veröffentlichungen seiner gelehrten Gesellschaften kommt sie viel zur Anwendung. Wir dürfen sagen, daß kaum ein anderes Volk zu Deutschland und zur deutschen Kultur ein so freundliches Verhältnis hat als Finnland. Schon wegen solcher geistiger und auch wirtschaftlicher Beziehungen müssen wir Finnland bestes Gedeihen wünschen.

Alles dieses aber steigert sich und gewinnt die höchste Spannung durch die politische Lage der Gegenwart, durch die Gemeinschaft politischer Interessen, die der heutige Krieg zum Ausdruck bringt. Beide Völker bilden die Vorhut europäischer Kultur gegen das halbasiatische Moskowitertum, beider Zukunft hängt an einer gründlichen Zurückdrängung jener unheimlichen Macht, unser gegenwärtiger Kampf ist nur ein Stück des großen Kampfes, den seit den Perserkriegen europäische Freiheit und Lebensfülle gegen asiatischen Druck und Gleichförmigkeit führt. Wir Deutsche haben zurzeit den Kampf mit ganzer Kraft auf uns genommen, das kleine Finnland ist jetzt viel zu sehr geknebelt, als daß es den Waffenkampf mit uns teilen könnte. Aber wir wissen, daß Finnlands Sympathien uns begleiten, und wir wollen hoffen, daß der weitere Verlauf des Krieges diesen Sympathien auch irgendwelche Betätigung gestatten wird. Wie es zurzeit in Finnland aussieht, das bekundet am deutlichsten die soeben gemeldete Tatsache, daß für die Dauer des Krieges dort alle bürgerlichen Gerichte aufgehoben und durch Kriegengerichte (56 an der Zahl) ersetzt sind. Soviel ist gewiß, daß das Schicksal Finnlands am Siege Deutschlands hängt, eine Niederlage Deutschlands wäre sein endgültiger Untergang.

Uns Deutschen aber darf es nicht nur ein wohlthuender Gedanke sein, daß unser Riesenkampf auch an dieser Stelle der Freiheit und der Kultur zugute kommt, es stehen für uns bei dieser Frage hochwichtige politische Interessen auf dem Spiel. Mit Recht hat man immer wieder hervorgehoben, ein Hauptziel des gegenwärtigen Krieges müsse sein, den zwischen uns und Rußland befindlichen Völkern eine Selbständigkeit zu schaffen und durch einen solchen Wall uns selbst und europäische Kultur vor moskowitzischer Herrschaft zu schützen. Für solche Aufgabe ist aber von besonderer Bedeutung die Zurückwerfung des Moskowitertums von der Ostsee, wohin es nicht gehört, worauf es kein ethnographisches Anrecht hat. Und für solche Befreiung der Ostsee steht Finnland in erster Linie. Es würde sich schon ein Verhältnis Finnlands zu Deutschland finden lassen, das jenem seine volle innere Unabhängigkeit ge-

währte, seine äußeren Geschicke aber eng mit denen Deutschlands verbände.

Solche Gedanken mögen einstweilen bloße Träume scheinen, aber sie sind doch mehr als Träume, hinter ihnen stehen zwingende politische Notwendigkeiten, an deren Erfüllung zum guten Teile unsere nationale Zukunft hängt. Bleiben wir ohne jenen Schutzwall selbständiger Nationen, so werden sich die Riesenmassen Rußlands immer von neuem auf uns wälzen, und vielleicht werden wir nicht immer einen Hindenburg besitzen, der das siegreich abwehrt.

Jedenfalls wollen wir uns gegenwärtig halten, daß jenes nordische Volk von ganzem Herzen zu uns steht, und wollen uns freuen, daß ein Volk von so tapferer, tüchtiger, freiheitsliebender Art sich auf unserer Seite befindet. Wie diese Art sich im Ganzen seiner Geschichte bekundet, so klingt sie uns besonders vernehmlich entgegen aus dem Nationallied „Unser Land“, das als ein Bekenntnis des ganzen Volkes gelten darf. So sei es gestattet, unsere Erörterung mit einigen Strophen dieses Liedes in der Übersetzung Eigenbrodts zu schließen:

„O Heimat, Heimat, Unser Land,
Kling' laut, du teures Wort!
Kein Land, so weit der Himmelsrand,
Kein Land mit Berg und Tal und Strand
Wird mehr geliebt als unser Nord,
Hier unsrer Väter Hort!

Wir lieben unsrer Ströme Schall
Und unsrer Bäche Sprung,
Des dunklen Waldes düstren Hall,
Das Sommerlicht, das Sternenall;
Ja, Schein und Schall, den ewig jung
Umfängt Erinnerung.

Und um uns her lacht dieses Land,
Dem Blick so traut und nah.
Wir heben freudig unsre Hand
Und weisen rings auf See und Strand
Und rufen: Seht, dies alles da
Ist unsre Heimat, ja!

O Land der tausend Seen, Land
Des Sangs, der Treue Mark,
Im Sturm des Lebens unser Strand,
Der Vorzeit und der Zukunft Land —
Sei stolz, ob auch dein Boden karg,
Sei frei, sei froh, sei stark!

Die baltischen Provinzen

Von Prof. Dr. J. Haller.

Unter den nach Bevölkerung, Geschichte und Gesittung so verschiedenen Landschaften, aus deren gewaltsamer Eroberung das russische Reich entstanden ist, steht uns am nächsten das Gebiet, das noch vor nicht langer Zeit allgemein den gemeinsamen Namen der „deutschen Ostseeprovinzen“ Rußlands“ führte. Es steht uns am nächsten, und doch könnte man nicht sagen, daß es bei uns bekannt sei. Vielmehr begegnet man in Deutschland nicht selten Urteilen und Vorstellungen, die nur erklärlich sind, wenn man es nicht der Mühe wert gefunden hat, sich nach der Art dieses Landes umzusehen. Dieser Mühe glaubte man, vielleicht mit Recht, bisher überhoben zu sein. Heute nun, da die Ereignisse uns manches näher-rücken, was bisher ferne lag, da alles ungewiß zu werden droht, was ein für allemal geordnet schien, da jeder Tag Probleme wieder aufrollen und zur Lösung stellen kann, die man seit Jahrhunderten abgetan glaubte, heute ist es wohl erwünscht, sich auch über diesen Punkt ein deutlicheres Bild zu verschaffen, wo West und Ost sich seit ältesten Zeiten begegnen und scheiden, und wo über die Schicksale der Nachbarländer mehr als einmal die Würfel gefallen sind. Es sei mir gestattet, der ich durch Geburt dem Lande angehöre, einen kleinen Beitrag zur Kenntnis seiner Stellung in der Welt, seiner Bedeutung in Vergangenheit und Gegenwart, in Geschichte und Politik zu geben.

Estland, Livland und Kurland — wir wollen sie der Kürze halber nach dem größten Teile Livland nennen, wie denn auch in alten Zeiten das Ganze diesen Gesamtnamen zu führen pflegte. Es hat, wie alle Grenzländer, eine wechselvolle und wildbewegte Geschichte; von Hand zu Hand ist es gegangen, Gegenstand erbitterter Kämpfe der Nachbarn gewesen, in denen mehr als einmal sein Boden zerstampft, seine Bevölkerung gemordet, seine Kultur zerstört wurde. Was es heute erlebt, vielleicht noch erleben wird, ist Wiederholung eines Schicksals aus den Zeiten, die man mit Unrecht für immer vergangen geglaubt hatte.

Wer das Land gesehen hat, wird verwundert fragen, wodurch es

so begehrenswert sei. Sein Umfang ist zwar nicht so klein, wie es auf den Karten aussieht, wo es neben den Riesenflächen Rußlands fast verschwindet. Es ist immerhin etwa so groß wie die Königreiche Bayern und Württemberg zusammengenommen. Aber es besitzt weder einzigartigen natürlichen Reichtum, noch ungewöhnliche Schönheit. Die leicht gewellte Ebene, deren höchste Erhebungen nur an zwei Stellen 300 Meter übersteigen, beschäftigt das Auge des blasierten Touristen wenig. Der Kenner freilich wird mit dem Sohne des Landes den eigentümlichen, schwermütig poetischen Reiz dieser Landschaft zu würdigen wissen und es nicht befremdlich finden, daß bei seinen Bewohnern das Maltalent häufig ist und gelegentlich in neuester Zeit — man darf an v. Gebhardt und v. Bochmann erinnern — die höchste Stufe erreicht hat. Obwohl das Klima kälter ist als in Ostpreußen, ist doch der Boden zum größeren Teil von hoher Fruchtbarkeit. Nur im Norden hat es angestrenzter Arbeit bedurft, um eine ertragreiche Landwirtschaft zu schaffen. Roggen, Gerste, Hafer, Flachs gedeihen überall, Weizen an vielen Stellen. Früher hieß Livland die Kornkammer Schwedens, und noch heute führt es beträchtliche Mengen landwirtschaftlicher Erzeugnisse aus. Der Überschuß seiner Produktion würde genügen, den Fehlbetrag der deutschen Landwirtschaft zu decken. Gehörte Livland heute zum Deutschen Reiche, so brauchten wir uns in diesem Krieg wegen der Volksernährung keine Sorgen zu machen. Einen Schatz endlich, der noch lange nicht ausgebeutet ist, besitzt es in seinen ausgedehnten Wäldern. Alles in allem kein wertloses Stück Erde, aber auch kein Wirtschaftsgebiet, das immer wiederholte Kriege lohnen würde.

Was die Nachbarn um seinen Besitz streiten ließ, war einzig und allein seine Lage. Livland ist ein Küstenland, seine Geschichte ist die Geschichte eines Küstenlandes; daher ist sie so kampferfüllt.

Oberflächliche Betrachtung könnte daran Anstoß nehmen, gleich als ob es sich von selbst verstände, daß die Küste auch politisch zum Hinterland gehöre. Man hat diese Lehre oft vernommen und in ihrer Anwendung auch die Behauptung, Livland sei durch seine geographische Lage dazu bestimmt, einen Teil Rußlands zu bilden. Aber diese Anschauung wird durch die Geschichte widerlegt, der es nicht an Beispielen für das Gegenteil fehlt. So gehörte — um nur die bekanntesten anzuführen — die Küste Kleinasiens im Altertum zu Griechenland, Nordafrika zu Rom, wie es heute zu Frankreich und Italien zu gehören angefangen hat. Wir verstehen das besser, seit die eigene Erfahrung uns gelehrt hat, die Bedeutung der Meere in der Geschichte zu würdigen, und seit wir wissen, daß die größten Kämpfe nicht um Festlandsreiche, sondern um Seeherrschaft geführt werden. So erkennen wir auch in der Geschichte Livlands ein Stück

von dem Kampf um die Ostsee und finden es natürlich, daß dieses östliche Küstenland des Baltischen Meeres der Reihe nach von sämtlichen Anwohnern begehrt und — ganz oder teilweise — besessen worden ist.

Sein Dasein in der Geschichte des Abendlands beginnt es damit, daß es der Zankapfel zwischen Deutschen und Dänen wird. Als das alte deutsche Reich in der Zeit seiner höchsten Macht und Blüte, in den Tagen der staufischen Kaiser, erobernd, missionierend, kolonisierend bis an die Ostsee vorgedrungen war, als Mecklenburg und Pommern deutsche Reichslande geworden und in Lübeck eine erste Großhandelsstadt am baltischen Gestade erstanden war, da lenkte sich der Blick des deutschen Missionars und des deutschen Kaufmanns alsbald auch auf das jenseitige Ufer, wo es noch Millionen von Angläubigen zu bekehren gab und die bequeme Handelsstraße des Dünastroms, aus dem Innern der russischen Tiefebene kommend, nach Westen mündete. Bremen, die Metropole Norddeutschlands, sandte die ersten Prediger des Evangeliums, lübische Kaufleute gründeten die erste feste Niederlassung an der Mündung der Düna, und hier entstand im Jahre 1201 Riga, die erste deutsche Stadt jenseits des Meeres. Zugleich faßte ein niedersächsischer Edelmann und bremischer Domherr, Albert, den kühnen Entschluß, von diesem Brückenkopf aus das Land für Kirche und Reich zu erobern. Man staunt wohl über die schnelle Leichtigkeit, mit der das Werk ausgeführt werden konnte. Noch waren keine zwanzig Jahre vergangen, und schon gehorchte alles Land vom Rigischen bis zum finnischen Meerbusen dem Gebote des deutschen Bischofs. Der Kreuzzugsgedanke, vereint mit dem Bedürfnis, dem deutschen Handel neue Wege zu erschließen, stellten in dieser Zeit jugendfrischer Expansion die erforderlichen Kräfte reichlich zur Verfügung. Ein eigener Ritterorden wurde geschaffen, die Schwerttragenden Brüder der Ritterschaft Christi, nur mit der Aufgabe, Livland zu erobern und zu beherrschen. Bistümer und Klöster wurden angelegt, Städte gegründet. Schon 1225 kann ein Legat des Papstes dem Lande die kirchliche Ordnung geben. So entstand die älteste überseeische Kolonie des Deutschen Reiches.

Eben daraus, daß sie eine deutsche Kolonie sein wollte, erwuchs ihr die erste Gefahr. Auch Dänemark hatte gleichzeitig den Weg über die Ostsee gefunden und begehrte die Unterwerfung des Landes. Bischof Albert hätte es leicht haben können, hätte er sich bequemen wollen, die Oberhoheit des Dänenkönigs anzuerkennen. Aber er war nicht nur Missionar der Kirche, er war auch deutscher Edelmann; seine Schöpfung sollte ein deutscher Staat sein. So hatte er sich schon 1207 von König Philipp dem Staufer die Belehnung

geben lassen, so ließ er 1225 das Land zu einer Mark des Reiches und die Bischöfe zu Fürsten des Reiches erheben. Mit Klugheit und Energie wußte er die Dänen fernzuhalten. Erst als in einer unglücklichen Feldschlacht 1236 der bischöfliche Orden fast völlig vernichtet, als 1237 der deutsche Orden aus Preußen zum Schutze herbeigerufen war, da erst entschloß man sich zur Teilung: die Dänen erhielten Estland mit der Hauptstadt Reval. Doch auch nicht für die Dauer. 1346 verkauften sie ihren Anteil dem deutschen Orden, und das Land war wieder geeint.

Seine innere Ordnung zeigt, wie jede Kolonie, ein verkleinertes Abbild des Mutterlandes: dieselben Stände, dieselbe Verfassung, dasselbe Recht wie in Norddeutschland. In die Regierung teilen sich die Bischöfe und der deutsche Orden; sie sind die *domini terrae*, die Landesherren. Auf ihrem Grund und Boden sitzen als Vasallen nach Lehnrecht die eingewanderten Ritter und Edelleute, meist aus Niedersachsen und Westfalen stammend. Unter den Nachkommen im baltischen Adel begegnen uns noch heute vielfach die gleichen Familiennamen, die man aus Westfalen und Hannover kennt. Neben dem Ritter und Geistlichen war von Anfang an auch der deutsche Bürger erschienen. Die Städte des Landes sind deutsche Städte in Bauart, Verfassung und Lebensweise. Sie leben nach dem Rechte von Lübeck, sie sind eifrige Mitglieder des Bundes der deutschen Hanse. Noch heute bietet kaum eine Stadt das Bild der mittelalterlichen Hansestadt so unverfälscht, wie Reval am finnischen Meerbusen, mit seinen Wällen, seinen gewaltigen Rundtürmen und Toren, seiner langen Umfassungsmauer, seinen hochragenden gotischen Kirchen und dem altersgrauen Ordenschloß auf dem beherrschenden Domberg.

Priester, Edelmann und Bürger waren aus Deutschland gekommen, der Bauer war ausgeblieben. Wohl kaum, weil er die Fahrt übers Meer gescheut hätte — wann hätte sie den Auswanderungslustigen geschreckt? — sondern weil das Bedürfnis nach Auswanderung bei den Massen aufgehört hatte, seit der überschüssige Zuwachs der Bevölkerung in den emporblühenden Städten der Heimat bequemere Nahrung fand. Zugleich aber wohl auch, weil ein Bedürfnis nach bäuerlichen Kolonisten im Lande selbst nicht bestand. Die Gefügigkeit, womit die eingeborene Bevölkerung nach anfänglich heftigem Widerstand die deutsche Herrschaft auf sich nahm, brachte es mit sich, daß in Livland die Ausrottung nicht stattfand, die von der Elbe bis zur Memel Platz für deutsche Ansiedler schuf. So blieb der Bauernstand undeutsch und ist es noch heute. Noch heute wird die ländliche Bevölkerung in Kurland und im südlichen Livland fast ganz von Letten, in Nordlivland und Est-

land von Esten gebildet. Die Liven, die einst dem Lande den Namen gaben, sind bis auf einen geringen Rest an der Küste des Rigischen Meerbusens verschwunden, von den Letten aufgesogen worden.

Letten und Esten sind miteinander in keiner Weise verwandt. Jene stehen den Litauern, diese den Finnen so nahe, daß man das Lettische als eine litauische, das Estnische als eine finnische Mundart bezeichnen kann. Die Sprache und Siedlungsgrenze durchschneidet Livland ungefähr in der Mitte, von West nach Ost. Man muß annehmen, daß beide Völker, die Esten von Norden, die Letten von Süden vordringend, sich in dem Kampf um das Land befanden, den alle Völker im Naturzustand führen, als die deutsche Eroberung den Streit beendete und ihnen den Frieden gab. Sie wurden jetzt Untertanen der Deutschen. Untertanen, nicht Leibeigene, wie man gewöhnlich sagt. Eine wirkliche Leibeigenschaft, wie etwa in Rußland, eine förmliche Sklaverei, die den Menschen zur Sache herabdrückt, hat es in Livland nie gegeben. Was man gemeinhin so nennt, trägt besser den Namen der Erbuntertänigkeit und deckt sich vollkommen mit den Formen der Unfreiheit, die in Deutschland selbst bestanden. Es ist im wesentlichen ein wirtschaftliches Verhältnis. Der Bauer besitzt und bebaut das Land des Herrn und leistet ihm dafür Abgaben und Arbeit in bestimmtem Maße. Er untersteht zugleich der Gerichtsbarkeit des Herrn — alles genau wie in Deutschland. Und wie in Deutschland, so hat auch in Livland der Bauer sein eigenes Recht, nach dem er von seinesgleichen im herrschaftlichen Hof gerichtet wird. Wie in Deutschland wirtschaftet er vollkommen selbständig, kann seine Produkte frei zu Märkte bringen und persönliches Eigentum erwerben. Wer die Unfreiheit der Undeutschen Alt-Livlands verurteilt, der verurteilt zugleich die Zustände des mittelalterlichen Deutschlands. Mutterland und Kolonie unterscheiden sich hierin nur durch die Rasse der Untertanen.

Die Ähnlichkeit zwischen Kolonie und Mutterland erstreckt sich auch auf die Schattenseiten. Livland ist das verkleinerte Abbild des Deutschen Reiches auch in seiner Uneinigkeit und staatlichen Zersplitterung. Wie im Deutschen Reich die Landesherren unter sich in beständigem Kampfe liegen und ein tiefer Gegensatz die Fürsten von den Städten scheidet, so ist es auch in Livland. Es hat den Keim des Zwiespalts schon bei der Geburt empfangen, als das Land zwischen den Bischöfen und dem Orden geteilt wurde. Nicht lange dauerte es, so trachtete der Deutschorden danach, die Herrschaft über das Ganze zu erwerben. In Kurland und später in Estland gelang es ihm, wie es ihm schon in seinem Hauptland Preußen gelungen war, den Landesbischof zu unterwerfen und damit das ganze Land in seine Hand zu bringen, in Livland gelang es nicht.

Vor allem der älteste und mächtigste der Prälaten, der Erzbischof von Riga, widerstand hartnäckig der Einverleibung seines Stifts. Rund zwei Jahrhunderte hat dieser Streit gedauert, der bald mit den Waffen, bald mit dem Wort, auf dem Schlachtfeld wie in den Gerichtsstuben von Papst und Kaiser ausgefochten wurde. Schließlich siegte mehr die persönliche Autorität des Meisters Wolter von Plettenberg, der in den Jahren 1494—1535 an der Spitze des livländischen Deutschordenszweiges stand. Solange er lebte, hat er als anerkanntes Haupt und allverehrter Führer an der Spitze des ganzen Landes gestanden. Eine wirkliche Staatseinheit, ein geschlossenes Territorium aber ist Livland nicht geworden.

Gleichwohl begegnet hier schon früh ein lebhaftes Gefühl der Zusammengehörigkeit und gemeinsamer Interessen. Ohne daß die Zwangsgewalt eines Landesfürsten dazu drängte, vereinigen sich die Stände des Landes, d. h. die Prälaten und Ordenshäupter mit ihren Vasallen und Stadtbürgern zu förmlichen Landtagen, auf denen die gemeinsamen Angelegenheiten geregelt werden. Freilich, das Land bedurfte solchen Einheitsbewußtseins, denn es war eigentlich vom ersten Tage seines Daseins an von außen schwer bedroht.

Als zu Beginn des 13. Jahrhunderts Deutsche und Dänen von Westen her den Fuß an Liv- und Estlands Küste setzten, stießen sie auf das Vordringen von zwei andern Völkern, die, das eine von Osten, das andere von Süden her, die Küste zu erreichen und sie dem Binnenland zu unterwerfen suchten. Es waren die Russen und die Litauer. Zumal die Russen hatten bereits die nördlichen Teile des Landes in lose Abhängigkeit gebracht und einige dürftige, primitive Befestigungen darin angelegt. Von dieser ersten Zeit russischer Herrschaft — mit der sich der Chauvinismus russischer Geschichtschreiber gar wichtig zu machen liebt — schreiben sich Ortsnamen her, wie Jurjew für Dorpat, Kolywan für Reval, die dann die neueste Zeit mit ihrer administrativen Russifizierung wieder hat aufleben lassen. Aber diese erste Russenherrschaft — sie bestand in nichts weiter als Tributzahlung — saß sehr locker und war bald beseitigt, da die russischen Großfürsten selbst um die gleiche Zeit unter das Joch der Tatarenhorden gerieten.

Um so gefährlicher war die Nachbarschaft der Litauer im Süden, die seit Beginn des 14. Jahrhunderts ihr Reich den Dnjepr abwärts bis unterhalb Kiew ausdehnten und mit nicht geringerem Nachdruck im Norden zur Küste des Meeres strebten. Der Kampf mit diesem Feinde der Deutschen und der Kirche — die Litauer waren Heiden — bildete die eigentliche Aufgabe des Ordens. Sie wurde unendlich erschwert, als 1386 Großfürst Jagello von Litauen sich taufen ließ,

die polnische Krone erwarb und ein großpolnisch-litauisches Reich gründete, dem die Macht des Ordens auf die Dauer nicht gewachsen war. Man weiß, daß der Orden nach angestrengtester Verteidigung, von Kaiser und Reich verlassen, schließlich genötigt war (1466), für Preußen die polnische Oberhoheit anzuerkennen.

Livland hatte jetzt keinen territorialen Zusammenhang mehr mit dem Mutterland. Das konnte ertragen werden, solange die Verbindung über das Meer erhalten blieb. Noch war die Ostsee ein deutsches Meer, noch gebot hier die Hanse und deckte den Rücken der Kolonie. Aber auch ihre Kraft war nicht mehr die alte, und bald sollte der Tag kommen, wo sie zusammenbrach, die skandinavischen Reiche sich erhoben und die deutsche Seeherrschaft abschüttelten.

In dieser Zeit erfüllte sich auch Livlands Schicksal. Es hatte unter Plettenbergs militärisch-kraftvoller, politisch-kluger Leitung seine besten Tage erlebt und den Frieden, den der große Ordensmeister erkämpft, noch gute zwanzig Jahre nach seinem Tode genossen. Es war reich geworden und blühend wie nie früher und nie später, aber stärker war es nicht geworden. Es hatte schon frühzeitig sich der Reformation angeschlossen — mit Ehrfurcht bewahrt man dort noch heute das Sendschreiben Martin Luthers „an die lieben Mitschriften zu Riga, Reval und Dörpt“ — und bildete seit 1525 ein geschlossenes protestantisches Gebiet. Aber politische Kräftigung hatte es daraus nicht ziehen können. Der Schritt, den in Preußen der Hochmeister Albrecht von Brandenburg tat, als er sich zum weltlichen Herzog machte, war in Livland unmöglich, weil es dort eben nicht einen, sondern mehrere Landesherrn gab. So mußte Livland unterliegen, wenn die Macht der Nachbarn wuchs. Unter ihnen hatte einer sich über die andern erhoben: der Großfürst von Moskau, der Zar aller Russen, wie er sich neuerdings nannte. Seit es ihm gelungen war, die Vasallenfürsten zu beseitigen, der Tatarenherrschaft ein Ende zu machen, war die Entwicklung des Zartums Moskau in ein neues Stadium getreten. Es begehrte nun wieder den Zugang zum Meere.

Noch in den Jahren 1501/1502 hatte Plettenberg die Russen wiederholt geschlagen in einer Weise, die, wenn man die Schilderung eines Chronisten hört, ganz an jüngste Ereignisse gemahnt: 90 000 Russen von einem kleinen Ritterhaufen umzingelt und so besiegt, daß sie keine Lust mehr hatten, „wieder so heiß zu baden“! Zwei Menschenalter später war die militärische Überlegenheit dahin. Im Jahre 1558 brach das Unwetter herein. „Anno 1558, den 22. Januarii, ist der Moskowiter mit gewaltiger Heereskraft in Livland eingefallen und hat da geraubt, gebrannt und gemordet und einen großen Schaden getan.“ Es war nur ein Vorspiel; das

Stück selbst begann erst in vier Jahren, eine Tragödie, die fast siebenzig Jahre gewährt hat. Die Hilferufe, die das Land an Kaiser und Reich richtete, verhallten in der leeren Luft. Wer hätte in jener Zeit etwas anderes erwarten können? Alles, was der Reichstag zum Schutze der bedrohten Kolonie tat, war, daß er eine Hilfe von 300 000 fl. bewilligte, die — nicht gezahlt wurde. Der Kaiser aber begnügte sich mit einem Briefe an den Zaren, den dieser verlachte: er wolle, sagte der schreckliche Iwan, nicht eher ruhen, als bis er die Lande zu Livland unter seine Macht und Gewalt gebracht habe.

So blieb denn den Bedrohten nichts anderes übrig, als zu tun, was sie dem Reichstag schon in Aussicht gestellt hatten: „bei den nächstgefessenen christlichen Herrschern durch Unterwerfung oder jede andere beschwerliche Bedingung Heil und Erlösung zu suchen“. Zwei kamen in Betracht: Polen und Schweden. Jedes hatte im Lande seine Partei, und so trat die Spaltung ein. Der Ordensmeister Gotthard Ketteler unterwarf sich als weltlicher Herzog von Kurland dem polnischen König, das südliche Livland ging mit ihm; der Norden dagegen schloß sich Schweden an. Nun begann der Kampf der drei Mächte um den Besitz, in den sich zeitweilig sogar ein dänischer Prinz mischte, der den abenteuerlichen Versuch machte, unter russischer Oberhoheit sich ein Königreich Livland zu gründen.

Was das Land in diesen Kriegen gelitten hat, kann keine Feder beschreiben. Die Russen haben unmenschlich gehaust — wir wissen ja, daß sie es noch heute können. Wir wollen auch nicht dabei verweilen. Nur ein kleines Bild aus der langen Reihe sei es gestattet vorzuführen. Es ist im Jahre 1576. Der Großfürst selbst belagert die Burg Wenden. Die Insassen kennen ihr Schicksal, sie wissen, wie an anderen Orten verfahren worden ist. Fünf Tage haben sie die Beschießung ausgehalten. „Und als die Not wollte angehen, haben Männer, Frauen und Jungfrauen, mehrerenteils vom Adel, einhellig bewilliget, mit Pulver sich sprengen zu lassen, was die Pastoren und Prediger auch zugelassen haben. Da sind 300 Personen, jung und alt, in ein Gemach gegangen, darunter vier Tonnen Pulvers gelegt wurden. Als solches geschehen, haben sie sich sämtlich mit Gott vereinigt (d. h. das Abendmahl genommen). Danach hat Hinrick Boyßmann ein Kohlenfeuer genommen, hat sich auf die Knie niedergelassen, die andern alle samt den Predigern um ihn her, und hat einer den andern christlich vermahnet, und haben sich so gesprengt.“

Der Großfürst hatte geschworen, er werde auch nicht die geringste feste in Livland aufgeben; er mußte schließlich doch auf das ganze Land verzichten. Die Schweden waren stärker, sie nötigten ihn (1582) zum Verzicht. „Für diese gnädige und wunderbarliche Viktoria und für diese kleine Erquickung haben wir Livländer Gott

dem Allmächtigen billig von Herzen zu danken.“ Den Zeitgenossen erschien es schon als eine Erlösung, daß der Krieg jetzt zum Zweikampf zwischen Schweden und Polen wurde. Noch 47 Jahre hat er mit Unterbrechungen gewährt. Er fand sein Ende erst 1629, da es Gustav Adolf gelungen war, das Land bis an die Düna, also Est- und Livland, zu erobern, während er Kurland seinem polnischen Lehnsherrzog überließ — eine Verlegenheitsgrenze, ein Verzicht, zu dem der große König sich verstehen mußte, weil ihn größere Aufgaben schon auf einen anderen Kriegsschauplatz riefen. Er konnte mit dem Erreichten wohl zufrieden sein; hatte er doch den Grund zur schwedischen Großmacht gelegt und seinem Reiche mit dem Besitz von Livland zugleich die Herrschaft auf der Ostsee erstritten.

So war Livland unter die Krone Schwedens gekommen. Auf den Schlachtfeldern des Dreißigjährigen Krieges haben auch seine Söhne als Obersten im schwedischen Heere mitgefochten: die Wrangel, Torstensson, Ärküll, Rosen und Ungern. Schwedisch aber ist das Land nicht geworden. Es blieb, was es gewesen war, eine deutsche Kolonie, mit dem schwedischen Reiche nur durch den gemeinsamen Herrn verbunden. Und es erholte sich unter der Fürsorge der nordischen Könige langsam von seinen Wunden. Bis der Tag kam, wo es nochmals den Herrn wechseln mußte, weil die Könige Schwedens das beste Juwel ihrer Krone nicht zu hüten verstanden.

Zar Peter der Große hatte sich mit August dem Starken von Polen verbündet, gemeinsam den Schweden die Ostsee zu entreißen. Polen sollte Livland wieder erhalten, für sich plante Peter zunächst nur die Eroberung von Ingermanland und der Mündung der Newa. Dort legte er, kaum daß die Kriegslage es gestattete, sein Petersburg an, das russische „Fenster nach dem Westen“. An Livland dachte er noch nicht; er glaubte nicht, daß die andern Mächte es ihm überlassen würden. Darum gab er seinen Heerführern Befehl, das Land zu verwüsten. Sie haben es gründlich besorgt, so wie eben nur Russen es verstehen. Schon 1702 berichtet der Feldmarschall Scheremetjew: „Ich habe Dir zu melden, daß der allmächtige Gott und die allerheiligste Gottesmutter Deinen Wunsch erfüllt haben. Im feindlichen Lande gibt es nichts mehr zu zerstören. Nichts steht aufrecht, außer Reval und Pernau und hin und wieder ein Hof am Meere. Sonst ist von Reval bis Riga alles mit Stumpf und Stiel ausgerottet. Die Orte stehen nur noch auf der Karte.“ Peter äußerte sich sehr zufrieden damit: „Boris Petrowitsch hat in Livland trefflich gehauset.“ Das war der Anfang. Von jetzt an kamen die Russen Jahr für Jahr wieder; gab es nichts mehr zu verwüsten, so gab es doch noch Menschen, die man fangen konnte. So wanderten denn die Bewohner zu Zehntausenden in die russische

Knechtschaft. Schließlich hat sogar die gesamte übrige Einwohnerschaft der Stadt Dorpat — es waren freilich nur noch 800 Köpfe — den Weg nach Osten antreten müssen, von dem nur die wenigsten zurückgekehrt sind. So ging es acht Jahre lang. Erst als Karl XII. bei Poltawa sein Glück verspielt und Peter sich in einer Unterredung mit König Friedrich I. von Preußen überzeugt hatte, daß auch von dieser Seite kein Widerstand zu befürchten sei, da erst ging er daran, Livland für sich in Besitz zu nehmen. Er bedurfte dazu eines Rechtstitels, der „freiwilligen Unterwerfung“. Darum zog er jetzt ein anderes Gesicht auf: er bot günstige Bedingungen. So erreichte er seinen Zweck. Nach längerer Belagerung kapitulierte am 15. Juli 1710 Riga, nach kürzerer bald darauf Reval. Mit den Städten zusammen unterwarfen sich auch die Ritterschaften. Die Bedingungen waren: Erhaltung der evangelischen Religion und deutschen Sprache, Verwaltung und Rechtspflege durch Einheimische und nach deutschem Recht für ewige Zeiten. Peter nahm keinen Anstand, alles zu bewilligen.

In den Kabinetten der westlichen Mächte war man baß erschrocken über das Geschehene. Dunkel fühlten sie allesamt, Preußen so gut wie Dänemark, Holland und England, daß dies ein Ereignis von unübersehbarer Tragweite war, daß da, wie ein Gespenst am hellen lichten Tage, eine neue Großmacht in Europa erschien, eine fremde, unbefannte, unberechenbare Größe, vor der sie alle ein stilles Grauen empfanden. Sie haben auch versucht, dem zu entgehen. Als Peter der Große 1721 auf dem Kongreß zu Nystadt seine Forderung stellte — Anerkennung des Besitzes von Est- und Livland — da gerieten die Perücken der Diplomaten in heftige Bewegung und man sprach sogar von Allianz und gemeinsamem Krieg gegen den Eindringling. Aber es blieb bei Worten. Selbst der, den es am nächsten anging, König Friedrich Wilhelm von Preußen, war zwar anfangs sehr ungehalten gewesen, aber zu wirksamen Taten war es auch für ihn schon zu spät. Der richtige Augenblick war versäumt worden, weil König Friedrich I. auf der Jagd nach der Königskrone sich an den Kaiser gekettet und mit seiner ganzen Macht sich in die ferneren Abenteuer des Spanischen Erbfolgekriegs gestürzt hatte, die ihn nichts angingen, ohne zu bemerken, daß unterdessen an der Grenze seines Landes um die Herrschaft über die Ostsee gekämpft wurde, die einem übermächtigen Nachbarn ungewollt in den Schoß fiel. Liest man die bitteren Stofseufzer Friedrichs des Großen über diese Nachbarschaft, hört man Bismarcks halberstickten Zorn über russische Anmaßung, so weiß man, was es bedeutet, daß in der Geschichte die Sünden der Väter heimgesucht werden an Kind und Kindeskind — weit über das dritte und vierte Glied hinaus.

So ist Livland russisch geworden; zunächst nur zu zwei Dritteln, dann ganz, als bei der letzten Teilung Polens, 1795, auch Kurland, das längst ganz unter russischem Einfluß gestanden hatte, nun auch der Form nach an Rußland kam. Peter hatte es ehrlich gemeint mit den Privilegien, die er gewährte, und auch seine Nachfolger kamen lange Zeit gar nicht auf den Gedanken, etwas daran zu ändern. Das bedeutete mehr als die feierliche Garantie, die im Nystädter Frieden die sämtlichen hohen Vertragsmächte, England an der Spitze, für das Versprochene übernahmen. Darum blieb für lange im Lande alles beim alten: Livland war eine deutsche Kolonie unter russischer Oberhoheit. Nach wie vor bestanden die alten deutschen Einrichtungen, herrschte die deutsche Sprache und das deutsche Recht und hielt die Bildung mit den Bewegungen im Mutterland gleichen Schritt. Es sind für sich schon beredte Tatsachen, daß Herder seine Laufbahn als Domprediger in Riga begann und Kant seine Schriften zuerst bei Hartknoch in Riga erscheinen ließ. In Deutschland studierte die Jugend der besseren Stände, aus Deutschland kamen die Lehrer für die einheimischen Schulen, und als im Jahre 1802 endlich die längst versprochene Universität in Dorpat eröffnet wurde, da glich sie in allem einer deutschen Hochschule.

Wir alle, die wir noch in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Livland aufwuchsen, haben es nie anders gewußt, als daß wir in einem deutschen Lande als deutsche Untertanen des Kaisers von Rußland lebten. Wer die Grenze Livlands ostwärts überschritt, der ging nach unserm Sprachgebrauch „nach Rußland“. Wer drüben seinen Wohnsitz suchte, der wanderte nach unseren Begriffen aus in die Fremde. Fremd und unbekannt blieb uns die östliche Welt, während es für alle keinen größeren Wunsch gab, als Deutschland kennen zu lernen und recht oft wiederzusehen. Nur eine kleine Minderheit verstand die russische Sprache, nur ganz wenige beherrschten sie. Die Dorpater Studenten aber sangen in Stunden der Weihe das schöne Lied:

Deutsche Worte hör' ich wieder —
 Sei begrüßt mit Herz und Hand,
 Land der Freiheit, Land der Lieder,
 Schönes deutsches Vaterland!

Doch mittlerweile war auch im russischen Volke der nationale Gedanke erwacht. Er forderte bald, daß das Territorium des Reichs auch eine nationale Einheit bilde. Ein deutsches Livland schien ihm unerträglich, er verlangte, daß es russisch werde.

Vorboten hatte man längst bemerken können. Den ersten Keil in den Bau der livländischen Landesrechte hatte die orthodoxe

griechische Kirche getrieben, überall Trägerin und Vorkämpferin des russischen Nationalbewußtseins. Im Jahre 1836 wurde ein griechisches Bistum in Riga errichtet. Da es im Lande so gut wie keine Befenner des orthodoxen Glaubens gab, konnte der Zweck nur die Propaganda sein. Sie wurde denn auch sofort unter dem Landvolk eröffnet und mit einer nicht zu überbietenden Schamlosigkeit betrieben. Mit Geld und leeren Versprechungen — jeder Über tretende sollte einen Hof geschenkt erhalten — wurden die Leute beschwaht, „den Glauben des Zaren anzunehmen“. Der Bau von Kirchen, die Entsendung von Priestern folgte nach, die wiederum vorzugsweise der Mission dienten. Eine „Brüderschaft“ wurde in Petersburg eigens zu diesem Zweck gegründet und betrieb das Werk mit reichen Mitteln. Dreißig Jahre waren kaum vergangen, und die griechisch-orthodoxe Kirche stand auch in Livland — ungeachtet der geringen Zahl ihrer Befenner — als die „herrschende“ da, die evangelische Kirche war nur noch eine „geduldete Sekte“.

Ein weiterer Schritt, entsprungen mehr aus dem Allmachtsgefühl des bureaukratischen Absolutismus, war es, daß das Versprechen der vollen Selbstregierung gebrochen wurde, und seit den sechziger Jahren schickte man statt der Einheimischen, die bis dahin an der Spitze der Verwaltung standen, russische Beamte als Gouverneure ins Land.

Inzwischen war auch in der Literatur und Presse der extreme Nationalismus zu Wort gekommen und führte es immer lauter. Die Aufstände in Polen hatten das Mißtrauen gegen die Fremdvölker geweckt, das sich nun mit um so größerer Schärfe gegen die Deutschen kehrte, je mehr ihre Überlegenheit auf allen Gebieten den Russen zum Bewußtsein kam. Noch ging die Regierung zögernd und unlustig auf die ihr aufgedrungenen Ratschläge ein. Kaiser Alexander II. war nichts weniger als ein Feind des deutschen Wesens. Aber wie er sich von den Nationalisten in den Krieg gegen die Türkei drängen ließ, so hielt er es doch auch für nötig, bei einem Besuch in Riga 1867 eine russische Ansprache zu halten, in der er betonte, alle Völker seines Reiches sollten eine einzige Familie bilden. Es war das erstemal, daß der Kaiser zu den Livländern russisch sprach. Sie wußten schon damals, daß sie nur noch eine Gnadenfrist genossen.

Mit Alexanders III. Regierungsantritt hörte jeder Zweifel auf. Dieser Herrscher war nicht nur persönlich von den Ideen des Panflawismus durchdrungen, er war auch erfüllt von Abneigung gegen alles Deutsche, worin er von der Kaiserin, einer dänischen Prinzessin, eifrig bestärkt wurde. Er hatte sich überdies den Gedanken zu eigen gemacht, seit es ein Deutsches Reich gebe, sei der russische Besitz an der Ostsee von Deutschland aus bedroht. Darum gelte es, dieses

Land so bald wie möglich zu einem ganz russischen Lande zu machen, damit Deutschland die Lust verliere, es sich anzueignen. Jetzt begann die politische Russifizierung im Sturmschritt. Die herkömmliche Bestätigung der Privilegien Peters des Großen wurde zum erstenmal abgelehnt, der Bruder des Zaren, Großfürst Wladimir, erklärte am Schluß einer Rundreise durch das Land, auf der er sich hatte feiern lassen, es sei der unerschütterliche Wille Seiner Majestät, eine völlige Gleichstellung der Provinzen mit dem übrigen Reiche durchzuführen. Nach einigen vorbereitenden Maßnahmen erfolgte 1889 der entscheidende Schlag: die einheimischen Gerichte wurden aufgehoben, die Gerichtsverfassung Rußlands eingeführt, die alte Selbstverwaltung bis auf einen dürftigen Rest beseitigt und sowohl im Gericht wie in der gesamten Verwaltung der Gebrauch der russischen Sprache vorgeschrieben. 1892 endlich wurden auch die letzten deutschen Schulen geschlossen und der Universität die russische Sprache auferlegt.

Die Wirkungen des Vorgehens waren bald zu spüren. Sie lassen sich kurz zusammenfassen in einem Wort: allgemeiner Rückgang der Kultur. Die Volksschule, jetzt nichts weiter als ein Werkzeug zur Verrussung des Landvolks, verwilderte vollständig, in den Gymnasien wurde weniger und schlechter gelernt. Die Universität Dorpat, einst die Wiege so manchen Weltrufs, schied aus der Reihe der internationalen Stätten der Wissenschaft völlig aus. In den Gerichten vollends, mit ihrer fremden, unverständlichen Sprache, wurde der Dolmetsch an Stelle des Richters die Hauptperson, die Verhandlung zur Tragikomödie und die Gerechtigkeit zum Possenspiel.

So war der vielhundertjährige Charakter des Landes in der Öffentlichkeit zerstört, das Deutschtum mußte sich ins Privatleben zurückziehen. Hier aber schlug es jetzt mit verstärktem Puls. Jetzt wußte es ein jeder, daß er unter fremder Zwingherrschaft lebte, und die Folge war eine gewaltige Stärkung des deutschen Bewußtseins. Gegen die Maßregeln der Regierung gab es nur passiven Widerstand; darin aber war man unüberwindlich. Mochte man auch vor Gericht, im Amtslokal, in der Stadtverordnetenversammlung russisch sprechen, mochte einer und der andere sich dazu hergeben, deutsche Kinder in russischer Sprache zu unterrichten — es konnten nur wenige sein, da die Regierung geborene Deutsche in den Landes Schulen kaum zuließ — man dachte und empfand darum erst recht deutsch und fühlte doppelt stark den geistigen und sittlichen Zusammenhang, der einen mit Deutschland verband. Es ist eine bemerkenswerte Tatsache, daß seit der Russifizierung die Zahl der livländischen Studierenden an deutschen Hochschulen beträchtlich wuchs; und mancher hat den schweren Entschluß gefaßt, der Heimat den Rücken zu wenden und

sein Heil draußen zu versuchen, um sich und seinen Nachkommen das Glück zu sichern, daß sie Deutsche bleiben durften.

So betrachtet, hatte die gewaltsame Russifizierung das Gegenteil dessen erreicht, was sie erstrebte, und da auch die Zahl der russischen Einwohner im Lande nur um ein paar Hundert Beamter und Militärs zunahm, so mußte man sagen, sie hatte ihr Ziel verfehlt. Erreicht hatte sie nichts weiter als die schwere Schädigung, ja Zerstörung einer blühenden Zivilisation.

Schon vorher aber hatte der russische Nationalismus zu einem andern Mittel gegriffen, das viel gefährlicher war: der Aufwiegelung des Landvolks.

Von Anfang an war es die Schwäche der deutschen Kolonie in Livland gewesen, daß sie nur eine Minderheit der Bevölkerung bildet. Zu ihr gehörte der Adel als Großgrundbesitzerstand, das Bürgertum der Städte vom Großkaufmann herab bis tief in die Schicht der mittleren und kleinen Handwerker, und alles, was zu den gelehrten Berufen zählte, Pfarrer, Lehrer, Ärzte, Juristen. Zahlenmäßig etwa 200 000 Köpfe von einer Gesamtbevölkerung von zwei Millionen. Ihre Stärke lag darin, daß sie den größeren Teil des Besitzes, vor allem fast den ganzen Großgrundbesitz auf dem Lande, und die gesamte Intelligenz vertraten. In der Hauptsache also eine aristokratische Oberschicht.

Ich kann hier nicht umhin, auf einen Vorwurf einzugehen, der in weitesten Kreisen gegen das baltische Deutschtum erhoben und von allen denen geglaubt wird, denen die Kenntnis der Verhältnisse abgeht.

Die Deutschen Livlands sind verschrien als verstockte Reaktionäre und Junker, ohne Sinn für soziale Gerechtigkeit und Humanität. Kein Vorwurf könnte weniger gerecht sein. Ihn zu entkräften, genügt es, auf eine Tatsache hinzuweisen, die für sich allein zur Genüge beweist, von welcher Gesinnung diese Aristokratie in der Ausübung ihrer Rechte und Pflichten erfüllt war. Es ist eine Tatsache, die man wohl ignorieren, aber nicht bestreiten kann, daß mit der Befreiung der Bauern in Livland früher als in den meisten anderen Ländern, früher als z. B. in Preußen der Anfang gemacht worden ist. Diese tiefeinschneidende Maßregel durchzusetzen, bedurfte es in Livland nicht erst des überlegenen Willens einer starken und aufgeklärten Staatsgewalt, weil die Initiative von dem Herrenstand selbst, dem besitzenden und privilegierten Adel ausging. Schritt vor Schritt wurde in den Jahren 1804—1819 die sog. Leibeigenschaft durch Beschlüsse der adligen Landtage erst gemildert, dann ganz beseitigt. Aber, was man wohl noch höher schätzen darf, diese Herren begnügten sich nicht damit, dem Bauer ein gefährliches

Geschenk zu geben, indem sie ihn „zum freien Staatsbürger erhoben“, gefährlich, weil der freie Bauer ohne Land schlimmer dran ist als der Leibeigene auf seinem Hof. Sie haben weiter gesorgt und gehandelt, und durch eine Gesetzgebung von kaum zu übertreffender Weisheit und Humanität einen zahlreichen, bodenständigen, freien und wohlhabenden Bauernstand geschaffen, um den andere Länder sie wohl beneiden dürften. Es würde zu weit führen, die einzelnen Maßregeln dieser großartigen Agrargesetzgebung hier auseinanderzusetzen. Auch genügt es ja, das Ergebnis aufzuweisen. Im Jahre 1904 befanden sich von dem gesamten Kulturland in der Provinz Livland 42% im bäuerlichen Eigentum und 60% in bäuerlicher Nutzung. Zieht man allein das Acker-, Wiesen- und Weideland in Betracht, da der Wald zum allergrößten Teil nach der Natur der Dinge zu den Rittergütern gehören muß, so fallen auf bäuerliche Nutzung gar volle 80% der rein landwirtschaftlich betriebenen Bodenfläche. Es ist eine Tatsache, die allein genug sagt, daß überall sonst seit der Befreiung der Bauern der bäuerliche Besitz und Betrieb abgenommen, in Livland aber stark zugenommen hat. Für die wirtschaftliche Kraft dieses Bauernstands spricht die durchschnittliche Größe der Höfe (38—49 ha in den verschiedenen Teilen des Landes), für das Gedeihen zeugt der reiche Viehstand, die moderne und rationelle Betriebsart und das bedeutende Kapitalvermögen. 1904 waren in Südlivland allein 25 Millionen Rubel an bäuerlichem Gemeindevermögen und privaten Sparkasseneinlagen nachweisbar; die nicht nachweisbaren Kapitalien müssen noch viel größer gewesen sein. Alles dies verdankte das Land der weitblickenden Fürsorge der als reaktionär verschrienen baltischen Junker, die ihr Werk im Jahre 1889 damit krönten, daß sie auf ihr bisher besessenes Privileg der Steuerfreiheit freiwillig verzichteten. Die russische Regierung hat bei alledem nicht das geringste Verdienst. Es war schon genug, wenn sie nicht durch Verständnislosigkeit, Trägheit und Mißtrauen geradezu hindernd in den Weg trat. So hat der baltische Adel durch die Tat wahrgemacht, was einer seiner Führer in den entscheidenden Jahren, der Landmarschall Hamikar Fölkersahm (um 1840—50), aussprach: „nicht die Rechte, die einer ausübt, sondern die Pflichten, die er sich auferlegt, geben ihm seinen Wert“.

Ein nicht minder rühmliches Kapitel berichtet von der Pflege der Volksbildung durch den Herrenstand. Aus ihm genüge es, zwei Tatsachen anzuführen: zu den Kosten der ländlichen Volksschulen, die doch ausschließlich dem Bauernstand zugute kamen, trug der Großgrundbesitz ein Drittel bei; und Analphabeten gab es in Livland fast gar nicht, während sie in Rußland etwa 75% der Gesamtbevölkerung ausmachen. Daß der Elementarunterricht nur in der

Volksprache erteilt werden konnte, lag in der Natur der Dinge. Aber von ihm führte der Weg durch ländliche und städtische Mittelschulen auf die sämtlich rein deutschen Gymnasien und die ebenso rein deutsche Landesuniversität Dorpat, und mehr als ein strebsamer und begabter Bauernsohn aus estnischer oder lettischer Familie ist diesen Weg gezogen und hat den Zugang zu der deutschen Schicht der Gebildeten ohne weiteres offen gefunden.

Alles in allem durfte man noch um 1880 ungeschweht das Urteil unterschreiben, Livland sei ein vorgeschobener Posten deutscher Zivilisation, eine deutsche Kolonie in fremdem Land. Sie hätte es bleiben, sich weiter entwickeln, die Wurzeln des Deutschtums langsam immer tiefer in die Schichten des fremdsprachigen Landvolks senken, die Unterschiede mehr und mehr ausgleichen können. Verständnis und Wille dazu waren auf beiden Seiten vorhanden. Eifrig lernte damals der strebsame Lette und Este Deutsch, in den Städten war auch die Unterschicht der „Herrnsprache“ kundig, und wer es zu einigem Wohlstand brachte, suchte bald seinen Ehrgeiz darin, für deutsch zu gelten. Auf der andern Seite beschloß eine Konferenz der baltischen Ritterschaften im Jahre 1885, an die Regierung mit dem Antrag heranzutreten, daß den Bauernschaften Teilnahme an den provinziellen Landtagen eingeräumt werde. Der Antrag wurde abgelehnt. Denn eben damals schickte dieselbe Regierung sich an, wie wir schon wissen, das Deutschtum im Lande zu vernichten.

Der Einmischung russischer Elemente hat es auch bedurft, damit der Friede der Nationalitäten gestört wurde. Man kann hierfür den Zeitpunkt des Anfangs genau angeben. Im Jahre 1862 wurde die erste lettische Zeitung gegründet, nachweislich unter sehr hoher russischer Protektion: es war der deutschfeindliche Großfürst Konstantin, der die Mittel dazu hergab. Das Blatt erschien bezeichnenderweise zuerst in Petersburg und wurde erst nachträglich nach Riga verlegt. Allmählich folgten die Nachahmungen auch im estnischen Landesteil, und unter der wärmenden Sonne der russischen Staatsgunst wucherte eine jungestnische und junglettische Presse empor, die von der Deutschenheße lebte.

Tagtäglich wurde da der Haß gegen die Deutschen ganz ungeschweht mit Lüge und Verleumdung gepredigt, wollten aber deutsche Zeitungen darauf erwidern, so war der russische Zensor rasch mit dem Papagenoschloß zur Hand. Die Früchte blieben nicht aus. Schon zu Anfang der achtziger Jahre steigerte sich die Stimmung bis zu Mordanschlägen gegen einzelne Edelleute und Pastoren, deren Urheber jeder kannte, während die Behörden sie entweder nicht zu finden wußten oder die Verhafteten wieder

freiließen. Das Stichwort für ihre Rolle hatte diese Hezpresse direkt aus Moskau bezogen. Seit den sechziger Jahren gefielen sich die nationalistischen Blätter Rußlands in sentimentalem Gezeter über die dringend notwendige Befreiung der armen livländischen Bauern von der drückenden Tyrannei der deutschen Barone. Um solche Phrasen vorzutragen, angesichts der Tatsache, daß man in Rußland noch über die Aufhebung der Leibeigenschaft stritt, während der Bauer in Livland seit zwei Menschenaltern bereits frei und an vielen Orten schon Eigentümer seines Hofes war, — dazu gehörte allerdings das ganze Maß zynischer Verlogenheit, das der russischen „Intelligenz“ eigen ist und von dem die Welt neuerdings während des Krieges so verblüffende Proben erlebt hat.

An „Befreiung“ lag den russischen Agitatoren nicht das geringste. Was sie wollten, war der Kampf der Nationalitäten in Livland. Ist es doch einer der Grundsätze des russischen Staates, die unterworfenen Völker gegeneinander zu hezen, wo immer sich Gelegenheit dazu bietet. Wie man im Kaukasus und am Kaspischen Meer Armenier, Tscherkessen und Tataren aufeinander losläßt, so macht man es an der Ostsee mit Letten und Esten gegenüber den Deutschen. Man muß es in gewissem Sinne. Denn nur wenn die Unterworfenen einander anfeinden und zerfleischen, kann die herrschende großrussische Minderheit ihre Stellung behaupten.

So wurde die junglettische und jungestnische Bewegung von obenher gehegt und gepflegt. Man redete den Völkern ein, sie seien von Rechts wegen die Herren des Landes, die Deutschen seien Eindringlinge und sollten bei erster Gelegenheit vertrieben werden. Man züchtete auf diese Art die Wahnvorstellung, es könne eine selbständige lettische und estnische Bildung geben, während doch die Anfänge geistigen Lebens bei diesen Völkern einzig der hingebenden Arbeit der Deutschen zu verdanken waren, und alles, was sie leisteten, bis auf diesen Tag nichts weiter ist als Übertragung aus dem Deutschen. Als die Russifizierung kam, ging man einen großen Schritt weiter: man spielte den Letten und Esten die Verwaltung der Städte in die Hand. Durch rücksichtslose Wahlmache wurden künstliche Mehrheiten in den Gemeindefolkollegien geschaffen, die ihre Weisungen gelehrig aus der Gouvernementskanzlei empfangen. Binnen zwanzig Jahren hatte man es so weit gebracht, daß, mit Ausnahme von Riga, Dorpat und einigen kleineren, alle diese alten deutschen Städte von Letten und Esten regiert wurden. Die Folgen waren überall die gleichen: Mißwirtschaft, Verschleuderung der Gelder, öffentlicher Skandal. Die Regierung drückte beide Augen zu; sie sah das gern; denn am Gedeihen des Landes war ihr nie etwas gelegen, und jetzt kam es ihr auf Zerstörung an.

Die Einsichtigen in allen Lagern wußten bald, daß man einer Katastrophe entgegentrieb. Nicht zu übersehen war die Abnahme des Schulbesuchs. Schon 1892 wurde in Livland amtlich festgestellt, daß von den Kindern schulpflichtigen Alters 12% die Schule nicht besuchten. 1899 waren daraus 20% geworden. Dem entsprach eine um so stärkere Zunahme der schweren Verbrechen. 1892 wurden im Bezirksgericht Riga 165 Verbrechen gegen die Person und 365 gegen das Eigentum abgeurteilt. 1904 waren es 246 und 745. In erschreckender Weise nahm besonders die Zahl der Verbrecher jüngeren Alters zu. In der Zeit von 1892 bis 1904 waren unter den Verurteilten die Leute von 17 bis 21 Jahren $2\frac{1}{2}$ mal so stark vertreten wie die älteren Jahrgänge. Dabei wuchs der Prozentsatz der nicht entdeckten und nicht verfolgten Straffälle immer mehr. Im Jahre 1903 kam in Estland von den vorgefallenen schweren Eigentumsverbrechen (Einbruch, Brandstiftung und qualifiziertem Diebstahl) noch nicht die Hälfte zu gerichtlicher Verhandlung.

Schon im Jahre 1896 hatten sich die Ältesten einer estnischen Landgemeinde (Jellin in Livland) mit einer dringenden Eingabe an die Regierung gewandt. Sie schrieben: „Mit Herzeleid müssen wir mit ansehen, wie die Volksschulen, die mit so großen Opfern vom Volk erhalten werden, sich mit jedem Jahr verschlechtern. Obwohl die Schulkinder ihre Bücher mit bitteren Tränen beneßen, können sie doch keinen Nutzen aus ihnen ziehen, weil die Sprache ihnen fremd ist und auch der Lehrer in einer unverständlichen Sprache zu ihnen spricht. Unser Volk will gern, daß seine Kinder fremde Sprachen lernen, und vor allem die russische, denn sie ist notwendig für sie. Aber daß es so sehr auf Kosten anderer Dinge und der gesamten Bildung geschieht, das empfindet das Volk unaussprechlich schwer und traurig.“ Früher sei alles viel besser gewesen, jetzt aber sei das Ergebnis: „Lasterhaftigkeit der jungen Generation.“

Auf solche Eingaben kam meist gar kein Bescheid. Im besten Falle erschöpfte sich die Energie des Ministeriums in Randbemerkungen, wie „die Lage des Schulwesens in den Ostseeprovinzen erscheint unbefriedigend“, oder „die Hinweise auf den Verfall der Volksbildung sind gerechtfertigt“. Als 1897 das Mindestalter für die Anstellung als Volksschullehrer auf 17 Jahre herabgesetzt wurde, protestierten die Ritterschaften beim Kaiser selbst. Seine Majestät aber geruhten zu erwidern: „Das Gesuch ist ohne Folge zu lassen.“

Es lag Absicht in dem System: man wollte den Zusammenbruch. Er ist nicht ausgeblieben. Als 1905 in ganz Rußland die Revolution ausbrach, ergriff sie auch Livland. Wir brauchen ihren Hergensabbat nicht zu schildern: wie man eine lettisch=estnische Republik verkündigte,

deutsche Rittergutsbesitzer ermordete und ihre Güter anzündete. Es genügt, den Charakter der Bewegung festzustellen. Sie war kein nationaler Aufstand gegen das Deutschtum, sondern teils anarchistisch-republikanischer Putsch, teils ganz gemeine Pöbelrevolte. Die große Mehrzahl der besitzenden Bauern stand auf seiten der Deutschen, fühlte sich mit ihnen solidarisch und rief an manchen Orten sogar die „Herren“ um Hilfe an. Es sind damals auch mehr lettische Großbauern — „graue Barone“ hießen sie im Volksmund, nach ihrem grauen Kittel — als deutsche Herren von den Aufständischen umgebracht worden. Ebenso ist es erwiesen, daß die ganze Bewegung nicht im Lande selbst entstanden, sondern durch Sendlinge der russischen Geheimorganisation hineingetragen und aus den Milteln der roten Internationale genährt war.

In Petersburg erschraf man. Persönliche Vorstellungen beim Kaiser bewirkten jezt, daß Militär abgeschickt und die Revolution drakonisch unterdrückt wurde. Es trat wieder Ruhe ein, und man konnte an den Wiederaufbau des Zerstörten denken. Die Regierung — es war der Klugheit des Ministerpräsidenten Witte und einem gewissen persönlichen Wohlwollen des Kaisers zu verdanken — machte sogar Zugeständnisse, auf die niemand mehr zu hoffen gewagt hatte. Vereine zur Pflege des Deutschtums durften gebildet, deutsche Privatschulen eröffnet werden. Was da an stiller, unverdrossener Arbeit und bescheidener Pflichterfüllung geleistet worden ist, verdiente eine besondere Schilderung. Das Ziel durfte man sich nicht hoch stecken: mehr als die Erhaltung einer privaten deutschen Kultur zu erstreben, verbot sich von selbst. Trotz aller Schikanen durch die Beamten, denen schon diese dürftigen Vergünstigungen ein Greuel waren, war das Werk möglich und aussichtsvoll.

Auch diese bescheidene Hoffnung ist durch den Ausbruch des Krieges zerstört. Er hat den spärlichen Rechten des Deutschtums in Livland den Untergang gebracht. Von höchster Stelle war gleich zu Beginn des Krieges die Losung ausgegeben, als der Ministerpräsident Goremykin zu einem Vertreter der baltischen Deutschen sagte: „Wir führen nicht nur gegen Deutschland Krieg, sondern gegen das Deutschtum.“ Die deutschen Zeitungen des Landes mußten am 1. April 1915 aufhören zu erscheinen. Auf der Straße deutsch zu sprechen ist bei strenger Strafe verboten. Und als der Krieg sich dem Lande selbst näherte, begann die „Evakuierung“, die Verschleppung nach dem Osten. Nicht in der geräuschvollen Art, wie es in Polen geschehen war. Das unangenehme Aufsehen, das die Maßregel dort gemacht hatte, sollte vermieden werden. Darum geschah es in aller Stille und allmählich: alle paar Wochen erhielten einige Pastoren, einige Edelleute mit ihren Familien den Befehl zur sofortigen Abreise „ins Innere“ oder

nach Sibirien. Als man den Oberkommandierenden, General Ruffki, fragte, was denn gegen diese Unglücklichen vorliege, antwortete er zynisch: „Nichts liegt vor, sonst wären sie vor das Kriegsgericht gestellt. Es geht nur nicht, so viele Deutsche im Rücken der Armee zu wissen.“ So traten sie denn den Leidensweg an, zu Hunderten und aber Hunderten, ganz wie einst ihre Vorfahren unter Iwan dem Schrecklichen und Scheremetjev. Wie viele werden zurückkehren?

Was die Regierung vorhat, wenn überhaupt ein Teil des Landes bei Rußland verbleibt, kann keinem Zweifel unterliegen: die zwangsweise Enteignung der deutschen Grundbesitzer in Stadt und Land, die Austreibung der Deutschen. Daß es der russischen Regierung an der erforderlichen Brutalität zu ihrer Durchführung fehlen könnte, wird niemand glauben. Es ist die feste Absicht, überhaupt keine Deutschen mehr im Reiche, vor allem keine in den Grenzprovinzen zu dulden. Es wäre die Russifizierung auf ihre einfachste Formel gebracht, und man könnte ihr konsequente Zweckmäßigkeit nicht absprechen. So oder so, die letzten Reste der ehemals deutschen Kolonie in Livland stehen aller Wahrscheinlichkeit nach vor dem Untergang, wenn nicht der Krieg die vollständige Lostrennung des Landes vom russischen Reiche herbeiführt.

Der Krieg hat schon so vieles vernichtet und bedroht noch so viel Größeres mit Untergang, daß das Verschwinden eines so kleinen Postens im Gesamthaushalt der Weltkultur, wie ihn das Deutschtum in Livland darstellt, weder unser Urteil, noch unsere Entschlüsse entscheidend beeinflussen darf. Wo so ungeheure Werte auf dem Spiele stehen, wo die deutsche Nation selbst um ihre staatliche Existenz zu kämpfen hat, was verschlägt es da, ob droben im Norden eine Viertelmillion Deutscher nach wie vor ein Deutschtum mit Ausschluß der Öffentlichkeit bewahrt und die Erinnerung an eine größere und bessere Zeit aufrecht hält, oder ob auch sie in dem allgemeinen Strudel verschwindet? Dem deutschen Empfinden mag diese Frage ans Herz greifen, für eine nüchterne, politische Beurteilung, die sich an die wirklichen Tatsachen, nicht an die Romantik historischer Erinnerungen hält, darf sie keine Rolle spielen.

Aber darum handelt es sich gar nicht; nicht um die Zukunft des Deutschtums in Livland, sondern um die Herrschaft über die Ostsee. Was ist es denn, daß die russische Politik gegen die machtlosen, ungefährlichen Reste einer überwundenen Vergangenheit wüten läßt, was ist es anders als der sichere Instinkt, dem Kaiser Alexander III. offen Ausdruck gab, daß gerade dieser Platz gegen jede Möglichkeit des Verlustes mit allen Mitteln geschützt werden müsse, weil an ihm die Existenz Rußlands als europäischer Großmacht hängt? Livland ist am russischen Staatskörper das, was der Naturforscher ein lebens-

wichtiges Organ nennt. Man kann dem russischen Reich gar manche seiner Provinzen nehmen, auch größere und reichere, und es bleibt doch eine Großmacht in Europa. Raubt man ihm aber das Land, durch dessen Eroberung es in den Kreis der europäischen Großmächte eingetreten ist, so muß es folgerichtig auch diese Stellung wieder aufgeben, so wird es wieder das Großfürstentum Moskau, das es vor Peter dem Großen war. Dies ist der Grund, weshalb es sich bemüht, Livland für jeden westlichen Nachbarn uneinnehmbar und unannehmbar zu machen durch eine radikale und konsequente Russifizierung, die zuvörderst das deutsche Element als den Träger der Kultur im Lande beseitigt. Ist das erreicht, dann können die zwei Millionen Letten und Esten, unter sich getrennt ohne eigene Kultur und ohne Geschichte, wie sie sind, keinen ernsthaften Widerstand mehr leisten. Auch der evangelische Glaube, dem noch immer, trotz aller Befehrungsarbeit, die erdrückende Mehrheit der Bevölkerung angehört, wäre dann leicht zu beseitigen. Ein kompakt russisch besiedeltes, russisch sprechendes und griechisch-orthodoxes Livland wäre allerdings — was so oft als Lösung von Moskau und Petersburg verkündigt worden ist — untrennbar verbunden mit dem Gesamtkörper des Reiches, und die Ostseeküste wäre ein für allemal in russischen Händen. Zugleich mit ihr aber auch die Herrschaft über die Ostsee, die Rußland genau so erstrebt, wie die Beherrschung des Schwarzen Meeres, eine Herrschaft, die ihm in früheren Zeiten niemand bestritt, und die es zu verlieren fürchtet, seit es ein Deutsches Reich und vollends eine deutsche Seemacht gibt.

So wird sich mit dem Schicksal der kleinen deutschen Kolonie in Livland zugleich eine der großen Fragen der Weltgeschichte entscheiden. Geht sie unter, so ist ein fester Grund gelegt für eine dauernde russische Hegemonie über den Norden von Europa, deren erstes Opfer das Deutsche Reich wäre.

Es ist Zeit, daß dem deutschen Volke die Augen darüber aufgehen, was dort auf dem Spiele steht, damit nicht wieder, wie so oft in früheren Zeiten, über eine Frage, an der seine Macht und Ehre hängt, die Entscheidung von andern Mächten gegeben werde.

Litauer und Weißrussen.

Von Axel Ripke.

Im großen Buche der Weltgeschichte sind jene Seiten, die vom Schicksal Litauens handeln, sicherlich mit die blutigsten: bis auf den heutigen Tag. Der Grund dafür ist verständlich, wenn man bedenkt, daß einst litauische Fürsten den Versuch machten, auf dem Grenzgebiet zwischen Germanen und Slawen einen eigenen Staat zu errichten, der nicht etwa durch natürliche geographische Linien bedingt war — denn die osteuropäische Tiefebene kennt keine solchen — sondern sich allein gründen sollte auf die litauische Volkskraft. Dieser Versuch gelang, solange die Slawen in einzelne Stämme zerteilt, nicht im gewalttätigen Großrussen ihren Führer gefunden hatten; im gleichen Augenblicke aber, wo die Moskowiter die Knute des Tatarenchans nicht mehr zu fürchten brauchten wegen der Kraftlosigkeit altersschwacher Hände, war bereits das Dasein des litauischen Fürstentums durch den Feind im Osten gefährdet. Denn den großrussischen Vormarsch konnten damals wie heute nur elementare Gewalten aufhalten: die Fluten der See oder preußische Bajonette. Über den Dnjepr sind die Russen ebenso leicht gesprungen wie einst Romulus über die Mauern von seines Bruders Stadt; und alle Abwehrversuche der Litauer, zu denen auch die Union mit Polen gehört, haben auf die Dauer nichts genützt. Sie führten nur zu blutigen Kriegen, bis endlich das Schicksal Litauens gleichzeitig mit dem von Polen entschieden wurde.

Doch nicht nur gegen Osten haben die Litauer kämpfen müssen; auch an ihren westlichen Grenzen hat der Kampf getobt, mit dem Unterschiede freilich, daß es ihnen hierbei nicht nur gelungen war, sich zu behaupten, sondern gleichzeitig der Entwicklung und Festigung deutscher Macht so schwere Hindernisse in den Weg zu legen, daß deren Überwindung erst durch diesen Weltkrieg möglich geworden ist. Das Problem des deutschen Ostens, wie es durch die Gründung des baltischen Ordenslandes einst entstand und in seiner notwendigen Lösung durch die ununterbrochene räumliche Verbindung Eilands mit dem deutschen Mutterlande gegeben war, ist in dieser Form durch den Widerstand der Litauer verhindert worden. Allerdings: die litauischen Waffen allein hätten das nicht vollbracht; noch gab es zu jenen Zeiten, als sich die Kämpfe zwischen den preußischen

Orden und Litauen abspielten, ein klares Erkennen der Gefahren, die die räumliche Trennung der baltischen Kolonie für das künftige Deutschtum enthielt. Statt von politischer Erkenntnis wurde das damals lebende Geschlecht in seinem Tun und Lassen vom religiösen Bekenntnis geleitet, und das deutsche Schwert in dem gleichen Augenblicke wieder in die Scheide gesteckt, als die Litauer die Heilswahrheiten annahmen. Seitdem sind die Litauer katholisch geblieben und nur der weitaus geringere Teil des Volkes, der heute in Preußen lebt, bekennt sich zum Luthertum.

Wenn im Verlauf der Weltgeschichte selbst für die Beurteilung kommender Frage Beweiskraft liegt — und kein historisch und politisch denkender Kopf wird das leugnen —, so hat das Schicksal Litauens ebensogut wie das Polens bereits bewiesen, daß der Raum, der einst diesen beiden Nationen angewiesen worden ist, zu klein ist, um zwischen den mächtigen Völkern der Germanen und Slawen eigene Staaten zu bilden. Mancher Phantast mag darauf vielleicht die falsche Schlußfolgerung ziehen und kühn behaupten: mein Vaterland muß eben größer sein; und unter den Polen gibt es ja unzweifelhaft manche, die Arndts Worte heute für sich als Lösung in Anspruch nehmen. In dieser Beziehung braucht sich ein Deutscher um die Litauer keine Sorge zu machen; denn unter ihnen gibt es wohl keinen einzigen, der aus längst toter Vergangenheit falsche Ansprüche für die Zukunft seines Volkes ableitet. Der Grund dafür ist ein zweifacher: einmal ist das Nationalgefühl dieses Volkes, wie das im Osten Europas oft genug der Fall gewesen ist — man braucht nur an die Bulgaren zu denken — tatsächlich auch in der Brust des einzelnen Litauers vollkommen geschwunden gewesen und dann erst im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts, im Zeitalter des nationalen Gedankens, wieder gefunden worden, wie ein verborgener Schatz im Acker oder wie die Trümmer antiker Herrlichkeit unter Schutt und Moder; zum anderen aber ist die Wiederentdeckung litauischen Volkstums mit einer Erkenntnis verbunden gewesen, die aus einem Feinde zweie machte. Als nämlich der Litauer erkannte, wer er eigentlich ist, da wurde er gleichzeitig gewahr, daß er zwei Feinde niederringen müsse, um künftig zu bleiben, was er gern sein wolle: den Russen und den Polen. Galt es, die russische Fessel zu sprengen, so galt es ebenso sehr, die polnische Form abzustreifen, in die er hineingepreßt war, denn beide waren ihm feindlich und fremd. Und dieser polnisch-litauische Gegensatz ist nicht weniger erbittert, als die Feindschaft zwischen Litauern und Russen. Das Trennungsbedürfnis der Litauer von den Polen und dem Polentum führte aber von selbst dazu, daß dem Litauer, sofern er sich als solcher fühlt, jene Zeit seiner Volksgeschichte, in der sein Heimatland politisch mit Polen ver-

bunden war, eben wegen der dabei erfolgten Polonisierung seiner Volksgenossen verhaßt ist; weshalb er auch unter keinen Umständen eine Wiederkehr jener Zeiten herbeiwünscht. Ist aber ein Litauer zu dieser Erkenntnis gelangt — und zu der kommt ein jeder, der sich als Litauer fühlt —, so wünscht er sich für seine Zukunft und die seines Volkes nicht etwa die unerfüllt gebliebene Hoffnung vergangener Zeiten, sondern allein ein friedliches Arbeiten, ohne durch russische Gewaltherrn und polnische Verführer darin gestört zu werden. Und dies soll er unter deutscher Herrschaft haben.

Da es somit eine lebendige Verbindung zwischen der litauischen Vergangenheit und Gegenwart nicht gibt, noch geben kann, so hat jene nur für den Historiker Interesse und kann in einem politischen Aufsatz füglich übergangen werden. Dafür müssen einige allgemeine Angaben gemacht werden, schon deshalb, weil trotz der starken Bedeutung, die heute jeder denkende Deutsche mit Recht dem litauischen Problem beimißt, die Grundkenntnisse dieser Frage oft verschwindend gering sind.

So ist es einmal von Wichtigkeit, zu wissen, daß die Litauer nicht etwa zu den Slawen gehören, sondern zusammen mit den alten Preußen und den Letten in Kurland eine gesonderte Völkfamilie bilden, die gleichfalls zur indoeuropäischen Rasse gehören. Geographisch umfaßt Litauen, sofern es von Litauern bewohnt wird, die Gouvernements Suwalki, Kowno, Wilna und Grodno, wobei allerdings die sprachlichen Grenzen durch die lange Zugehörigkeit zu Polen fließende sind. So ziehen sich bereits unsere Schützengräben hinter Wilna auf weißrussischem Gebiete zum Teile hin, während der südliche Teil des Gouvernements Grodno besonders energisch von den Polen für sich in Anspruch genommen wird. Aber wir Deutsche haben es bei der Betrachtung des litauischen Problems keineswegs nötig, die ethnographischen Grenzen besonders eng und vorsichtig zu ziehen, um so mehr, als es in den meisten Fällen lediglich eine Bildungsfrage des einzelnen ist, ob er sich zu seinem litauischen Volkstum bekennt oder nicht. Ziffernmäßig wollen die Litauer nach den eigenen Angaben ihrer politischen Führer etwa 3 Millionen Seelen ausmachen, wovon $2\frac{1}{4}$ Millionen in der alten Heimat leben sollen, etwa 400 000 in den Vereinigten Staaten, 120 000 in Preußen, während der Rest über die ganze Welt zerstreut ist, wobei nur noch England innerhalb seiner Reichsgrenzen größere, geschlossene litauische Ansiedlungen hat. Mögen nun diese Angaben unter der allzu liebevollen Pflege ihrer Aufzeichner über das natürliche Maß hinausgewachsen sein oder nicht, so steht doch in jedem Falle fest, daß selbst die Höchsziffer zu klein ist, um irgendwelche politische Sorgen für uns in sich enthalten zu können.

Die Entstehung des litauischen Nationalgefühls ist an zwei äußere Ereignisse geknüpft, die erst die Möglichkeit schufen, daß der Litauer seiner selbst bewußt wurde: die Aufhebung der Leibeigenschaft und der polnische Aufstand. Beide Ereignisse fallen zeitlich so ziemlich zusammen, beide spielten sich in den Jahren 1861—64 ab. Auch das zunächst wichtigere, wirtschaftliche Ergebnis dieser beiden Ereignisse ist das gleiche gewesen: die Verteilung von Land an die litauische Bauernschaft. War diese Absicht bereits durch die Aufhebung der Leibeigenschaft gegeben, so wurde sie nach erfolgreicher Niederschlagung des polnischen Aufstandes aus der Anschauung heraus erneut durchgeführt, daß der litauische Bauer, wenn man ihm das erst notwendige Stück Acker gäbe, ein loyaler Untertan des Zaren sein würde. Daher wurde dem aufständischen polnischen Grundbesitzer sein Gut weggenommen und unter die Bauernschaft verteilt. Aber die russische Regierung ging in ihrer Politik, den Litauer für sich zu gewinnen, noch einen Schritt weiter. Neben der wirtschaftlichen Befriedigung sollten die Litauer auch geistig gewonnen werden und zu diesem Zwecke von der bisherigen polnischen Vormundschaft befreit werden; allerdings nicht, um dafür Litauer sein zu dürfen, sondern um Russen zu werden. Denn gleichzeitig mit dem Beginn dieser Russifizierungspolitik verkündeten russische Feiern, daß die Litauer ebenso gute Slawen wären wie jeder beliebige slawische Stamm zwischen dem Dnjepr und der Oka; nur daß sie ihr slawisches Volkstum im Laufe der Zeit verloren hätten. Deshalb wurde zur Wiedergewinnung der angeblichen Slawen als erster Versuch dazu ein Verbot der künftigen Benutzung der litauischen (lateinischen) Schriftzeichen erlassen und dafür die Einführung des russischen Alphabets verlangt.

Über ein Menschenalter — bis zur russischen Revolution vor zehn Jahren — ist dieser Kampf um die litauischen Schriftzeichen geführt worden und in ihm erschöpft sich eigentlich zunächst das nationale Problem. Allerdings ist es den Russen dabei nicht gelungen, ihren Willen durchzusetzen, so sehr auch Beamtschaft und Polizei gegen die heimliche Verbreitung litauischer Bücher gewütet haben. Daß es ihnen aber nicht gelungen ist, lag vor allem daran, daß das einfache litauische Volk in der Einführung der cyrillischen Schrift mit Recht einen versteckten Anschlag auf sein katholisches Glaubensbekenntnis witterte und ständig argwöhnnte, sie sollten aus Katholiken zu Orthodoxen gemacht werden. Es versteht sich von selbst, daß auch der Geistlichkeit des Landes unbedingt ein Teil des Verdienstes gebührt, wenn die Litauer dabei nicht nachgegeben haben; wobei es wenig darauf ankommt, ob der Klerus hierbei im geheimen zunächst gut polnisch dachte. Daneben verdient erwähnt

zu werden, daß seit dem Erlaß des litauischen Schriftverbots die Herstellung aller Bücher sowie periodisch erscheinenden Schriften nicht mehr in Litauen erfolgen konnte, sondern in jenen Gegenden des Auslandes, wo sich die Litauer in größerer Zahl aufhielten und von wo aus recht eigentlich der Kampf gegen die Russifizierungspolitik geleitet wurde. Naturgemäß kam dafür in erster Linie das benachbarte Ostpreußen in Frage, besonders jene Städte, in denen gleichfalls Litauer wohnten. So ist denn auch die erste litauische Zeitung „Ausra“ (die „Morgenröte“) im Jahre 1883 in Tilsit von einem Kreise gleichdenkender Männer gegründet worden, die sich selbst die „Freunde“ Litauens“ nannten. Ihre Losung lautete kurz: die nationale Wiedergeburt Litauens; und das Mittel zur Verwirklichung sahen sie allein in der Ausbreitung von Kenntnissen und Bildung. Dieser ersten Zeitung sind bald andere gefolgt, zwei erschienen in Schottland, mehrere in Amerika, wohin von Jahr zu Jahr unter dem wachsenden Drucke der russischen Regierung in immer größerer Zahl Litauer auszuwandern pflegten. Noch jetzt ist es mir begegnet, daß ich in litauischen Dörfern Bauern antraf, die fließend englisch sprachen: in Amerika hatten sie ihr Geld gemacht, die Heimatliebe hatte sie wieder zurückgeführt.

Die ersten Versuche, vom Westen her, unentdeckt vom russischen Grenzposten gedrucktes Wissen nach Litauen zu tragen, waren erfolgreich, soweit es darauf ankam, daß der Empfänger richtig die einzelne Schrift in die Hand erhielt. Wohl schrien die Russen Verrat und verdächtigten Bismarck, daß er der eigentliche Anstifter dieser Politik wäre. Sicherlich mit Unrecht; aber solange er im Amte war, ist diese aufklärende Tätigkeit von der deutschen Regierung wenigstens nicht verhindert worden. Erst als der „neue Kurs“ eingeschlagen wurde, mußte eine geistige Verbindungslinie nach der anderen, die von Preußisch-Litauen nach Russisch-Litauen herüber- und hinüberführte, abgebrochen werden, bis endlich nach Angabe eines unverdächtigen litauischen Zeugen im Jahre 1894 eine ausdrückliche Verständigung zwischen Berlin und Petersburg zustande kam, die als Folgeerscheinung die vollständige Unterbindung aller geistigen Beziehungen zwischen den Litauern zu beiden Seiten der Reichsgrenze herbeigeführt hat. Nur so läßt es sich erklären, daß im Laufe der Jahre 1891 bis 1902 nicht weniger als rund 200 000 litauische Schriften an der russischen Grenze vor ihrer Einführung abgefangen werden konnten. Die natürliche Folge dieser Verständigungspolitik war, daß das Zentrum der litauischen Bewegung nach London und Amerika verlegt wurde, wo ja auch heute noch ein Teil der litauischen Führer sitzt und wirkt; nebenbei bemerkt in ausgesprochen deutschfeindlichem Sinne.

Die Tätigkeit der „Auszra“ ist nicht nur deswegen bemerkenswert, weil sie das erste derartige Blatt ist; ebenso wichtig ist es, daß gleich ihr erster Versuch die Gesamtheit derer, die gewissermaßen unter polnischem Anstrich gut litauisch ihrer Herkunft nach waren, zu einigen, mißlang. „An die Arbeit alle, die Litauer sind“, schrieb das Blatt, „kommt und helft der nationalen Wiedergeburt unseres Volkes, arbeitet zusammen auf dem Boden der Bildung als Söhne und Brüder einer einigen Nation.“ Doch das Echo war nicht so vollstimmig, wie der Ruf. Denn die großgrundbesitzenden Klassen auf dem Lande, sofern sie der russischen Enteignung entgangen waren, wie die Geistlichkeit wollten von dieser Neuentdeckung eines litauischen Volkstums nichts wissen. Möchten sie nun tatsächlich Polen sein, oder durch die jahrhundertelange Zugehörigkeit Litauens zu Polen ihr ursprüngliches Volkstum endgültig verloren haben: in jedem Falle fühlten sie sich als Polen. So ist denn der litauische Gedanke fast ausschließlich von dem kleinen Manne in der Stadt und dem Bauer auf dem Lande getragen und großgezogen worden, ein Vorteil, der heute uns zugutekommen muß. Denn wenn auch heute die litauische Bewegung in den Städten stark an Boden gewonnen hat, so daß ein deutlich hörbarer Wutschrei durch Wilna ging, als unsere offizielle Unkenntnis diese Stadt als „Perle Polens“ bezeichnete, so stammt doch auch diese Bevölkerungsschicht fast durchweg bereits in erster Generation vom Lande ab, mit allen Vorzügen desselben ausgezeichnet. Und ebenso verhält es sich mit dem niederen Klerus. Auch die Geistlichkeit ist ihrer Mehrzahl nach ein Kind des Dorfes, der einzelne um so litauischer gesinnt, je jünger an Jahren er ist; wodurch wiederum die Gefahren einer etwa erneuten Polonisierung glücklich verringert sind, selbst für den unwahrscheinlichen Fall, daß wir Deutsche seit dem Weltkrieg nichts zugerlernt hätten.

Der anfängliche Sieg der russischen Revolution kam auch der nationalen Bewegung in Litauen zugute: am 24. April 1904 erschien ein Erlass des Zaren, der den Litauern den Gebrauch der „lateinischen oder jeder beliebigen anderen Schrift“ gestattete. Damit zugleich konnte die Bildungsarbeit der litauischen Führer, die bisher nur im Geheimen möglich war, offen aufgenommen werden. Wenngleich diese volksaufklärende Tätigkeit noch vielfach von russischer Seite behindert wurde, so wurde sie doch nicht mehr vollkommen unterdrückt; und ebenso ging es wenigstens in den ersten Jahren der russischen Revolutionszeit mit der politischen Bewegung in Litauen. Auch diese konnte erst nach Erlassung des bekannten Oktober-Manifestes in dem Sinne im Lande Boden gewinnen, daß Gleichgesinnte sich zusammenfanden und zu politischen Parteien zusammen-

schließen durften. Möchte auch später die russische Reaktion erneute Verbote gegen alle Parteien erlassen, die den Bestand des Reiches durch Forderung einer Autonomie für die einzelnen Landesteile scheinbar zu gefährden drohten, so hat doch diese Politik der Furcht an der Tatsache nichts mehr ändern können, daß es in Litauen seit der Revolutionszeit festgefügte Parteien mit geschlossenen Programmen gibt.

Es versteht sich von selbst, daß wie überall, wo eine politische Bewegung aus dem Leben heraus entsteht, die einzelnen Parteien sich organisch entwickelt haben, d. h. allmählich und unter Schritt vor Schritt erfolglicher Abstufung und Abgrenzung des künftigen Weges, der zum gemeinsam erstrebten Ziele führen soll. Denn darin sind sich alle Litauer, mögen sie auch untereinander in verschiedene Parteien zerfallen, einig: ihr Ziel war und blieb die Selbstständigkeit ihrer Heimat. Bloß in der Ansicht über den am besten einzuschlagenden Weg gingen die Anschauungen auseinander. Während nämlich „der Bund der litauischen christlichen Demokraten“ auf die Hilfe der russischen Demokratie glaubte rechnen zu können, vertraute die „litauische demokratische Partei“ ausschließlich ihrer eigenen Kraft und ging im übrigen Hand in Hand mit den beiden wichtigsten politisch-wirtschaftlichen Verbänden des Landes: dem „litauischen Bauernbund“ und dem „Bund der litauischen Lehrer“. In diesen vier Namen erschöpfte sich bis zum Augenblick des Krieges auch so ziemlich die ganze Organisation der Litauer; und was seitdem an politischen Forderungen und Programmen neu entstanden ist, gründet sich bereits auf Ereignisse, die sich unabhängig vom Willen der Litauer abgespielt haben und von denen man im übrigen nicht genau weiß, wie lange deren Folgeerscheinungen Geltung haben können.

Denn man darf nicht vergessen, daß auf litauischem Boden sich auch noch Polen breit machen, die gerade jetzt in der Übergangszeit vom russischen zum deutschen Litauen, lebhaft bemüht sind, für den eigenen nationalen Gedanken möglichst viel herauszuschlagen. Als lediglich betrachtender Historiker wird man diese jüngsten polnischen Annerkungsversuche aufzeichnen und im übrigen nicht einmal verurteilen können, weil sie wieder einmal die seltsam unverwüßliche Lebenskraft der Polen beweisen; als Deutscher aber und nationaler Politiker kann man nicht laut und frühzeitig genug gegen alle derartigen polnischen Übergriffe Einspruch erheben, weil sonst die Gefahr besteht, daß infolge allzu großer deutscher Unkenntnis östlicher Probleme Teile Litauens zu Polen geschlagen werden und aus Litauern Polen gemacht werden. Nicht als ob ich persönlich der Meinung lebe, daß nicht auch das neue Polen nur im Schatten des

deutschen Adlers und vor allem unter seinem beaufsichtigenden Auge bestehen kann: aber je größer das kommende Litauen, um so geringer das Maß von Ärger, das die endgültige Lösung der polnischen Frage schon sowieso in überreichlichem Grade mit sich bringt.

Für die Polen ist es im übrigen nicht allzu schwer, gegenüber dem deutschen Sieger den eigentlichen Vertreter des Landes zu spielen; deshalb nicht, weil ihnen noch ein Teil des Großgrundbesitzes gehört und sie neben der zahlenmäßig geringen litauischen städtischen Intelligenz die einzige nach deutschen Begriffen gesellschaftlich gebildete Klasse darstellen. Hinzukommt als weitere Hilfe für die polnischen Ansprüche, daß der litauische Bauer, somit also die weitaus überwiegende Mehrzahl der ganzen Bevölkerung, überhaupt noch nicht ein Bewußtsein seiner nationalen Art besitzt. Fragt man nämlich so einen Mann „Bist du ein Russe?“, so antwortet er prompt: „Nein, ich bin römisch-katholisch“, spezialisiert man dann die Frage: „Bist du Litauer oder Pole?“, so lautet die Antwort: „Das ist alles dasselbe“. Diese Antworten, die mir zu Dutzenden gegeben worden sind, zeigen sofort die große politische Bedeutung, die nicht nur die Geistlichkeit im allgemeinen, sondern auch jeder einzelne Dorfpfarrer hat. In seiner Hand liegt letzten Endes die Entscheidung darüber, ob seine Gemeindeglieder sich Polen oder Litauer nennen. Ist nämlich der Pfarrer selbst ein überzeugter Litauer — und je jünger er ist, um so eher ist er das —, so ist auch sein Sprengel nur von Litauern bewohnt; stammt dagegen der Geistliche nur aus der Geburtszeit der litauischen nationalen Bewegung, so wohnen in seinem Dorfe mit einem Male nur Polen.

Diese Gefahren kennen, heißt, sie bereits überwunden haben. Denn im übrigen kann die Lösung des litauischen Problems für uns keine Schwierigkeiten bereiten. Die litauische Intelligenz hat uns ehrlich als Befreier begrüßt, und sie wird solange an dieser Überzeugung festhalten, solange sie sieht, daß der Deutsche nicht nur den Russen nach Asien zu treiben vermag, sondern ebensosehr auch imstande ist, den Litauer vor polnischen Aneignungsversuchen zu schützen. Dazu sollten wir aber um so eher bereit sein, als die vollständige Durchführung dieser Forderung ausschließlich in unserem eigenen Interesse liegt. Denn sobald erst der polnische Einfluß gebührend zurückgewiesen worden ist, wird der Raum für die deutsche Arbeit freigemacht, und die käme uns allein und auf direktem Wege zugute; nicht nur dadurch, daß das Land groß genug ist, um deutschen Ansiedlern neue Lebensmöglichkeiten zu geben, sondern ebensosehr auch dadurch, daß der Litauer von selbst sich der höheren deutschen Kultur zuneigen wird und auf diesem Wege ein loyaler deutscher Reichsbürger werden kann. Behielten aber die Polen ihre Finger im Spiele, dann

könnte es geschehen, daß sich die Anzeichen dafür mehren, die bereits jetzt bestehen, wonach die Litauer mit den Polen Hand in Hand gehen wollen; nur aus dem Grunde, weil sie sich sagen, der Pole erhalte stets eine doppelte Ration.

Eins allerdings darf zum Schluß nicht unerwähnt bleiben: daß diejenigen sich der ärgsten Täuschung hingeben würden, die da meinen, die Litauer wären in ihrer Mehrzahl bereits auch zu der bescheidensten Form von Selbstverwaltung reif. In den Städten Kowno und Wilna mag das zur Not der Fall sein — nur das hier gleichzeitig auch das jüdische Problem akut wird — auf dem flachen Lande ist das unter keinen Umständen möglich. Dadurch aber wiederum wird das litauische Problem in seiner Lösung für uns Deutsche von neuem erleichtert und nicht etwa erschwert. Denn unsere Kraft liegt nun einmal mehr in der Verwaltung als in der Gründung von Selbstverwaltungen und deren gleichzeitiger Durchdringung mit deutschem Geist.

Gewissermaßen als Anhang zu diesem Aufsatz müssen noch einige Bemerkungen über die Weißrussen gemacht werden, die in den östlichen Teilen Litauens bereits in größerer Anzahl vorhanden sind; unter anderem auch in Wilna, wo sie etwa 12 000 Seelen ausmachen. Diese gehören bereits zu den Ostslawen, sind aber infolge ihrer langjährigen Zugehörigkeit zu Polen zum Teil römisch-katholisch; orthodox dagegen nur, soweit sie auch heute noch hinter der augenblicklichen russischen Front leben. Politische Bedeutung besitzen sie für die Gegenwart wegen ihrer geringfügigen Anzahl gar keine; selbst dem Ängstlichen können sie nicht als eine Gefahr erscheinen, da sie mit den Litauern in ihrem Kampfe gegen Großrussen, Polen und Juden Hand in Hand gehen. Wohl aber können sie zu einiger Bedeutung gelangen, wenn der Krieg zwischen Deutschland und Rußland mit dem Friedensschluß noch nicht aufhören sollte. Denn ist auch ihre nationale Bewegung jung, so hat sie doch nicht bloß diejenigen Teile erfaßt, die heute bereits unter deutscher Oberhoheit stehen; ebenso durchdrungen von der Notwendigkeit weißrussischer Autonomie sind jene Gouvernements, die vermutlich auch nach Beendigung des Krieges zunächst fernerhin zu Rußland gehören werden. Von der dann sich zeigenden politischen Geschicklichkeit wird es abhängen, ob die weißrussische Bewegung für uns von Nutzen ist oder nicht.

Die politischen Parteien in Russisch-Polen

Von Leon Wasilewski.

I.

Von politischen Parteien im europäischen Sinne auf dem Gebiete Russisch-Polens zu sprechen, ist kaum angängig. Durch die entsetzlichen politischen Verhältnisse vor dem Jahre 1905 wurde das Entstehen und die Bildung offen wirkender politischer Parteien unmöglich gemacht. Seit Ende 1905, das heißt seit der Einführung der Scheinkonstitution, haben sich die Lebensbedingungen des Königreiches Polen insoweit geändert, als wenigstens eine kleine Minderheit der polnischen Gesellschaft die Möglichkeit erlangt hat, sich öffentlich mit politischen Angelegenheiten zu befassen. Doch es war vor allem eine Minderheit, und weiterhin begegnete selbst sie bei jedem Schritte solchen Hindernissen bei den Regierungsbehörden, daß hierdurch ein großer Teil ihres Wirkens vielfach vereitelt wurde. Es ist charakteristisch, daß im Königreiche Polen nur zwei „legalisierte“ Parteien bestehen, d. h. Parteien, die offen, auf Grund von genehmigten Statuten, wie dies in Rußland gesetzlich erforderlich ist, ihr Wirken entfalten. Wenn man also von politischen Parteien im Königreiche Polen sprechen will, muß man nicht bloß die öffentlichen, sondern auch die geheimen Parteigruppierungen berücksichtigen, nicht bloß das offene Wirken der „legalisierten“ Parteien, sondern auch jene verborgenen Strömungen und Richtungen, die nicht unter den „legalisierten“ vertreten werden.

Der grundlegende Zug aller auf dem Gebiete Russisch-Polens insgeheim oder offen wirkenden Parteien ist der Charakter ihres Verhältnisses zur Frage der Zukunft Polens. Denn es gibt auch nicht eine einzige politische Gruppe, die den jetzigen Stand der Dinge in polnischen Ländern als einen normalen betrachtete, dem die Polen freiwillig ihre Zustimmung geben könnten. Daher entsteht die Notwendigkeit einer programmatischen Umschreibung des Parteistandpunktes gegenüber jenen Staaten, die Polen unter sich geteilt haben, und vor allem gegenüber Rußland, als jener Macht, die den größten Teil des einstigen polnischen Reiches in ihrem Besitze hat und auch die größte Zahl von polnischen Untertanen unter ihrer Herrschaft.

Auf Grund dieses Kriteriums des Verhältnisses zu Rußland lassen sich alle polnischen politischen Gruppen in zwei Parteien teilen: jene, die die Zukunft Polens in einer Verständigung mit Rußland erblickt, und jene, die ihre Hoffnungen ausschließlich auf den Kampf mit Rußland begründet.

Wir haben also in Russisch-Polen zwei Lager: das des Ausgleiches (Ugoda) und das der Unabhängigkeit (Niepodlegloscioncy). Dieses letztere ist unbedingt antirussisch, aber auch das erste kann man keineswegs „russophil“ nennen. Russophilismus in Polen ist nämlich etwas so Unnatürliches und allen nationalen Traditionen der Polen Widerstreitendes, daß es unmöglich ist, davon als von einer tieferen Strömung zu sprechen. Der Haß gegen den „Moska“ ist in weiten Kreisen der polnischen Nation so eingewurzelt und die russische Regierung hat diesen Haß im Verlaufe von hundert Jahren und darüber so systematisch gefestigt, daß selbst bei den fanatischsten Anhängern einer Bindung der polnischen Zukunft mit der Entwicklung Rußlands dieser Haß nicht zu erlöschen vermochte.

Wie aber ist es doch zu erklären, daß in Polen eine Ausgleichspartei besteht und einen gewichtigen Einfluß übt? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir einigermaßen auf die Entwicklung des polnischen politischen Gedankens nach dem Aufstande von 1863 eingehen, der das letzte selbständige bewaffnete Aufspringen der polnischen Nation gegen Rußland war.

II.

Die Niederwerfung des Aufstandes, verbunden mit dem Untergange von Zehntausenden der tüchtigsten Vertreter des polnischen Volkes und mit entsetzlichen materiellen Verlusten, rief allgemeine Niedergeschlagenheit und eine sehr begreifliche Reaktion hervor. Da die polnische Politik bis dahin sich in den Bestrebungen zur Organisation neuer Aufstände erschöpft hatte, da der letzte Aufstand wieder mißlungen war, nahm die Enttäuschung über die Politik der Aufstände die Form der Unlust zu jedweder Politik an. Besonders, da außer einer rein verschwörerischen, also revolutionären, jedwede politische Wirksamkeit unter den russischen Verhältnissen unmöglich war. Daher entstand das neue Programm „organischer Arbeit“, das die Zukunft der polnischen Nation auf kulturell-wirtschaftlicher Entwicklung aufbaute.

Einer der hervorragendsten Vertreter der Partei „organischer Arbeit“, Alexander Swietochowski, lehrte, daß selbst unter noch so schrecklichen politischen Bedingungen eine lebenskräftige Nation von großer Vergangenheit und reichen Kulturerrungenschaften sich dennoch weiter entwickeln und immer höher erheben könne. Im Geiste solcher

Weisungen arbeitete die erste Generation des polnischen Volkes nach dem Aufstande, unter vollständigstem Verzicht auf jedwedes politische Wirken alle ihre Kräfte den Entwicklungsgebieten der Industrie, der Wissenschaft, der Literatur, der Kunst zuwendend.

Auf dem Grunde solcher politischer Abstinenz lag der naive Gedanke, Rußland würde, wenn es sähe, daß die Polen aufhören „Anruhen“ zu stiften und nicht mehr daran denken, sich vom Reiche loszureißen, ihre Verfolgung aufgeben und ihnen eine normale Entwicklung gestatten. Dieser Täuschung gaben sich ursprünglich in gleichem Maße Konservative, fortschrittliche und sozialistische Elemente hin. Erst nach Jahren begann eine Ernüchterung Platz zu greifen, als es sich zeigte, daß das Einstellen aller politischen Wirksamkeit durch die Polen nicht nur die Schärfe des antipolnischen Systems nicht milderte, sondern sogar die Regierung zur Verstärkung ihrer Russifizierungsaktion ermutigte. Mit der Zeit der höchsten Loyalität der polnischen Gesellschaft fielen die schärfsten Repressionen zusammen: die völlige Entfernung der polnischen Sprache aus Schulen, Gerichten und Ämtern, blutige „Befehlungen“ der unierten Bevölkerung zur Orthodorie, Vertreibung der Polen aus immer mehr Stellungen nicht nur im Verwaltungsdienste, sondern auch bei den Eisenbahnen usw. usw.

Das Lager „organischer Arbeit“ beginnt sich infolgedessen bald zu spalten. Die radikalen Elemente fangen an, neue Wege zu suchen. Die Tradition der Aufstände beginnt nach und nach wieder aufzuleben, während auf der anderen Seite die konservativen Elemente vom vollständigen Verzicht auf jede Politik einer auf neue Grundlagen gestützten Politik sich zuwenden — dem Ausgleiche mit der russischen Regierung.

III.

Die polnischen aristokratischen und überhaupt die grundbesitzenden Kreise beschlossen, ihre galizischen Landsleute nachzuzahlen, denen es in einem entsprechenden geschichtlichen Augenblicke gelungen war, das Vertrauen der Habsburger Dynastie zu gewinnen und, nach Verzicht auf den Gedanken eines Kampfes gegen Oesterreich, für Galizien die Autonomie und für sich selbst die bestimmende Herrschaft darin zu erlangen. Die polnischen Konservativen im Königreiche eröffnen also Bemühungen, um die russische Regierung zu überzeugen, daß die Polen auf separatistische Bestrebungen verzichtet hätten und als loyale Untertanen von der Gleichberechtigung mit den übrigen Reichsuntertanen Gebrauch machen wollen; dies erfordere einen Wechsel im ganzen System der Behandlung der Polen, mit anderen Worten das Einstellen der Russifizierung und die Aufhebung aller

antipolnischen Maßregeln. Auf den Boden dieses Programms stellte sich die polnische Aristokratie zusammen mit dem überwiegenden Teile der Vertreter des großen und des mittleren Grundbesitzes und dem von ihnen abhängigen Teile der Intelligenz. Auf diese Weise entstand die Ausgleichspartei (*Partya ugodowa*), der sich die Großbourgeoisie und die Finanz zusammen mit der ihnen zugehörigen Intelligenz anschlossen. Ihr tätiges Auftreten begann im Augenblicke des Todes Alexanders III. Es bestand in einer Reihe von Loyalitätsmanifestationen gegenüber der russischen Regierung (ein Kranz auf den Sarg des Zaren Alexanders III., eine Deputation zur Krönung Nikolaus II. in Moskau, ein feierlicher Empfang des Zaren in Warschau im Jahre 1897 usw.).

Alle Bemühungen der Ausgleichspartei führten zu keinem Ziele, da sie dem entschiedenen und rücksichtslosen Widerstande der russischen Bureaucratie begegneten, die unter keinen Umständen auch nur auf ein Teilchen ihrer Macht zugunsten anderer verzichten wollte und die Russifizierungspolitik als eine ungeheure, unerschöpfliche Einnahmequelle für Zehntausende von Familien karrieremachender Russen betrachtete, mit denen die „Grenzländer“ überflutet werden. Die sterile Politik der konservativen Ausgleichspartei kompromittierte deren Führer vor der polnischen Gesellschaft, die sie mit wachsender Verachtung behandelte und schließlich zu völliger Passivität zwang, aus der die Ausgleichspartei erst durch die Ereignisse nach der Revolution von 1905 wieder hinausgedrängt wurde.

Während im Schoße des Landadels und des Bürgertums die Ausgleichspartei sich bildete, reiften in anderen Teilen der polnischen Gesellschaft die Keime anderer Parteigruppierungen. In der Intelligenz, die ursprünglich einmütig unter dem Losungsworte „organischer Arbeit“ arbeitete, erfolgte eine Differenzierung. Ein Teil dieser Intelligenz trat, wie wir schon erwähnt haben, in das Ausgleichslager ein. Die übrigen gelangten auf anderem Wege von der völlig apolitischen zur politischen Betätigung.

Im sozialistischen Lager, unter Leitung der Jugend, die mit dem Sozialismus aus russischen, revolutionär-anarchistischen und aus deutschen, sozialdemokratischen Quellen bekannt geworden war, kam diese Wendung zur Politik vor allem zum Ausdruck in der Solidarifizierung mit der terroristischen Tätigkeit der russischen Partei „*Narodnaja Wola*“; mit dieser schloß die polnische revolutionär-sozialistische Partei „*Proletaryat*“ einen förmlichen Pakt, wodurch sie sich nach einer siegreichen Revolution völlige Selbständigkeit auf dem polnischen Gebiete wahrte. Gleichzeitig mit dem „*Proletaryat*“ entsteht zu Beginn der achtziger Jahre die sozialistische Organisation „*Lud Polski*“ (Das polnische Volk), die als Ziel der künftigen polnischen

Revolution staatliche Unabhängigkeit voranstellt. Die erste der oben-erwähnten Richtungen war die stärkere, da sie energischere Leiter besaß, doch mit der Zeit gewannen die Tendenzen der zweiten Richtung im polnischen Sozialismus die Oberhand.

Neben dem sozialistischen Lager begann sich in den achtziger Jahren ein anderes radikales zu bilden, das in sich die Intelligenz zusammenfaßte, die sich auf die Bauern und das Kleinbürgertum stützen wollte und die Zukunft Polens in den national aufgeklärten Volksmassen erblickte, die dank ihrer numerischen Kraft mit der Zeit sich auf Rußland werfen könnten, um die Unabhängigkeit Polens zu erkämpfen. Unter diesen Losungsworten entsteht im Jahre 1886 in der Emigration die „Liga Narodowa“ (Nationale Liga), die später zum Keime der nationaldemokratischen Partei wird.

IV.

Auf dem Nährboden des stetig wachsenden Druckes der Russifizierungsbestrebungen, die geradezu auf die Vernichtung des polnischen Elementes hinsteuerten, keimte der wiedergeborene Gedanke der Unabhängigkeit immer üppiger empor. Die im Jahre 1892 entstandene Polnische Sozialistische Partei (die sogenannte P. P. S.) fügt das Streben zur Unabhängigkeit Polens ihrem Programme als obersten Punkt ein. Dasselbe tut die einige Jahre später von der Nationalen Liga gegründete Nationaldemokratie. Diese beiden Parteien — die eine eine Arbeiterpartei, die andere eine bäuerlich-kleinbürgerliche — stellen sich den Kampf um die Unabhängigkeit vor als einen bewaffneten aufständischen Kampf mit Rußland als jener Macht, die die größte Zahl von polnischen Untertanen und den größten Teil des alten Polen mit seiner Hauptstadt Warschau besitzt. Über den Termin wie über die praktischen Fragen des künftigen Aufstandes gegen Rußland hatte ursprünglich keine dieser Parteien klare Vorstellungen. Doch stimmten beide überein, daß der entsprechende Augenblick zur Fahnenenerhebung der Unabhängigkeit Polens der Ausbruch eines europäischen Krieges sein werde (womit man in Polen stets rechnete), in dem sich Rußland in einer schwierigen Lage befände.

In die neunziger Jahre fällt die größte Entfaltung der beiden antirussischen Parteien. Die P. P. S. umfaßte mit ihrem Einflusse immer weitere Massen der arbeitenden Bevölkerung in den Fabrikszentren des Königreichs Polen und Litauens, sie drang selbst auf das flache Land und gruppierte eine zahlreiche Intelligenz um sich.

Die geheime Presse der P. P. S. verbreitete sich in einer ungeheueren Zahl von Exemplaren durch das ganze Land. Es gab keinen noch so verlassen Winkel, in dem nicht eine geheime Organisation der P. P. S. bestand, trotz schrecklicher Verfolgungen, von denen ihre Anhänger betroffen wurden, trotz vieler Hunderte, die man nach Sibirien verschickte. Die Nationaldemokratie, deren Führer mit Roman Dmowski an der Spitze sich als Emigranten in Galizien niederlassen, führt ebenfalls eine antirussische Agitation mit Hilfe von Publikationen, die entweder im Lande selbst insgeheim herausgegeben, oder über die Grenzen auf Schleichwegen eingeführt werden.

In dem Maße als die Hoffnungen der Ausgleichspartei bankrott wurden und das ganze Fiasko ihrer Politik an den Tag trat, in dem Maße wieder, als auf der anderen Seite die antipolnische Bedrückung durch die Regierung wuchs, ging aus dem Lager des Ausgleiches eine Sezession in die Reihen der Nationaldemokratie vor sich. Die Intelligenz, die Geistlichkeit, das Kleinbürgertum, ein bedeutender Teil der Grundbesitzer, besonders der mittleren, stärkt das Lager der Nationaldemokratie, die mit dem Zustrome dieser sozial gemäßigten Elemente ihren alten gesellschaftlichen Radikalismus einbüßt. Sie will aber die volklichen Elemente nicht von sich stoßen, sie läßt an Stelle ihres alten wirtschaftlich=sozialen Radikalismus eine radikale nationalistische Phraseologie treten, die sich nicht bloß gegen den äußeren Feind — Rußland — kehrt, sondern ebenso gegen die Ruthenen, Juden, Litauer usw.

Beim Ausbruch des russisch=japanischen Krieges bestanden im Königreiche Polen drei politische Lager: die Ausgleichspartei, völlig passiv und untätig infolge ihrer vollständigen Kompromittierung durch die Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen bei der Regierung; die Nationaldemokratie, stark durch die Mannigfaltigkeit ihrer Einflüsse, mit denen sie Bruchteile fast aller gesellschaftlichen Schichten, einen Teil der Arbeiterschaft nicht ausgenommen, umfaßte; die P. P. S., mit mächtigen Einflüssen auf die großen Arbeitermassen und zum Teile auch auf die ländliche Bevölkerung. Außerdem bestanden noch ganz kleine Gruppen von Fortschrittlern unklarer Schattierung, die zwischen der Nationaldemokratie und der P. P. S. schwankten, und die sehr schwache doktrinär=kosmopolitische Sozialdemokratie des Königreichs Polen und Litauen, von Rosa Luxemburg begründet und von einer Gruppe polnisch=jüdischer Intelligenz geleitet.

V.

Der japanische Krieg und der durch ihn beschleunigte Ausbruch der Revolution in Rußland veranlaßte bedeutende Änderungen in

der Gruppierung der polnischen Parteien. Die Perspektive einer Umwandlung Rußlands in einen konstitutionellen Staat leuchtete auf, und damit also die Hoffnung, es würde möglich werden, das Russifizierungssystem zu beseitigen und für die Polen auf dem Boden der russischen Staatlichkeit nationale Rechte zu erobern. Die polnischen Arbeitermassen erwiesen sich sehr zugänglich für die Schlagworte der Revolution, die das ganze Reich umfaßte. An dieser Revolution nimmt die P. P. S. ungemein tätigen Anteil. Die elementare Bewegung der Massen ermöglicht auch der vorhin schwachen Sozialdemokratie des Königreichs Polen und Litauens, eine hervortretende Rolle zu spielen. Es schieben sich in den Vordergrund auch die Gruppen der Fortschrittler, die vorhin überhaupt keine selbständige Rolle gespielt hatten, und konsolidieren sich zur „Postepowa Demokracja“ (P. D.: fortschrittliche Demokratie). Gegen Ende des Jahres 1905 steht die ganze polnische Gesellschaft, alle ihre Parteien auf dem gemeinsamen Boden einer Forderung: Autonomie für das Königreich Polen.

Da unter dem Einflusse der Niederlagen im fernen Osten und der revolutionären Gärung, die das ganze Reich umfaßte, die russische Regierung ziemlich bedeutende Zugeständnisse machen mußte, konnte ein großer Teil dessen, was früher verboten und illegal war, sich öffentlich kundgeben. Am eifrigsten nützte dies die Nationaldemokratie aus, deren Führer mit Dmowski an der Spitze von der Emigration aus Galizien nach Warschau zurückkehrten. Die Nationaldemokratie stellte sich auf den Boden der russischen Staatlichkeit, entsagte jedweder revolutionären Tradition und beschloß, sich zur führenden Partei in der polnischen Gesellschaft aufzuschwingen.

Sie nützte ihre paradoxe Stellung aus, die es ihr ermöglichte, sich auf Landadel, Bürgertum und den Klerus zu stützen und zugleich Einfluß zu haben auf die Bauern und einen Teil der Arbeiterschaft. Sie trat also gegenüber der russischen Regierung und der russischen Gesellschaft auf als eine Vertretung aller jener Elemente der polnischen Nation, die mit der revolutionären Bewegung nichts gemein haben; sie trat auf im Namen der Elemente der Ruhe und Ordnung. Der Führer der Nationaldemokratie Dmowski wandte sich sogar an Witte mit dem Vorschlage, daß seine Partei um den Preis der Autonomie des Königreiches Polen die revolutionäre Bewegung auf dem Gebiete des Königreiches ohne Hilfe der Regierung ersticken werde.

Die russische Regierung wies dieses Angebot zurück und führte statt dessen am 10. November 1905 im Königreiche Polen den Kriegszustand ein, der es den Polen in weitem Ausmaße unmöglich machte, von jenen „konstitutionellen“ Freiheiten Nutzen zu ziehen, welche sich

durch das Manifest vom 30. Oktober auch auf sie erstreckten. Es begann ein rücksichtsloser Kampf mit der Revolution, wobei man den Begriff „Revolution“, soweit es sich um Polen handelte, auch auf alle jene Bestrebungen ausdehnte, die dem polnischen Volke normale Entwicklungsbedingungen auf dem Gebiete des Schulwesens u. dgl. sichern sollten. Die russische Regierung schickte die Mitglieder der Kampforganisation der P. P. S. an den Galgen, aber zugleich rottete sie die polnischen kulturellen Institutionen aus, die in den Jahren 1904 und 1905 entstanden waren. In den Jahren 1906 und 1907 fielen alle polnischen Schulen und Bildungsinstitutionen überhaupt zum Opfer und zugleich wurden die Rechte der polnischen Sprache im polnischen privaten Schulwesen immer strenger, neuen Beschränkungen unterworfen. Die Zahl der Abgeordneten aus dem Königreiche wurde von 37 auf 14 herabgemindert, worunter zwei obligatorische Mandate für Russen.

VI.

Gleichzeitig mit der wachsenden gegenrevolutionären Reaktion, die auf die Wiederherstellung des alten zarischen Despotismus hinielte, wuchs in der russischen Gesellschaft der nationalistische Chauvinismus, der sogar die fortschrittlichen Kreise erfaßte. Das russische „Parlament“ wurde zu einer allen fremdvölkischen Untertanen des Zaren feindlichen Institution, und infolgedessen gingen von ihm Schläge aus, wie sie gegen die Polen selbst vom zarischen Despotismus in der „vor konstitutionellen“ Ära nicht gerichtet worden waren. Ein Teil der östlichen Gouvernements des Königreichs Polen, die sogenannte Chelmezyzna (Chelmerland) wurde abgetrennt und die polnisch-katholische Majorität dieser Provinz wurde russifizierenden Ausnahmegesetzungen unterworfen. Die Warschau-Wiener Bahn wurde auf Grund eines Dumabeschlusses verstaatlicht und infolgedessen fanden sich mehrere Tausend Familien polnischer Eisenbahner auf dem Straßenpflaster. Dagegen begegneten Regierungsvorlagen mit gewissen Zugeständnissen an die Polen (z. B. das Projekt der städtischen Selbstverwaltung) dem bedingungslosen Widerstande des russischen Parlamentes.

Dies alles konnte nicht ohne den entsprechenden Einfluß auf die Evolution der politischen Parteien in Polen bleiben. Die allgemeine Enttäuschung über die Möglichkeit, die Autonomie des Königreichs Polen zu erlangen, zugleich mit dem vollständigen Unglauben an die Wirksamkeit aller wie immer gearteter Bemühungen der polnischen Repräsentanz in der Duma riefen auf der einen Seite tiefgehende Entmutigung und Apathie hervor, auf der anderen Seite ein Streben, neue Wege für die politische Tätigkeit zu finden.

Die P. P. S. befreite sich vor allem von den opportunistischen Elementen, die sich ihr aus der Sozialdemokratie des Königreiches Polen und Litauens genähert und mit ihr die Sisyphusarbeit geleistet hatten, die sogenannten „legalen Möglichkeiten“ auf dem Boden der russischen Scheinkonstitution auszunützen; die P. P. S. kehrte nun zu ihrem alten Programm zurück. Rücksichtsloser Kampf mit Rußland um die Unabhängigkeit Polens, bewaffneter Kampf im Falle eines europäischen Krieges an der Seite der Feinde Rußlands — dies wurde nunmehr zum Losungsrufe der P. P. S. Unter diesem Losungsrufe führte sie ihre Propaganda in den Massen mit Hilfe geheimer Organisationen und Publikationen, bildete zugleich Keime von militärischen Organisationen aus, die im gegebenen Augenblicke zu Kadern der künftigen polnischen Armee werden sollten.

Die Nationaldemokratie beginnt seit dem Jahre 1906 zu zerfallen. Ihr Verzicht auf die antirussischen revolutionären Traditionen machte ihr die Jugend, die Arbeiter und einen bedeutenden Teil der Bauern abspenstig. Diese Elemente fallen von ihr ab, bilden selbständige Parteiorganisationen — selbstverständlich geheime. Sie alle stellen sich auf den Boden des Kampfes gegen Rußland unter der Fahne der Unabhängigkeit Polens. Sie alle treten im Laufe der Zeit an praktische militärische Vorbereitungen heran.

Auf diese Weise bildete sich im Königreiche Polen neben dem offen wirkenden Ausgleichslager das geheime Lager der Unabhängigkeitsparteien. Und der Kampf zwischen diesen beiden Lagern ist das hervorstechendste Merkmal des polnischen politischen Lebens der letzten Jahre. Das Lager des Ausgleiches hat die Zukunft Polens mit den Schicksalen des russischen Staates verknüpft, und es begründet diese Stellungnahme durch eine Argumentation, für die verschiedene Teile der Gesellschaft empfänglich sind. Die Konservativen, also die Repräsentanten vor allem der Interessen der Großgrundbesitzer, in der Partei der Realpolitik gruppiert, sind grundsätzlich Gegner jedweden revolutionären gegen den Staat gerichteten Kampfes, und sie erblicken im staatlichen Aufbau Rußlands einen Hort für die Klassenprivilegien der besitzenden Schichten. Durch dieselben Motive wird auf dem Boden des Ausgleiches mit Rußland auch das Bürgertum festgehalten, das sich an den Loyalismus für die russische Regierung nicht bloß deshalb klammert, weil diese Regierung der Vertreter der Fabrikanteninteressen gegenüber den Arbeitern ist, sondern auch deshalb, weil die Industrie gewisser Bezirke des Königreiches (Łódź) in bedeutendem Maße von den russischen Märkten lebt. Ein bedeutender Teil des Kleinbürgertums wieder sieht in der Herrschaft Rußlands eine Garantie gegen die Gleichberechtigung der Juden, mit denen die aufblühenden polnischen

Gewerbe und der Handel konkurrieren. Die Furcht vor Germanisation, hervorgerufen durch die preußische Ostmarkenpolitik, ist vielleicht der allerstärkste Faktor des polnischen „Russophobismus“. Denn sie wirkt auf die polnische Gesamtheit überall gleich stark ein, um so mehr als es Rußland verstand, diese Furcht in sehr geschickter Weise auszunutzen, indem es durch nachdrückliche Agitation in der Presse den Eindruck hervorrief, als ob die Quelle aller antipolnischer Maßnahmen Rußlands Berlin wäre, das durch seine Einflüsse alle Zugeständnisse zugunsten der Polen verhindere. Die Nationaldemokratie hat die „preußische Gefahr“ zu einem der Haupttrümpe ihrer demagogischen Politik gemacht, indem sie sich bemüht, dem kritiklosen Teile der Gesellschaft einzureden, daß das Unabhängigkeitslager, wenn es auch nicht durch „preußische Mark“ erhalten werde, so doch jedenfalls pour le roi de Prusse handelt.

Die Bekämpfung der Unabhängigkeitsbewegung durch die Nationaldemokratie wurde auch noch dadurch erleichtert, daß die nationaldemokratischen Organe offen erscheinen und die ganze Gesellschaft erreichen können, während die Agitation für die Unabhängigkeit nur insgeheim, mit Hilfe örtlicher illegaler Organe oder nur durch solche geführt werden kann, die auf Schmuggelwegen aus Galizien ins Land gelangen.

VII.

Und gerade auf galizischem Boden kam es zu einer Konzentration aller Unabhängigkeitsorganisationen des Königreiches Polen durch Bildung (im Herbst 1912) der „Provisorischen Kommission der konföderierten Unabhängigkeitsparteien“ (Komisya Tymczasowa Skonfederowanych Stronnictw Niepodleglosciowych), der auch jene galizischen Parteien beitraten, die erkannten, daß die Zukunft Polens in der Losreißung der von Rußland annektierten Provinzen liegt, in der Losreißung mit Hilfe eines bewaffneten Kampfes, den polnische militärische Kräfte an der Seite Österreichs zu führen hätten. Die „Provisorische Kommission“ nahm die Leitung der gesamten antirussischen Unabhängigkeitsbewegung in ihre Hände, und dadurch wurde auf der einen Seite das vom 6. auf den 7. August 1914 erfolgte Eindringen von Schützenabteilungen unter dem Kommando Joseph Pilsudskis in das Gebiet des Königreiches vorbereitet, auf der anderen Seite die Bildung des Obersten National-Komitees und die Umwandlung der Schützenorganisationen in polnische Legionen, die auf Seiten der verbündeten Heere gegen Rußland kämpften.

Mit dem Ausbruch des Krieges und mit dem Beginn der Heeresdurchmärsche durch das Gebiet des Königreiches Polen trat das polnische politische Parteileben in eine neue Phase ein. Trotzdem

die Kampflinie das Königreich in zwei Teile trennte, die gegenseitige Verständigung der Bevölkerung diesseits und jenseits der Linie ungemein erschwerend, ist die Kontinuität der politischen Wirksamkeit von beiden Teilen ständig erhalten. Das Manifest des Großfürsten Nikolajewitsch ist in den Händen der Nationaldemokratie zu einem prächtigen Trumpf für den weiteren Kampf gegen die Unabhängigkeitsbewegung geworden. Auch die Augustkatastrophe von Kalisch wurde von ihr ausgenützt — wer weiß, ob nicht wirksamer, als die Versprechungen des russischen Oberbefehlshabers, die die Polen mit der Aussicht auf nationale Vereinigung und auf Autonomie täuschen. Ein Teil der Gesellschaft des Königreiches Polen — die Nationaldemokraten, ein Teil der konservativen Realisten und eine Handvoll Fortschrittler — stellte sich auf den Boden der großfürstlichen Versprechungen und vor allem auf einen anti-preußischen Boden. Ein anderer Teil — die P. P. S. und verschiedene Gruppen, die im Laufe der letzten Jahre von der Nationaldemokratie abgefallen sind und die nichtsozialistischen Parteien des Unabhängigkeitslagers bildeten — hat sich mit der Tätigkeit der Legionen solidarisiert, die an der Seite Oesterreichs kämpfen. Zwischen diesen zwei Lagern entspann sich ein heftiger Kampf, ein Kampf vor allem um die Eroberung des Einflusses auf die Majorität der polnischen Gesamtheit im Königreiche, die neutral und passiv bleiben wollte, ohne sich für irgendeine der kämpfenden Parteien zu erklären.

Dieser Kampf dauert noch immer an, doch schon heute unterliegt es nicht dem geringsten Zweifel, welcher Seite sich der Sieg zuneigt. Während die Jugend sich zu Tausenden von allen Orten des Königreiches, die von den russischen Heeren verlassen werden, zu den antirussischen Legionen drängt, haben die Versuche zur Schaffung analoger polnischer Legionen auf Seite Rußlands mit dem vollständigsten Fiasco geendet. Die Tätigkeit des Warschauer Nationalkomitees, das etwas dem Obersten Nationalkomitee auf dieser Seite der Kampflinie Analoges sein sollte, ist von kompromittierender Wichtigkeit. Das Komitee wird nicht bloß von der in Warschau sich üppig entfaltenden geheimen antirussischen Presse (mehr als zehn verschiedene Blätter) bekämpft, sondern auch von einer ganzen Reihe von legal erscheinenden Blättern in dem ganzen von den russischen Armeen noch besetzten Landesteile. Gewichtige, und sogar konservative Gruppen der Gesellschaft sprechen dem Komitee ihr Mißtrauensvotum aus. In der Nationaldemokratie entstehen weitere Spaltungen und Sezessionen; dasselbe sehen wir bei den Realisten und bei den Fortschrittlern. Völliger Unglauben gegenüber russischen Versprechungen und Sympathie für die Tätigkeit und die Idee der in den Reihen der Feinde Rußlands kämpfenden Legionen erfährt

immer weitere Kreise der polnischen Gesellschaft auf der anderen Seite der Kampflinie. Dagegen hat in den Gebieten, die von den verbündeten Heeren Deutschlands und Osterreich-Ungarns besetzt sind, die Tätigkeit der Unabhängigkeitsparteien, die solidarisch unter dem Losungsworte der Losreißung des Königreiches von Rußland auftreten und die Legionen unterstützen, in der öffentlichen Meinung vollständig das Übergewicht gewonnen. Wenn bisher diese Meinung sich noch nicht völlig offen und durch den Mund öffentlich wirkender örtlicher Organisationen der Bürgerschaft im antirussischen Sinne ausspricht, so erklärt sich dies ausschließlich durch die Unsicherheiten der strategischen Lage und durch den Mangel entscheidender Garantien für die Zukunft des vom russischen Joche befreiten Königreiches.

Die Ukraine

Von Eugen Lewický, Mitglied des österreichischen Reichsrats.

Es ist keine leichte Sache, über die Ukraine zu schreiben, denn das unglückliche ukrainische Volk wurde nicht nur unterdrückt, nicht nur vom russischen Zarentum ausgebeutet und niedergeschlagen, sondern unsere Feinde haben auch dafür gesorgt, daß wir aus der Öffentlichkeit, ja auch aus der Karte Europas überhaupt gestrichen wurden. Bereits Peter der Große, der Begründer des russischen Zarenreiches, erließ im Jahre 1720 einen Ukas, durch welchen der Gebrauch der ukrainischen Sprache in der Literatur ohne weiteres verboten wurde; Katharina II. machte aus ukrainischen Gebieten russische Gouvernements; und die russischen Gelehrten haben sich alle Mühe gegeben, um die ukrainische Geschichte für das Großrussentum zu „annektieren“, damit wir überhaupt aus der europäischen Geschichte verschwinden. So ist es leider dahin gekommen, daß wir lange Zeit in Europa nicht genannt wurden, obgleich wir im Mittelalter eine hervorragende Stelle einnahmen und einen mächtigen Staat bildeten, und zwar zu einer Zeit, wo Rußland, im Sinne der Präponderanz moskowitischer Stämme, noch überhaupt nicht bekannt war und die moskowitzischen Fürstentümer ganz im Norden unbemerkt ihr Leben fristeten. Die letzten Jahre haben aber eine Änderung in dieser Beziehung eintreten lassen; es wird schon immer mehr dafür Sorge getragen, daß die Öffentlichkeit sich mit der ukrainischen Frage beschäftigt, damit in dieser Stunde der Geschichte über unser Volk nicht einfach zur Tagesordnung übergegangen wird.

Die Ukraine ist jenes Gebiet, das sich vom Sanfluß im Westen bis zum Donflusse im Osten erstreckt. Es ist somit ein großer Länderstreifen, welcher bis zu den Küsten des Schwarzen Meeres und des Asowschen Meeres reicht. Gegen Norden erstreckt sich dieses Gebiet bis zum Pripetflusse, im Süden lehnt es sich an die Karpathen an, an das Jajlagebirge, an das Schwarze und das Asowsche Meer, schließlich im Südosten an den Kaukasus und den Kubanfluß. Es ist, bei Berücksichtigung des einheitlichen ukrainischen Territoriums allein, eine Fläche von 680 000 qkm, also ein Gebiet,

das sich mit den Großmächten Europas vergleichen läßt.*) Denn es ist fast ebenso groß wie Österreich-Ungarn mit 675 000 qkm, viel größer als Frankreich und, was insbesondere von politischer Bedeutung ist, um 150 000 qkm größer als der ganze Balkan.

Daß dieses Gebiet sich für eine selbständige Staatenbildung eignet, beweisen seine eben bezeichneten Grenzen. Denn auch vom militärischen Standpunkte aus betrachtet, gibt es fast nach allen Richtungen günstige natürliche Verteidigungsmöglichkeiten, wie die Karpathen, der Kaukasus und das Jajlagebirge im Süden, die Sümpfe am Pripettflusse im Norden und der Sanfluß mit seiner berühmt gewordenen Festung von Przemyśl, die sich in militärischer Hinsicht ganz gut ausnutzen lassen.

Was die Bevölkerung anbetrifft, so haben wir lange Zeit keine Statistik der ukrainischen Bevölkerung in Rußland gehabt. Erst im Jahre 1897 hat sich die russische Regierung, wahrscheinlich mehr aus strategisch-militärischen Gründen, gezwungen gesehen, eine Nachweisung der Nationalitäten durchzuführen. Nach dieser offiziellen russischen Statistik, welche für uns ganz gewiß nicht vorteilhaft ist, zählte die ukrainische Bevölkerung bereits im Jahre 1897 über 27 Millionen. Wenn man dazu die ukrainische Bevölkerung in Österreich-Ungarn rechnet, und zwar die Ukrainer in Ostgalizien, in Nordungarn und in der Bukowina (rund 4 200 000 Einwohner), so unterliegt es keinem Zweifel, daß die ukrainische Bevölkerung zum mindesten mit 32 Millionen auf einem festen Territorium angenommen werden kann und auch so von berufenen Statistikern angenommen wird. Es wurde öfters behauptet, sowohl von polnischer als auch von russischer Seite, daß zwar die ukrainische Bevölkerung tatsächlich über 30 Millionen ausmache, daß aber die polnische bzw. russische Kultur und die polnische bzw. russische Kolonisation bereits so weit vorgeschritten wären, daß wegen dieser Kolonisierung die Polen bzw. die Russen angeblich ein historisches Recht auf die Ukraine erlangt hätten. Nun wird sich jeder objektiv Denkende aus den statistischen Darlegungen überzeugen können, daß die obige Anmaßung beider Gegner des ukrainischen Volkes gar nicht zutrifft.

Innerhalb der Ukraine unterscheidet man drei Gebiete. Der Dnjepr bildet die Naturgrenze zwischen rechts- und linksseitiger Ukraine, während der im Süden sich ausbreitende Teil die südliche oder Steppen-Ukraine heißt.

Nach der russischen Statistik ergeben sich folgende Zahlen hin-

*) Das Gesamtgebiet (einschl. der Enklaven), welches von Ukrainern bewohnt wird, wird mit 850 000 qkm berechnet.

sichtlich des Verhältnisses der Nationalitäten im ukrainischen Gebiete:

Die rechtsseitige Ukraine besteht aus zwei russischen Gouvernements, Wolhynien und Podolien. In Wolhynien waren nach der bereits erwähnten Zählung von 1897 insgesamt 3 850 000 Einwohner vorhanden. Davon waren nicht weniger als 70% Ukrainer. In dem Rest von 30% waren die Russen nur mit 3%, die Polen mit 6% vertreten. Die größte Restzahl (13%) kommt auf die Juden, die weder den Polen noch den Russen zugezählt werden können. Außerdem sind in Wolhynien auch deutsche Kolonisten, die der Zahl nach den Polen nahekommen (6%). Das Territorium ist demnach unstreitbar ukrainisch. Noch günstiger aber sind die Verhältnisse in Podolien. Dort hatten wir im Jahre 1897 eine Bevölkerung von 3 740 000, davon waren 81% Ukrainer. Vom unbedeutenden Reste von nur 19% entfielen auf die Juden 9%, auf die Russen 3% und die Polen 2%. Zur rechtsseitigen Ukraine muß schließlich auch das neugebildete Gouvernement Chelm gerechnet werden, in dem die Ukrainer ebenfalls die Mehrheit der Bevölkerung ausmachen.

Die linksseitige Ukraine umfaßt die drei großen russischen Gouvernements Tschernigow, Poltawa und Charkow. In Tschernigow waren rund 3 Millionen Einwohner, darunter 86% Ukrainer. Poltawa hatte $3\frac{1}{2}$ Millionen Bevölkerung, davon 98% ukrainischen Stammes. Der Rest von 2% ist so unbedeutend, daß er überhaupt gar nicht in Betracht kommt. Schließlich waren 3 060 000 Einwohner in Charkow, davon 70% Ukrainer.

Der dritte Teil der russischen Ukraine, also die südliche oder Steppen-Ukraine, setzt sich zusammen aus den drei russischen Gouvernements Jekaterinoslaw, Cherson und Taurien. Sie hatte im Jahre 1897 eine Bevölkerung von 6 295 076, darunter 3 529 529 Ukrainer, 56%. Dieser Teil der Ukraine ist national sehr stark gemischt, befinden sich doch auf diesem Gebiete außer Ukrainern, die eine überwiegende Mehrheit haben, noch Russen, Deutsche, Juden, Polen, Tataren, Armenier, Bulgaren u. a., aber die nichtukrainische Minderheit ist so zersplittert, daß sie ebenfalls gar nicht in Betracht kommt. Relativ günstig sind in dieser Minderheit die Deutschen vertreten, die 4,5% der Bevölkerung ergeben.

Diese Zahlen beweisen nun am besten, daß wir es auf dem ukrainischen Gebiete Rußlands tatsächlich mit einer einheimischen kompakten Masse der ukrainischen Bevölkerung zu tun haben, und daß die polnischen und russischen Nationalitäten zu unbedeutend sind, um bei der Änderung der politischen Verhältnisse eine Rolle zu spielen, und um so weniger irgendwelches „Recht“ auf das Gebiet

schon mit Rücksicht auf ihre verschwindende Minderheit beanspruchen können.

Ich habe bereits über die zwei ersten und dabei wichtigsten Voraussetzungen der Staatenbildung, über das einheitliche Gebiet und die einheitliche nationale Bevölkerung gesprochen, jetzt komme ich auf den dritten wesentlichen Punkt zu reden, auf die nationale Vergangenheit und die Bestrebungen des ukrainischen Volkes.

Wie schon eingangs erwähnt, waren die Ukrainer bereits im 5. Jahrhundert auf dem jetzigen Boden ansässig, wo sie im 9. Jahrhundert einen mächtigen Staat gründeten. Dieses Staatswesen bestand aus mehreren Fürstentümern, die als ein Staatenbund unter der obersten Leitung des Großfürsten von Kijiw standen und das seine Unabhängigkeit vom 9. bis in das 14. Jahrhundert hinein zu behaupten vermochte. Die Ukraine war damals als der mächtigste Staat im Osten Europas allgemein bekannt und gefürchtet. Einer der größten ukrainischen Fürsten des 10. Jahrhunderts, Sjaslaw, hat sogar die Balkanhalbinsel, und zwar diejenigen Teile, die jetzt Bulgarien bilden, erobert. Sein Nachfolger, Wladimir der Große, stand in ständigen Beziehungen mit Konstantinopel, nahm das griechische Christentum im Jahre 988 an und trug viel dazu bei, daß sich die Verhältnisse immer günstiger für den ukrainischen, aufstrebenden Staat gestalteten. Insbesondere in handelspolitischer Beziehung war damals Kijiw die Metropole für den ganzen osteuropäischen Handelsverkehr. Die ukrainischen Kaufleute waren überall im Osten zu sehen, bei Samara, am Asowschen Meer, in Konstantinopel, in Alexandrien; sie standen im Verkehr mit den griechischen Kaufleuten, die zu jener Zeit eine hervorragende Rolle spielten. Ja es haben sich sogar besondere griechische Kolonien an der Küste des Schwarzen Meeres gebildet, wie z. B. Cherson, Olbia und Tiras, welche diesen Handelsverkehr vermittelten. So waren alle Voraussetzungen vorhanden, daß dieser Staat, der im ganzen Osten Europas ausschlaggebend gewesen wäre, sich noch weiter entwickeln konnte.

Leider kamen im Laufe des 12. und 13. Jahrhunderts bis nach Kijiw, das durch seinen Reichtum und seinen Handel die verschiedensten fremden Stämme anlockte, wilde Horden der Petschenegen und Kumanen von Osten her, die das Land und seine Kulturzentren vernichteten. Diese Verheerungen haben sich oft wiederholt und dazu Anlaß gegeben, die Metropole des ukrainischen Staates von Kijiw nach Halitsch, somit in das jetzige Galizien, zu verlegen, weil zu hoffen war, daß die Verheerungen im so entlegenen Gebiete sich weniger fühlbar machen würden. Trotz aller Verheerungen war das ukrainische Volk dennoch imstande, seine Un-

abhängigkeit noch ein ganzes Jahrhundert zu erhalten, nur daß an der Spitze ukrainischer Fürstentümer nicht mehr der Großfürst von Kijiw, sondern der Fürst von Halitsch und Wladimir stand. Die ukrainischen Fürstentümer treten dann im 13. und 14. Jahrhundert in nähere Beziehungen zum Westen, insbesondere zur römischen Kirche. Der galizische Fürst Danilo stand in so engen Beziehungen zu der römischen Kurie, daß er mit Einwilligung des Papstes im Jahre 1253 zum ukrainischen Könige von Galizien gekrönt wurde. Für seinen Sohn Leo hat derselbe Fürst Danilo die Hauptstadt von Galizien, Lemberg (Leopol, ukrainisch Lwiw) gegründet, die bis auf den heutigen Tag die galizische Hauptstadt geblieben ist. Der dritte Sohn des Danilo, Roman, heiratete eine Babenbergerin und war fähig, sich längere Zeit sogar auf dem österreichischen Throne zu halten, bis er der Ottokarschen Übermacht weichen mußte.

Allein bereits im 14. Jahrhundert war es den ukrainischen Fürsten nicht mehr möglich, trotz aller Allianzen und Beziehungen zum Westen, auch die Unabhängigkeit der ukrainischen Fürstentümer weiter zu erhalten. In das 13. Jahrhundert fallen nämlich (nach den bereits erwähnten Raubzügen der Kumanen und Petschenegen) die ersten Züge der Tataren, die bis nach Lemberg kamen und fast alle größeren Städte und Ortschaften der ukrainischen Gebiete vernichteten. Dies wiederholte sich dann nach ganz kurzen Unterbrechungen ständig, so daß schließlich die ukrainischen Gebiete vollkommen verwüstet waren. Die Folge davon war, daß diese Gebiete anderen Völkern, die mehr im Norden wohnten, ganz leicht in den Schoß fielen. Es waren dies zuerst die Polen und dann die Litauer, welche gegen das Schwarze Meer vordrangen; und so fielen diese verwüsteten Ländereien im Laufe des 14. Jahrhunderts teilweise an Litauen und teilweise an das Königreich Polen. Und doch haben einige ukrainische Fürstentümer auch dann noch relativ ihre Unabhängigkeit bewahrt, und zwar diejenigen, welche mit Litauen sich vereinigten; denn die litauischen Fürsten, die damals noch Krieg mit den Polen führten, haben sich der ukrainischen Sprache bedient, so daß tatsächlich auch nach der erfolgten Vereinigung nicht nur auf rein ukrainischem Gebiete, sondern auch in Litauen die ukrainische Sprache als Amtssprache litauischer Fürsten zur Geltung kam.

Der Drang vom Westen nach Südosten zwang leider die Litauer und die Polen, sich schließlich wieder zu vereinigen. Es kam zuerst eine Personalunion zwischen Litauen und Polen im Jahre 1386 zustande und dann die berühmte Lubliner Union im Jahre 1569, welche die vollständige Verschmelzung Litauens und Polens mit sich brachte. Für die ukrainischen Gebiete war aber die Verschmelzung beider Gegner in einen Großstaat sehr nachteilig,

denn alle Rechte, welche die polnischen Adelsfamilien in Polen hatten, wurden auch den litauischen Familien zuerkannt, so daß von nun ab an eine Konkurrenz der Litauer und Polen, welche den ukrainischen Fürstentümern beinahe zwei Jahrhunderte zustatten gekommen war, nicht mehr zu denken war. Im Gegenteil, die ukrainischen Gebiete wurden nach der Lubliner Union von Polen und Litauen als ein gemeinsames Ausbeutungsobjekt behandelt und ohne alle autonomen Rechte dem Königreich Polen als gewissermaßen eroberte Provinz einverleibt.

Damit aber schließt auch die erste Periode der Geschichte des ukrainischen Volkes, die Periode seiner Blütezeit und seiner staatlichen Selbständigkeit.

Mit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts beginnt die zweite Periode der ukrainischen Geschichte; sie dauert zwei weitere Jahrhunderte. Es ist die Periode des Kampfes um die Wiedererlangung der nationalen und staatlichen Unabhängigkeit. Das ukrainische Volk, welches von beiden Seiten, sowohl von seiten Polens wie auch seitens der Tataren und anderer wilder Horden vernichtet wurde, wollte die Waffen nicht strecken. Es hat aus sich selbst heraus wiederum eine Macht gebildet, die es verteidigen sollte — die Kosaken. Die im Süden gelegenen Gebiete der Ukraine wurden nämlich von Polen nicht verteidigt, weil Polen zu schwach war, um so große Gebiete des ukrainischen Landes mit eigenen Kräften verteidigen zu können. Infolgedessen hatte sich im Süden, an den Stromschnellen des Dnjeprflusses, ein besonderer Kriegerstand herausgebildet, der nach Art der mittelalterlichen Ritterorden organisiert war und den Namen „Kosaken“ annahm. Dieser Kriegerstand ist mit der jetzigen russischen Nachbildung durchaus nicht zu verwechseln. Der Kosakenstand befaßte sich in der ersten Zeit nur mit den Türken und den Tataren; aber nach und nach erweiterte er seine Aufgabe und trat als nationalukrainische Armee auf, die jahrelang einen erbitterten Kampf gegen die Polen und gegen Moskau führte, um die Unabhängigkeit der Ukraine wiederzuerlangen.

Interessant ist die Organisation dieses mittelalterlichen ukrainischen Kosakentums. An der Spitze der Organisation stand der Hetman, von allen Kosaken wie der Präsident einer Republik in freier Wahl gewählt. Ihm zur Seite stand ein Generalrat, der aus 16 Mitgliedern bestand. Dieser Rat hatte aber nicht nur militärische Gewalt, sondern auch die Verwaltung in Händen, so daß durch ihn unter der Leitung des Hetmans die ganze Ukraine auf allen Gebieten eine selbständige Verwaltung hatte und sich daher als eine durch und durch demokratische Republik darstellte.

Die Kämpfe, welche das Kosakentum führte, währten zwei volle Jahrhunderte.

Der erste große Kampf fällt unter die Hetmanschaft des Bohdan Chmelnyckyj. Es war im Jahre 1648, als dieser geniale Strategie eine Armee von über 200 000 Mann bildete und mit ihr ganz Polen unterwarf. Er errang dabei eine Reihe von glänzenden Siegen. Sogar den polnischen König Kasimir nahm er bei Zborow in Galizien gefangen und erzwang von Polen im Jahre 1649 den sogenannten Zborower Vertrag, in dem Polen tatsächlich die Unabhängigkeit des ukrainischen Staates unter der Führung des Kosakenhetmans anerkennen mußte. Aber die Verhältnisse waren für die Erhaltung dieses neu aufgerichteten Staates nicht günstig, denn die Polen hatten zwar nachgegeben, aber sich bald darauf hinter dem Rücken des Hetmans mit den Türken alliiert, so daß Chmelnyckyj die Gefahr drohte, nicht nur von den Polen, sondern auch von den Türken, umzingelt zu werden. Chmelnyckyj trachtete damals in der schwierigen Lage, in der er sich befand, ein Bündnis mit Schweden und mit Siebenbürgen abzuschließen. Allein diese Länder waren nicht vorbereitet, einen derartigen Kampf aufzunehmen, und Chmelnyckyj blieb nichts anderes übrig, als sich mit den Russen zu verständigen und die Ukraine an das moskowitzische Reich in der Form einer Personalunion anzuschließen. So kam der unglückselige Perejaslawer Vertrag vom Jahre 1654 zustande, in dem Moskau die vollständige staatliche Unabhängigkeit der Ukraine verbürgte. Die von Chmelnyckyj für sein Land erwirkte Personalunion zwischen der Ukraine und Moskau ging auch so weit, daß der Hetman berechtigt war, fremde Gesandten anzunehmen, somit gewissermaßen seine volle Souveränität behielt.

Die zweite wichtige Episode des Befreiungskampfes der Kosaken liegt im Jahre 1672. Im Vertrage vom Jahre 1667, dem Andrusower Vertrage, hatte sich Polen mit Moskau (schon nach der Perejaslawer Union) in der Weise gegen den gemeinsamen Feind, das ukrainische Volk, verständigt, daß sie die Ukraine, „brüderlich“ unter sich teilten, wobei die rechtsseitige Ukraine an Polen, die linksseitige Ukraine an Rußland fiel. Im Jahre 1672 trachtete nun die rechtsseitige Ukraine unter der Hetmanschaft des Peter Doroschenko, sich von Polen zu befreien. Peter Doroschenko schloß ein Bündnis mit der Türkei und zog an der Spitze der verbündeten Armeen in Polen ein, das besiegt und zum Vertrage von Buczac (1672) gezwungen wurde. In diesem Vertrage erhielt die rechtsseitige Ukraine ihre volle Selbständigkeit wieder, und zwar unter der Führung des Kosakenhetmans, der aber die Souveränität des Sultans anerkennen mußte.

Dies war der zweite große Versuch des ukrainischen Volkes, seine staatliche Unabhängigkeit wiederzuerlangen. Allein auch dieser Ver-

such mißlang dadurch, daß sich die Türken bereits im Jahre 1676 mit den Polen vereinigten und Doroschenko zum Rücktritt zwangen. Die rechtsseitige Ukraine kam dann wieder an die Polen zurück.

Der dritte umfassende Befreiungsversuch, der gegen Moskau gerichtet war, wurde unter der Hetmanschaft des Iwan Mazepa unternommen. Mazepa war Hetman der linksseitigen (russischen) Ukraine. Im 17. Jahrhundert schloß dieser geniale Politiker ein Bündnis mit dem schwedischen Könige Karl XII. und überredete ihn, in Rußland einzudringen, um die russische Macht zu brechen und den ukrainischen Staat im Interesse der von Rußland an der Ostsee bedrängten Schweden wiederherzustellen. Doch in der Schlacht bei Poltawa gelang es Peter dem Großen, die vereinigte schwedisch-kosakische Armee zu besiegen und Karl XII. und Mazepa mußten nach Konstantinopel flüchten. Nach dem Jahre 1709 war das ukrainische Volk vollständig erschöpft und nicht mehr imstande, von neuem einen Aufstand zu organisieren. Die Großrussen vereinigten sich schließlich mit den Polen und der Türkei zu einem Bündnis mit der Spitze gegen die politische und historische Existenz des ukrainischen Volkes. Laut dieser Vereinbarung sollte die Ukraine in drei Teile gespalten werden — die rechtsseitige Ukraine sollte den Polen zufallen, die linksseitige dagegen an die Russen kommen. Der südliche Teil der Ukraine sollte in eine Wüstenei verwandelt und als neutrale Zone unbesiedelt belassen werden. Dadurch wollte man eine Neuorganisation des Kosakentums verhindern und weitere Aufstände gegen einen der Verbündeten unmöglich machen.

Nach der „Vereinigung“ der Ukraine mit Rußland ging diese bald mit allen ihren „verbürgten“ Rechten zugrunde; dasselbe Los also, dem ein Jahrhundert später Finnland zum Opfer fiel. Nach dem Perejaslaver Vertrage sollte die Ukraine als ein selbständiger Staat mit Moskau verbunden werden, der Hetman seine volle Macht behalten, auch das Recht haben, mit anderen Mächten zu verhandeln. Der erste Schlag gegen diese souveräne Hetmanschaft erfolgte bereits gegen Ende des 17. Jahrhunderts bei der Wahl des Hetmans Mnohohrshnyj, indem letzterer auf das Recht der Hetmane, fremde Gesandten zu empfangen, für sich und seine Nachfolger verzichten mußte. Kurz darauf zwangen die Russen dem Hetman ein besonderes Kollegium auf, das zur Hälfte aus russischen Beamten bestand, angeblich, um ihm in der Verwaltung der ukrainischen Gebiete behilflich zu sein, tatsächlich aber dazu geschaffen, um den Hetman überhaupt zu beseitigen und die ganze Verwaltung der ukrainischen Gebiete an die Russen auszuliefern. Schließlich kam im Jahre 1764 die Hetmanschaftswürde überhaupt in Wegfall, und acht Jahre später wurden auch

die ukrainischen Gebiete in russische Gouvernements geteilt und dem einheitlichen russischen Staate einverleibt.

Auch persönlich verfolgte die russische Regierung die ukrainischen Führer, insbesondere diejenigen Kosakenfamilien, die irgendwelche Macht hatten. Die Hetmane wurden nach Sibirien geschickt, wie z. B. der bereits erwähnte Hetman Mnohohriskyj; sein Sohn und Nachfolger Samijlowytsch verfiel, weil er im Interesse der ukrainischen Rechte eine „unzulässige“ Agitation betrieb, als Aufwiegler dem Todesurteil. Das Urteil wurde auch vollstreckt. Schließlich ist noch eine besondere kosakische Organisation, die sogenannte „Setsy“, zu erwähnen, die sich bis zum Jahre 1775 zu erhalten wußte. Allein auch diese wurde von den Russen durch Verrat überwältigt, und der letzte Oberbefehlshaber derselben, Kalnyshenskyj, wurde in Einzelhaft interniert, in der er bis zum Jahre 1801, also volle 25 Jahre, unter unsäglichen Qualen schmachten mußte.

Der blutigen Verfolgung des ukrainischen Volkes wurde durch das einzig dastehende Verbot der ukrainischen Literatursprache die Krone aufgesetzt. Schon Peter der Große hatte den Gebrauch der ukrainischen Literatursprache untersagt; Katharina II. hat ebenfalls einen Ukas erlassen, durch den die ukrainische Sprache im amtlichen Verkehr verboten wurde. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde das Verbot erneuert, weil die Ukrainer sich, trotz aller Gewaltmaßregeln und Unterdrückungen, mit der Renaissance der europäischen Völker ebenfalls zum selbständigen nationalen Leben aufrafften.

Es entstand im Laufe des 19. Jahrhunderts eine neue ukrainische Literatur; der bekannte große Dichter Taras Schewtschenko stammt aus der Ukraine. Die Russen sahen, daß es doch gefährlich sei, wenn die ukrainische Nationalität weiterbestehen bliebe, und im Jahre 1876 tat der damalige Kultusminister Walujew den Ausspruch: „Es darf keine ukrainische Nation bestehen und keine ukrainische Literatursprache!“ Bald darauf wurde der berüchtigte Ukas vom Jahre 1876 erlassen, mit welchem der Gebrauch der ukrainischen Sprache in der Literatur, gerade so wie im Jahre 1720, ohne weiteres verboten wurde. Dieses Verbot wurde erst im Jahre 1905 nach der Revolution außer Kraft gesetzt.

Wie aber kam es, daß ein Volk mit einer großen Vergangenheit und überdies ein Volk von 30 Millionen Seelen — ein Volk, welches zwei volle Jahrhunderte einen erbitterten Kampf um die Wiederherstellung seiner staatlichen Unabhängigkeit geführt hat — doch zum Schluß nicht nur niedergeworfen, sondern auch auf eine so brutale Weise unterdrückt wurde? Diese Frage läßt sich sehr leicht

beantworten, wenn wir einen Blick auf die Geschichte von Osteuropa werfen.

Im allgemeinen gesagt, ist die ganze Geschichte Osteuropas bis Ende des 18. Jahrhunderts nichts anderes als ein erbitterter Kampf von mehreren Völkern um die Gebiete an der Ostsee und am Schwarzen Meere. Die ersten, welche diesen Kampf eröffneten, waren die Polen. Die Polen mußten ihre ersten Ansiedlungsgebiete zwischen Elbe und Oder unter dem Drucke höher entwickelter germanischer Stämme aufgeben und weiter nach Osten, von der Oder nach der Weichsel, zurückgehen. Die Folge davon war, daß sie mit der Zeit ihre ganze Politik gegen Süden und gegen Osten wandten. Dasselbe war der Fall mit den Litauern, denen sich in der weiteren Folge die Großrussen zugesellten, die ebenfalls in ihrer weiteren Expansion dieselben ukrainischen Gebiete am Schwarzen Meere zu beherrschen trachteten. Als Dritte kamen dann die Türken, welche im Laufe des 16. Jahrhunderts ihre Besitzungen zu wiederholten Malen bis nach Podolien erstreckten und sich ebenfalls im Besitz derselben zu erhalten suchten. Und eben deshalb, weil hier, auf dem ukrainischen Boden, ein Kampf der Völker sich abspielte, war es dem ukrainischen Volke nicht möglich, seine Unabhängigkeit zu wahren. Zu wiederholten Malen haben die Ukrainer, wie bereits erwähnt, große Aufstände versucht, zu wiederholten Malen die polnischen, die türkischen und die russischen Armeen niedergeworfen. Allein unter dem sich immer von neuem wiederholenden Drängen von allen Seiten war jede Bemühung vergebens. Der große Kampf um die Gebiete an der Ostsee, an welchem sich Polen, Schweden und Moskau beteiligten, endete im Jahre 1721 durch den Nystädter Vertrag. Polen und Schweden mußten zurücktreten, und Peter der Große setzte sich in den Besitz der Ostseeprovinzen. Der Kampf um die Gebiete am Schwarzen Meere dauerte noch 50 Jahre länger, er endete damit, daß Polen geteilt wurde und die ukrainischen Gebiete endgültig, mit Ausnahme von Galizien, das an Osterreich-Ungarn kam, an Rußland fielen.

* * *

Daß die Ukrainer auf ihre Selbständigkeit und ihre nationalen Rechte trotz allem nicht verzichtet haben und auch nie verzichten werden, unterliegt wohl keinem Zweifel; jedes Volk muß seine Rechte verteidigen. Es gelang niemand, die Ukraine ganz niederzuwerfen, ihre Kraft zu brechen. Im Gegenteil: sowohl in der russischen Ukraine wie auch in der galizischen lebt der nationale Gedanke und kräftigt sich immer mehr. Sogar die erste Duma sah einen

ukrainischen parlamentarischen Klub; in Österreich besteht eine ständige Vertretung im Reichsrate von 32 Mitgliedern. Die Ukrainer müssen selbstverständlich in dieser Zeit, die vielleicht noch große Umwälzungen bringt, ihre nicht veralteten Rechte wahren. Aber eine andere Frage entsteht dabei: ob die Wiederherstellung des ukrainischen Staates im allgemeinen Interesse liegt, und die weitere damit verknüpfte Frage: auf welche Weise die Verhältnisse im Osten Europas überhaupt zu regeln sind.

Wenn wir die jetzige Lage im Osten Europas ins Auge fassen, so sehen wir, daß tatsächlich der Besitz von der Ukraine allein, der Besitz des Gebietes am Schwarzen Meere, das jetzige Rußland mit seiner ganzen Macht geschaffen hat. Ohne diese Gebiete wären die Großrussen geblieben, was sie früher waren, kleine moskowitzische Fürstentümer ohne jede Bedeutung. Erst seit der Zeit, als Rußland in den Besitz des ukrainischen Landes kam, wurde es zu einer europäischen Großmacht, zum ausschlaggebenden Faktor im Osten Europas. Eine weitere Folge dieser Erstreckung des russischen Zarentums bis zum Schwarzen Meer war aber, daß Rußland sich bei diesem Zustande nicht begnügen wollte, sondern auch weiter nach dem Balkan übergrieff. Bereits derselbe Peter der Große, der die ukrainischen Gebiete in das moskowitzische Reich einverleibte und das große russische Reich gründete, war der erste, der auch auf den Gedanken kam — der bekannte fabelhafte Traum Peters des Großen —, bis nach Konstantinopel vorzudringen, Konstantinopel angeblich für die christliche Orthodorie, für das orthodoxe Christentum zu erobern. Und dieser Gedanke zieht sich wie ein roter Faden durch die Geschichte Rußlands im 19. Jahrhundert. In diesem Gedanken ist der russische Imperialismus verkörpert, welcher den freien Zugang zum Mittelländischen Meere erlangen will, um dann sowohl im Osten Europas als auch in Zentralasien als alleiniger Herrscher auf dem Kampffelde zu bleiben. Seit dem Adrianopeler Vertrage vom Jahre 1829 gelang es tatsächlich dem russischen Zarentum, in den Balkanländern festen Fuß zu fassen, und seit dieser Zeit trachtete auch Rußland, seinen Einfluß unter den Balkanvölkern zu erweitern.

Wenn wir uns vergegenwärtigen, was der Zar nach dem Ausbruche des Krieges mit der Türkei sagte, so werden wir darin nur die Bestätigung des oben erwähnten politischen Programms des russischen Zarentums finden: daß nämlich Rußland nicht früher ruhen wird und ruhen will, als bis es die Schutzherrschaft über alle Nationalitäten auf der Balkanhalbinsel erreicht hat. Und eben diese Expansion, diese imperialistische Politik Rußlands ist die europäische Gefahr und auch der Grund, warum Rußland sich mit Eng-

land und Frankreich verbündete, dieses Bündnis schaffen half, dessen Spitze gegen die europäischen Zentralmächte gerichtet ist.

Wenn wir nun die Frage aufwerfen, auf welche Weise dem Vordringen Rußlands Einhalt geboten werden und das politische Gleichgewicht in Europa wiederhergestellt werden könnte, so kann die Antwort nur dahin lauten, daß Rußland vom Schwarzen Meere in seine ethnographischen Grenzen zurückgedrängt werden muß — zurückgedrängt durch die Wiederherstellung des ukrainischen Staates, der diesem Vordringen auf immer den Kiegel vorschieben würde. Bleibt Rußland auch ferner im Besitz der ukrainischen Länder, so wird es die alte Politik weiter betreiben und nicht früher ruhen, als bis es sein Programm verwirklicht hat.

Wenn wir nun zu den durch den russischen Imperialismus bedrohten Zentralmächten Europas übergehen, so sehen wir, daß die Regelung der Verhältnisse sich auf eine andere Weise nicht durchführen läßt, denn Österreich-Ungarn muß seine Absatzgebiete auf dem Balkan suchen, und es darf nicht dulden, daß es von dort vollständig verdrängt werde. Früher hat man es in der Donaumonarchie nicht gut verstanden, aber seit der Zeit der Andrassy'schen Politik trachtet tatsächlich Österreich-Ungarn danach, festen Fuß auf dem Balkan zu fassen. Dazu diente die Okkupation von Bosnien und der Herzegowina, die Schaffung von Albanien, dazu haben auch die Bahnprojekte Aehrenthals gedient. Aber solange Rußland sich an das Schwarze Meer anlehnt, wird man diesen Plan Österreich-Ungarns nicht durchführen können, denn es werden auf dem Balkan immer die Einflüsse Rußlands maßgebend sein; erstens deshalb, weil der Balkan in nationaler Hinsicht in mehrere Völkerschaften geteilt ist, und zweitens, weil es sich dabei auch um slawische Völker handelt, die sich dem Einflusse des Panlawismus nicht so leicht verschließen können. Infolgedessen kann es keine andere Lösung geben als nur die, den russischen Druck auf die Balkanländer ein für allemal unmöglich zu machen, was bloß in der Weise geschehen kann, daß die ukrainischen Gebiete von Rußland abgetrennt werden und daraus ein selbständiger Staat geschaffen wird.

Wenn wir uns nun auf den obigen Standpunkt stellen, so ist es nur eine selbstverständliche Folge, daß es im Interesse der Zentralmächte und der Wiederherstellung des politischen Gleichgewichts liegt, daß die ukrainische Frage bei der Umgestaltung der Verhältnisse im Osten Europas in ernster Weise gelöst werde.

Zum Schlusse sei noch auf die wirtschaftlichen Verhältnisse hingewiesen, welche bei der jetzigen internationalen Politik ohnehin die erste Rolle spielen. Auch vom wirtschaftlichen Standpunkte aus erscheint es geradezu als eine Notwendigkeit, daß die ukrainischen Ge-

biete in die Einflußsphäre der Zentralmächte fallen. Die ukrainischen Gebiete sind die reichsten und fruchtbarsten in ganz Rußland, und sie bilden die Unterlage, aus welcher Rußland seine Macht und seine dazu erforderlichen Mittel schöpft.

Was vor allem die Agrarprodukte anlangt, so wird auf dem ukrainischen Gebiete ein Drittel der gesamten russischen Ernte gewonnen. Die jährliche Produktion der Ukraine an Weizen, Roggen und Gerste allein beträgt 300 Millionen Zentner. Infolgedessen wird die Ukraine mit Recht als Kornkammer Rußlands bezeichnet. Die Zuckerproduktion der Ukraine beträgt fünf Sechstel der gesamten Produktion Rußlands. Im Osten zwischen Dnjepr und Don (im Donezgebiete) liegen große Kohlenfelder, wo 260 Millionen Zentner jährlich gewonnen werden. Das macht aber 79% der Kohlenproduktion Rußlands überhaupt aus. Das Gouvernement Jekaterinoslaw verfügt über Eisengruben, deren jährliche Produktion über 50 Millionen Zentner, das sind 60% der gesamten russischen Eisenproduktion, beträgt. Große Naphtha- und Erdwachsfelder befinden sich im Nordgebiete des Kaukasus, bei Kertsch und Theodosia; Salzquellen am Don und zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere. Die ukrainische Branciwka liefert allein 86,5% der ganzen Steinsalzmenge Rußlands. Silber, Quecksilber, Blei und Kupfer werden in Rußland nur in der Ukraine gefördert, von Mangan 32%. Das sind aus der Statistik der Ukraine nur beispielsweise angeführte Daten, die aber sehr viel sagen, und zwar, daß ohne die Ukraine mit ihren Reichtümern und ohne ihre Produktion Rußland überhaupt nicht als diejenige Macht existieren würde, als welche sie sich jetzt darstellt. Aber andererseits, wenn wir berücksichtigen, daß die europäischen Zentralmächte ebenfalls an Absatzgebieten laborieren, so taucht von selbst der Gedanke auf, daß diese Absatzgebiete so nahe liegen, daß die ukrainischen Landesteile, viel mehr als der Balkan, für Deutschland und auch Österreich-Ungarn zu ihrem wirtschaftlichen Wachstum unbedingt erforderlich sind.

Die jetzigen Staaten mit ihrer entwickelten Industrie müssen entweder Kolonien haben oder, wenn sie keine oder solche nur in ungenügendem Maße besitzen, danach streben, daß von ihnen wirtschaftlich die Gebiete anderer Länder „durchdrungen“, d. h. mit eigenem Menschenmaterial und mit eigenen Kapitalien zu eigenem Nutzen befruchtet und ausgenutzt werden. Und wenn wir berücksichtigen, daß z. B. Österreich-Ungarn gar keine Kolonien hat, daß es tatsächlich, wenn der jetzige Zustand aufrechterhalten werden sollte, im Innern geradezu ersticken müßte, ferner, daß sich Deutschland in bezug auf die Industrie besonders entwickelt hat

und insolgedessen immer größere und sichere Absatzgebiete unbedingt braucht, so ergibt sich, daß durch die wirtschaftliche Angliederung einer selbständigen Ukraine an die europäischen Zentralmächte in zweckentsprechender Form für die letztere jene Absatzgebiete geschaffen würden, in denen deutsches und österreichisches Kapital, deutsche Kultur, deutscher Fleiß und deutsche Produktion sich weiter betätigen und das bis jetzt so vernachlässigte ukrainische Land sich würde wirtschaftlich und kulturell heben können.

* * *

Ich glaube nun, daß ich mit vorstehendem das Thema im großen und ganzen erschöpft habe. Ich habe darauf hingewiesen, daß die Ukrainer einst einen selbständigen Staat bildeten, und daß sie über alle Voraussetzungen verfügen, um einen solchen auch für die Zukunft bilden zu können. Ich habe insbesondere nachgewiesen, daß die Ukraine einst in Osteuropa eine hervorragende Rolle spielte, und daß es sich tatsächlich bloß um eine restitutio in integrum handelt, um die Wiederherstellung dessen, was früher unter ungünstigen Einflüssen und Verhältnissen verloren ging. Schließlich auch habe ich nachgewiesen, daß es sich dabei nicht nur um nationale Rechte und Interessen allein handelt, sondern daß es tatsächlich auch im Interesse der großen politischen Welt liegt, daß durch die Wiederherstellung der staatlichen Unabhängigkeit der Ukraine diejenigen unhaltbaren Verhältnisse, die durch die Übermacht Rußlands geschaffen wurden, ein für allemal zwecks Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichts und zur Sicherung der bedrohten Interessen der europäischen Zentralmächte zum Verschwinden gebracht werden. Die Ukrainer erwarten von diesem Kriege, daß sie zu ihrem Ziele gelangen werden, daß das ukrainische Volk nach schweren Prüfungen und Vergewaltigungen, denen es Jahrhundertlang ausgesetzt war, zu seinem Rechte kommen wird. Die Ukrainer hoffen auch, daß Deutschland, mit Österreich vereint, in siegreichem Feldzuge die unterjochten Völker Rußlands, und damit auch das ukrainische Volk, befreien wird. Und mit diesem Wunsche schließe ich!

Der Kaukasus

Von Dr. Adolf Dirr.

Seine politische, wirtschaftliche und völkische Bedeutung.

Das Wort Kaukasus bezeichnete früher eigentlich nur die ungeheure Gebirgskette, die sich vom Nordosten des Schwarzen Meeres nach dem südwestlichen Kaspimeer hinzieht auf eine Länge von mehr als 1100 Kilometer. Heute bezeichnet man damit nach russischem Vorbild die ganze, dem europäischen Rußland angegliederte Provinz, die man, um sie vom eigentlichen Gebirge zu unterscheiden, wohl besser Kaukasien nennen würde. Sie umfaßt sowohl eine ungeheure, fruchtbare Ebene im Norden des Gebirges, als auch weite Gefilde im Süden desselben, das, was man Transkaukasien nennt, nämlich Georgien, Mingrelien, Abchasien, die ehemals türkischen Provinzen von Kars bis Batum und das ausgedehnte Steppengebiet östlich von Tiflis bis nach Baku und Lenkoran im Osten und bis an den Araxes im Süden.

Die Natur selbst hat Kaukasien in eine Reihe von scharf charakterisierten Gebieten gegliedert: die fruchtbare Schwarzerdebene im Norden, eine Getreidekammer ersten Ranges, die in ihrer Osthälfte, dem Kaspischen Meere zu, in weite Steppen übergeht, auf der nomadisierende Kalmücker und Nogaiherden ihre Herden weiden, einen nordwestlichen Waldgürtel in den Vorbergen, das eigentliche Gebirge, das mit dem zu den Pontusketten sich hinziehenden Kleinen Kaukasus, teils saftige Alpenweiden, teils Wald, teils öde Steinvüsten bietet, vielfach aber auch noch wenig erschlossene Mineralschätze birgt (Kupfer, Kohlen, Mangan, Silber), ein mit subtropischer Üppigkeit prangendes, regenreiches Gebiet, zwischen dem Ostufer des Schwarzen Meeres, dem Großen und Kleinen Kaukasus eingefeilt, und eine Steppenregion im Südosten, die vorläufig noch hauptsächlich Weidegrund ist, nach der bereits in Angriff genommenen Bewässerung und Sanierung aber noch viel größeren Nutzen abwerfen wird. Diese Steppe läuft in der Gegend um Baku aus in eines der reichsten Petroleumgebiete der Welt.

So bunt nun auch eine Vegetationskarte des Kaukasus oder eine

geologisch=mineralogische sein mag, sie wird in ihrer Farbenfreudigkeit wohl übertroffen werden von der Völkerkarte. Was die Alten und die Araber über den „Berg der Sprachen“ berichteten, war ja wohl übertrieben, aber auch jetzt noch, nachdem die Verhältnisse auf das richtige Maß zurückgeführt sind, bleibt das Bild bunt genug. Die größte Einteilung wird zunächst unterscheiden zwischen Einwanderern und Einheimischen. Unter ersteren sind zu verstehen alle Nichtkaukasier, wenn sie auch zum Teil schon seit Generationen ansässig sind, also Russen, Polen, die deutschen Kolonisten, Griechen und einige kleinere Kolonien europäischer Herkunft (Rumänen, Tschechen usw.). Unter den Kaukasiern selbst wird man zu unterscheiden haben zwischen solchen in nur geographischem Sinne und solchen im linguistischen Sinne. Zu ersteren rechne ich alle diejenigen, die Stammes= oder Sprachgenossen auch außerhalb des Kaukasus haben, also alle Tataren und Türken, alle iranischen Völker, nämlich die Kurden, Taten, Talyscher, Osseten, Perser, ferner die Armenier, die Aissoren und die kaukasischen Bergjuden. Zu den Kaukasiern im sprachlichen Sinne rechne ich die Völker, die außerhalb Kaukasiens keine sprachlichen Verwandten haben, die Träger der sog. kaukasischen Sprachen. Sie lassen sich in drei Familien einteilen. Zum ersten: die Karthweler, d. h. die Georgier im weiteren Sinne, die Mingrelier, Swanen und Lasen. Ihre Sitze sind das westliche Transkaukasien, ein Teil des Kleinen Kaukasus, Swanetien und ein breiter Gürtel östlich von Tiflis bis gegen Nucha hin und bis zum Fuß des Hochgebirges. Die letztgenannten, die Lasen, gehen zum Teil südlich von Batum auf türkisches Gebiet über. Zum zweiten: die abchaso=tscherkessische Familie, am Ostufer des Schwarzen Meeres in der Gegend von Suchum=Kaleh und nördlich davon, sowie in gewissen Teilen des nordwestlichen Waldgebirges. Es sind eigentlich nur mehr Reste davon vorhanden, denn in den Jahren 1864—66, also nach der endgültigen Eroberung ihrer Heimat durch die Russen, ist ein großer Teil davon nach der europäischen und asiatischen Türkei ausgewandert. Zum dritten: die Tschetscheno=Daghestaner, die nordöstliche Familie, im Daghestan und der ihm nördlich und nordwestlich vorgelagerten Tschetschnja. Sie zerfallen in eine große Menge größerer und kleinerer, ja kleinster Spracheinheiten; am bekanntesten sind geworden die Awaren, die Küriner, die Laken (Ghasikumuken), die Ando=Didoer. Auch die Tschetschenen unterscheiden eine Anzahl Stämme, Ingulschen, Galgai, Kisten, eigentliche Tschetschenen. An einigen Stellen sind Iesghische, also daghestanische Stämme, sowie Tschetschenen über das Gebirge nach Transkaukasien gestiegen, die Tsower Thuschen gehören dazu, sowie die Sakataler Awaren und Tsachurer, ferner die Uden in zwei Dörfern östlich von Nucha.

Es erübrigt noch auch die anderen Kaukasier, sowie die Nichtkaukasier örtlich zu bestimmen. Die Osseten leben im Zentrum des großen Gebirges, westlich der großen Heeresstraße von Tiflis nach Wladikawkas; ein kleiner Teil davon in Transkaukasien, Taten und Talyscher in der Nähe des Westufers des Kaspischen Meeres, hauptsächlich in der weiteren Umgebung von Baku bzw. Lenforan. Die Kurden im Gebiet von Kars und Erivan. Die Armenier nehmen große Striche in Transkaukasien ein, sind aber vielfach inselförmig unter andere Völker eingesprengt. Türken gibt es hauptsächlich in den alten türkischen Gebieten, also im Südwesten Transkaukasiens. Die aderbeidshanischnen Tataren im östlichen Teil des eben genannten Landes; die Kumücken, ein anderer tatarischer Stamm, am Westufer des Kaspisee nördlich von Derbent bis weit über Petrowsk hinauf. Die Karatschaiern, gleichfalls tatarischen Stammes, am Nordabhang des Gebirges den Swanen gegenüber, östlich von ihnen, den Karatschaiern, ihre Sprachgenossen, die Tschegemer, Balkaren und Besingier. Das Hauptverbreitungsgebiet der Russen ist Ciskaukasien, doch sind ihrer natürlich viele in allen Städten Kaukasiens, in Garnisonstädten, Stabsquartieren usw. zu finden. Die deutschen Kolonien sind heimisch in Transkaukasien, Ciskaukasien, einige auch am Ostufer des Schwarzen Meeres.*)

In Zahlen drückt sich das Verhältnis ungefähr so aus. Die ganze Bevölkerung beläuft sich auf gegen 9 Millionen, davon rund 2 632 000 Russen, 1 230 000 Kharthweler, 212 000 Abchaso-Tscherkessen, 855 000 Tschetscheno-Daghestaner, 1 606 000 Türken und Tataren, 879 000 Armenier, 32 000 Iranier (Osseten, Taten, Kurden usw.).**)

Religiös verteilen sich die einheimischen Kaukasier auf das Christentum griechisch-orthodoxen Bekenntnisses (die Kharthwelvölker mit Ausnahme der mohammedanischen Lasen, Adsharen und eines Teils der Engiloi), armeno-gregorianischen Bekenntnisses (der weitaus größte Teil der Armenier) und auf den Islam schiitischer und sunnitischer Auslegung (Tscherkessen, Tschetscheno-Daghestaner, alle Turkotataren, Kurden, Taten, Talyscher usw.). So wenigstens offiziell. In Wirklichkeit sind in gewissen Teilen des Kaukasus heidnische Religionsformen noch recht lebendig und werden hier dichter, dort dünner überschichtet von den offiziellen Bekenntnissen. So lebt noch manches Heidnische bei Swanen, Osseten und Abchasen und verträgt sich schlecht und recht mit der christlichen bzw. moslemischen Lehre. Freilich sind

*) Genauerer über die ethnographische Gliederung der Kaukasusvölker in meinem Aufsatz in Petermanns Mitteilungen. 1912. Januarheft.

***) Nach Dr. B. Ischani an, Nationaler Bestand, berufsmäßige Gruppierung und soziale Gliederung der kaukasischen Völker. (Osteurop. Forschungen, Heft 1.)

die Tage jener heidnischen Vorstellungen gezählt; das Kreuz wie der Koran kämpfen dagegen. Sie kämpfen auch gegeneinander. Von einem gewissen Teile der Osseten z. B. ist es schwer zu sagen, ob sie Christen sind oder Moslems — ich erinnere mich einer köstlichen geharnischten Philippika, die der Archijerei von Wladikawkas bei den Osseten um Nusal an der ossetischen Heerstraße herum gegen diejenigen losließ, die da nicht wußten, ob sie in die Kirche oder in die Moschee gehen sollten (sie gingen am liebsten in die alten heidnischen Gebetsstätten).

Wovon leben die Kaukasier? Die Antwort ist auch heute noch einfach, trotzdem die Russen schon lange im Lande sind und so manche Industrie gebracht haben: von Ackerbau, Weinbau, Viehzucht, Obst- und Seidenzucht. Also von Landwirtschaft im weitesten Sinne. Ihr obliegen 732484 Personen. Dieser Zahl gegenüber fallen die 639240 Industriearbeiter, die 439788, die sich mit Handel und Verkehr beschäftigen, noch wenig ins Gewicht. Ischchanian, dem ich diese Zahlen entnehme, hat darum recht, wenn er sagt, „der agrarische Charakter des Landes fällt gleich ins Auge: die ungeheure Mehrzahl aller Selbständigen wie Familienangehörigen gehören in den Bereich der Landwirtschaft und der damit im Zusammenhang stehenden Nebenbetriebe“ (S. 43). Die Landwirtschaft steht somit mit den 78,86% der Gesamtbevölkerung, die sich mit ihr beschäftigen, an der Spitze aller Berufsklassen. Das war schon vor der Russenherrschaft so und wird noch lange so bleiben. Denn, abgesehen von dem Mineralreichtum, der zum Teil schon ausgebeutet wird, aber noch lange nicht in gehörigem Maße, ist das Land unerschöpflich reich. Es besitzt ein ungeheures Holzreservoir in den Wäldern im Nordwesten, teilweise auch im Süden — der wahnsinnige Raubbau, der in den letzten Jahren eingesetzt hat, darf allerdings nicht so weiter betrieben werden —, reiche, saftige Alpenweiden in Swanetien, Tuschetien, in den Bergen südlich von Tiflis, ertragsreiche riesige Flächen für den Anbau prächtiger Weine — ich nenne nur die Weinkammer Kachetien, die Weinberge der deutschen Kolonisten und die önologischen Anstalten der kaiserlichen Apanagen —, einen ungeheuren Reichtum an Winterweiden in den südöstlichen Steppen, die, wie schon erwähnt, nach dem letzten Projekt durch Sanierung und Bewässerung zum Anbau, besonders von Baumwolle, nutzbar gemacht werden sollen, fischreiche Meere im Osten und Westen, wenigstens einen ebensolchen See im Innern des Landes (den Göktschasee). Der Boden ist noch allenthalben recht jungfräulich, die Urväterart des Anbaus hat ihn bis jetzt wenig erschöpft. Versuche mit Einführung fremder Kulturen geben gute Resultate; man hat sogar mit Erfolg im südwestlichen Winkel bei Tschakwa den Teebau versucht. Fast

überall da, wo moderne Methoden angewandt wurden, lohnten reiche Erfolge die aufgewandte Tatkraft und das hineingesteckte Geld.

Die Schätze unter dem Boden sind nicht weniger reich, als die über ihm. Es lohnt sich nicht, einen neuen Argonautenzug zu unternehmen, es ist kein goldenes Vlies zu holen. Aber Kupfer, Kohle, Manganerz, Silber und Petroleum. Neue Lagerstätten werden fast jährlich gefunden. Das sind die Hauptprodukte; es gibt aber auch Eisen, Zink, Kobalt, Schwefel, Glaubersalz und Steinsalz. Von guten Mineralquellen rieselt es nur so allenthalben. Gründlichere Forschungen werden wohl noch mehr zutage fördern.

Der Kaukasus hat für Rußland eine ungeheure Bedeutung. Das ist von russischer Seite anerkannt worden, und, man muß es sagen, Rußland hat für das Land mehr getan als für manche seiner europäischen Gouvernements. Das Schulwesen hat unter meinen Augen riesige Fortschritte gemacht, hat doch z. B. Tiflis allein sechs Knabengymnasien, fünf Mädchengymnasien, ein Kadettenkorps, eine Militär- (Junker)schule, eine Real-, zwei Handelsschulen, Hochschulkurse für Frauen und eine erkleckliche Anzahl von Gewerbeschulen. Nach jahrelangen Kämpfen hat es sich jetzt auch ein Polytechnikum gesichert. Aber — es fehlt an Volksschulen, besonders auf dem platten Lande, und das ist nicht das einzige Haus, dessen Bau in Rußland vom Dache aus angefangen hat. Dach und Fassade — Potemkinsche Dörfer.

Insgleichen ist in den letzten Jahren das Eisenbahnnetz ausgebaut worden; aber nur eine Linie, die vor ungefähr zwei Jahren vollendete Strecke Tiflis—Telaw, hat ökonomische Bedeutung. Alle andern sind strategisch. Tiflis—Kars ist strategisch, ebenso Eriwan—Dschulfa, die den Weg nach Täbris, d. h. nach Persien öffnen soll. Auch die in Aussicht genommene perevalnaja doroga, die Bahn von Wladikawkas nach Oni oder nach Tiflis (ich weiß nicht, welches Projekt den Vorzug erhalten hat), wäre ihrer Hauptsache nach strategisch. Wenn man von den Seewegen über das Schwarze und das Kaspische Meer absieht, hat Rußland bisher nur einen einzigen Schienenweg, der es mit dem Kaukasus verbindet, die Linie Rostow—Beslan(Wladikawkas)—Petrowsk—Baku, an welchem letztem Ort sie mit der Strecke Baku—Tiflis—Batum (Poti) zusammentrifft. Nun beträgt die Entfernung Wladikawkas—Tiflis über die Georgische Heerstraße etwas über 200 Werst, die Bahn über Petrowsk—Derbent—Baku—Tiflis aber macht einen Umweg von über 1000 Werst. Sonst führt über das Gebirge von Tis nach Transkaukasien eigentlich nur eine Gebirgsstraße, die diesen Namen wirklich verdient — die eben erwähnte Georgische Heerstraße, die

seit einer Reihe von Jahren auch Kraftwagenverkehr hat. *) Die weiter westlich davon verlaufende ossetische über den Mamisonpaß nach Oni ist noch nicht ordentlich ausgebaut und mehr eine Sehenswürdigkeit als eine Verkehrsgelegenheit. Sonst führen nur Saumpfade über das Gebirge, schwierig und zeitraubend, wo es an allem gebricht, was für einen geregelten Verkehr erste Bedingung ist. Ob die awaro-kachetische Straße durch das Daghestan jetzt endlich ausgebaut ist, entzieht sich meiner Kenntnis.

Auch sonst ist Unerkennenswertes für das Land geleistet worden, und doch fehlt es an allen Ecken und Enden. Der Personenverkehr auf den kaukasischen Bahnen ist ganz miserabel organisiert — die Bahnverwaltungen behaupten, sie hätten keinen Profit davon. Die wirkliche Ursache dieses Mißstandes ist eine doppelte, einmal gibt man dem Publikum keine Gelegenheiten, die Bahn zu benutzen, was zum Teil auch an dem Mangel an rollendem Material liegt, und dann steht das fast zur Höhe einer Staatseinrichtung erhobene Institut der Schwarzfahrer, trotz des erbittertsten Kampfes dagegen, noch auf derselben stolzen Höhe wie früher. Der Güterverkehr leidet an dem unglaublich dummen Tarifkrieg der Bahnen gegen das Güterbefördernde Publikum, noch mehr vielleicht an der spezifischen Unehrlichkeit des Bahnpersonals und der Besteller. Dazu kommt noch eine Schwerfälligkeit des Betriebes, die wohl ihresgleichen sucht. Zur Erläuterung diene einer der alltäglich vorkommenden Fälle, wie sie mir zu Duzenden von einem Eisenbahnbeamten erzählt worden sind. Ein deutscher Kaufmann habe an einen Tifliser Besteller Ware geschickt. Der Abnehmer wird von der Bahn nicht von der Ankunft unterrichtet. Die Ware wird nicht „ausgekauft“, d. h. abgenommen. Nach 30 Tagen Lagerung wird sie also vom Zollamt beschlagnahmt. Der Absender wird auf dem gewöhnlichen langsamen Weg von der Nichtabnahme der Ware verständigt. Ehe seine Gegenorder aber ankommen kann, hat das Zollamt die Ware bereits um einen Pappenstiel versteigert. So geht es, besser gesagt, kann es gehen, wenn der Abnehmer ein ehrlicher Mensch ist. Ist er's aber nicht — ein häufiger Fall! — so nimmt er sie absichtlich nicht ab und läßt sie durch einen Strohmännchen um den erwähnten Pappenstiel einsteigern. Resultat: die transkaukasischen Eisenbahnen zahlen jährlich an Schadenersatz Summen, die in die schweren Hunderttausende gehen. Ein ganz Schlauer, ein Pfiffikus von der geriebensten Sorte, der im Berufsleben ein höherer Eisenbahnbeamter war, hatte sich vor etlichen Jahren dieser elenden Lage der Bahn erbarmt und eine

*) Ein ebensolcher wurde in den Jahren 1908—13 für verschiedene Strecken eingeführt, wieder aufgegeben und abermals eingeführt — die Gummireifen halten die Straßen nicht aus, und die Straßen die Gummireifen nicht.

dickleibige Denkschrift verfaßt, in der er nicht mehr und nicht weniger vorschlug, als — die transkaukasischen Eisenbahnen aus dem internationalen Eisenbahnnetz auszuschließen! Daß die ganze Bahn damit gegenstandslos geworden wäre, sah der Schlaufkopf nicht ein.

Auch sonst fehlt es in dem Lande, wie gesagt, an allen Ecken und Enden. Es kann heute noch seinen Getreidebedarf nicht decken. Es fehlt in dem heißen Klima an Kühlanlagen. Der Kampf gegen die furchtbarste Geißel — die Malaria — hat erst vor ein paar Jahren begonnen. (Im Jahre 1909 habe ich das erste Moskitonez gesehen; im Eisenbahnknotenpunkte Evlach, einem der schlimmsten Fiebernester, wo fast jeder seitwärts Reisende übernachten muß, fehlt es vollkommen an Vorkehrungen zum Schutz gegen die Anophelesmücke.) Das Fleisch ist billig — aber auch danach. In Tiflis bezahle ich Seefische teurer als hier in München, Süßwasserfische sind unerschwinglich. Die fruchtbarsten Gebiete können ihre Produkte wegen Mangel an Verkehrsmitteln nicht ausführen; die herrlichsten Gaben verfaulen buchstäblich am Boden. Ich werde nie vergessen, wie im Garten meines Gastfreundes zu Bjełokany (im Sakataler Kreis, einem der fruchtbarsten Gebiete) Enten, Gänse, ja sogar ein verwaisetes Füllen sich an köstlichen Guljabibirnen gütlich taten. Der Mann kann sie nicht ausführen. Die Frucht verträgt den Transport auf dem einzigen Vehikel des platten Landes, der federlosen, zweirädrigen, ewig knirschenden und kreischenden Arba nicht. Zu diesen Hindernissen kommen die, welche im Menschen selbst liegen. Es fehlt an Unternehmungsggeist, an Lust zu Handel und Wandel. Man fürchtet die Anstrengung. Man bevorzugt solche Geschäfte, die mit leichtester Mühe den größten Nutzen abwerfen. Daß das hauptsächlich die unehrlichen sind, ist ja selbstverständlich. Der kaukasische Kaufmann genießt noch keinen guten Ruf. Er arbeitet allzu gern mit unsauberen Praktiken. Darum ist das Mißtrauen so groß, am größten dem armenischen Geschäftsmann gegenüber. Es wird noch lange brauchen, bis er zu der Erkenntnis kommt, daß gerade in kaufmännischen Dingen Ehrlichkeit die erste und vornehmste Bedingung ist, und die zweite Fleiß. Es wird besser werden in dieser Beziehung, die Anfänge dazu sind schon gemacht. Ein weiteres Hindernis ist ein allrussisches, allzurussisches. Der Tschin mit seiner Habgier, seiner Bestechlichkeit und seiner lagen Auffassung der Dinge. Wenn der Kaukasus je zu dem gemacht werden soll, was er sein könnte, muß das — wie alles im heiligen Rußland, was Könner braucht — von ausländischer Erfahrung, ausländischem Unternehmungsggeist und Kapital derselben Herkunft getan werden. Dem aber steht der Tschin entgegen — Verschleppung, böser Wille, Habgier, Abneigung gegen alles Fremde und was dergleichen liebenswürdige Eigenschaften dieser Menschen-

klasse noch weiter sind. Unter dem Vorwand, daß man die Entwicklung des Landes selbst in die Hand nehmen will — was ja nie geschehen wird —, lehnt man die fremde Einmischung am liebsten unter den fadenscheinigsten Gründen, aber um so nachhaltiger ab. Ich resumiere: ein Land von sehr vielen Möglichkeiten, ein Land riesiger Reichtümer, das wartet ... auf wen?

Rußland besitzt jetzt den Kaukasus teilweise schon seit über hundert Jahren. Die Geschichte seiner Eroberung ist ein langes, mit viel Blut gefärbtes Garn. Berührungen der Russen mit den Kaukasiern gehen weit zurück. Der Geschichtsschreiber Nestor berichtet schon, daß der Großfürst Svatoslav Igorevitsch im Jahre 965 einen Feldzug gegen die Chasaren, Jassen und Kasoger unternommen habe. Die arabischen Historiker berichten von Raubzügen der Russen ans Ufer der Kaspische See und nach Transkaukasien im 9. und 10. Jahrhundert 945 sollen die Russen die Kura hinaufgefahren sein und Berdaa geplündert haben. Auch zarte Bande sind schon in jenen Zeiten zwischen Rußland und Kaukasien geknüpft worden. 1153 hat der Großfürst Isjaslav um die Hand einer abchasischen Fürstentochter, und die zweite Frau Iwans des Schrecklichen war eine tscherkessische Fürstin. Als Rußland sich Astrachan untertänig gemacht hatte, kam es in nähere Berührung mit dem Kaukasus. Von da ab fangen die Beziehungen mit Kaukasien an beständiger zu werden. Die Kriege Rußlands mit Persien, der Türkei und den Khanen der Krim bringen die Moskauer Zaren immer näher an das Land zwischen Pontus und Kaspi. 1552 begeben sich die Tscherkessen um Djatigorff unter den Schutz Iwans des Schrecklichen, um sich vor den Krimtataren und dem Schamchal von Tarku zu retten. So kamen die Russen an den Terek. Es knüpfen sich Verbindungen an mit den orthodoxen Völkern Transkaukasiens, mit Georgien, Imeretien, Kachetien. Diese erblickten in den russischen Machthabern die einzigen Retter in ihren ewigen Nöten und Gefahren mit der Türkei, mit Persien und den raubgierigen daghestanischen Völkern. Peter der Große begriff mit aller wünschenswerten Schärfe, wie vorteilhaft es für Rußland wäre, wenn es in Transkaukasien festen Fuß fassen könnte. Es würde das seinen Kampf mit den muselmanischen Mächten bedeutend erleichtern. Er brachte es auch fertig in seinen Kriegen mit Persien und der Türkei, immer wieder ein Stückchen kaukasischen Landes an sich zu reißen. Aber wirkliche, ernste Fortschritte machte Rußland im Kaukasus erst von dem Zeitpunkt an, als sich Georgien freiwillig mit dem russischen Reich vereinigte. Georgien war am Schluß des 18. Jahrhunderts am Ende seiner Kraft angelangt. 1795 brach der Perser Aga-Mahommed-Chan ein und zerstörte Tiflis. Ein

Jahr darauf ging eine russische Strafexpedition nach Derbent und an die Kura. Die transkaukasischen Khane erklärten dem Kommandierenden der russischen Streitkräfte ihre Ergebenheit. Aber Katharina starb plötzlich und Zar Paul befahl sofort alle kriegerischen Unternehmungen einzustellen. Aga-Mahommed-Chan bereitete sich schon vor, aufs neue in Georgien einzufallen, wurde aber ermordet. Unter Zar Alexander I. fand dann im Jahre 1801 die Vereinigung Georgiens mit Rußland statt. Damit begann nun eine Periode hartnäckiger, blutiger und verlustreicher Kämpfe, die erst in den 60er Jahren ihr Ende finden sollten. Um seine Besitzungen in Transkaukasien zu schützen und sicherzustellen, mußte Rußland wohl oder übel mit den ihm noch feindlichen kaukasischen Stämmen und den Persern in Transkaukasien erst fertig werden. Auch mit den Teilen, die unter türkischem Einfluß standen. Im Norden hatte Rußland das ganze Gebiet nördlich von Kuban und Terek inne. Dort hatte es schon längst die bekannten Kosakenstanizen gegründet. Aber Gurien, Mingrelieu, Abchasien und teilweise Imeretien, alle in Transkaukasien, standen, obwohl unabhängig, doch unter türkischem Einfluß. Im östlichen Transkaukasien waren eine Menge Khanschafte, die teilweise in persischer Abhängigkeit standen. In Daghestan reichte die Macht Rußlands gerade so weit, als seine Waffen trugen. Die Tscherkessen im nordwestlichen Gebirge waren nominell der Türkei untertan, ohne daß diese gerade viel zu sagen hatte. Die Tschetschenen anerkannten niemands Oberhoheit. Fürst Zizianow griff zuerst das Khanat Gansha, das heutige Elisavetpol, an und später Baku, wo er ermordet wurde. 1803 unterwarf sich Mingrelieu, 1804 auch Imeretien. Es folgten Kriege mit der Türkei (1807—12) und mit Persien (1808—13). Im Jahre 1816 fängt unter Jermolow der sog. „Kaukasische Krieg“ an, der als Ziel die Unterwerfung der Stämme im Daghestan, in der Tschetschnja und im Gebiet des Kuban hatte. Er wurde von beiden Seiten mit unglaublicher Erbitterung und Hartnäckigkeit geführt. Bekanntere Episoden daraus sind die verzweifelten Kämpfe der Tscherkessen und der Krieg des daghestanischen Freiheitshelden Schamil, der erst 1859 in seinem Felseneste Gunib gefangengenommen wurde. Die tscherkessischen Stämme aber wurden erst 1864 endgültig unterworfen. Daß der größere Teil von ihnen die Auswanderung der russischen Herrschaft vorzog, habe ich bereits erwähnt. Den letzten Zuwachs erhielt Kaukasien nach dem Türkisch-Russischen Kriege von 1877/78, nämlich die Gegenden von Kars und Batum.

Sehr früh schon begann auch die friedliche Besiedelung des Kaukasus durch russische Einwanderer und Kosakenkolonien. Der erste Kosakenposten scheint sich schon 1577 in der Stadt Terki am

Terek angesiedelt zu haben. Diesem ersten Vorposten folgten andere, und so entstand allmählich die sog. „Kaukasische Linie“, die sich zu einer ununterbrochenen Reihe von Befestigungen und Stanizen vom Asowschen bis zum Kaspischen Meere auswuchs. Heute noch ist die Bevölkerung Ciskaukasiens eine vorwiegend kosakische. Im 19. Jahrhundert begann dann die gezwungene Einwanderung russischer Sektanten, der Molokaner, Duchoborzen, Skopzen. Man schickte sie zum Teil in die verseuchtesten Gegenden Transkaukasiens, in der stillen Hoffnung, daß die Malaria schon mit ihnen fertig werden würde. Und man hatte sich in dieser Hoffnung nicht getäuscht. Das, was übrigblieb, konnte sich nur dadurch retten, daß es in gesündere Gegenden übersiedelte. Auch mit den nichtsektierischen Kolonisten, den einfachen peresseléntsý hat man nicht viel Glück gehabt. Viele, viele davon fielen dem unheimlichen Dämon, der Malaria zum Opfer. Freilich blieben auch viele übrig, so daß auch Transkaukasien heute einen starken Einschlag von russischem Bauerntum aufweist. Die Tendenz der Regierung geht ja überall darauf hinaus, den Eingeborenen durch den Russen zu verdrängen und zu ersetzen.

Das führt zu dem Probleme, wie sich Rußland dem Kaukasus gegenüber in völkischer Beziehung stellt. Es hat dem Lande entschieden eins gegeben: Ruhe und Sicherheit vor fremder Eroberung. Es hat dort auch manche Kulturarbeit geleistet. Es hat nicht zuviel an Steuern und Abgaben gefordert. Es hat in gewissen Gegenden, so im Daghestan, eine sehr vernünftige, milde Verwaltung eingeführt. Und trotzdem hat es nicht verstanden, sich die Kaukasier zu Freunden zu machen. Das hat nun sehr verschiedene Ursachen. Einmal die, daß Rußland, nach berühmtem Grundsatz, die Völker gegeneinander ausgespielt hat. Jeder von uns erinnert sich noch der von den Tataren inszenierten Mezeleien der Armenier. Die waren die Frucht der wunderbaren Politik des Statthalters Golyzin. Er hatte es damals (so um 1903 herum) fertig gebracht, das Kirchengut der Armenier zu konfiszieren. Die Regierung mußte es dann wieder herausgeben. Dann wurden die Armenier wieder gegen die Georgier ausgespielt, als letztere sich in den Revolutionsjahren mißliebig gemacht hatten. Eine andere Ursache ist jene, an deren Folgen überhaupt das ganze russische Reich krankt, der Tschin, die Beamtenwillkür und -bestechlichkeit. Eine dritte ist die allzu stark durchgeführte Zentralisation in Rußland, an deren Folgen auch die Tatsache nicht viel ändern kann, daß Kaukasien eine Statthaltertschaft ist, also doch eine gewisse Autonomie hat. Für den Kaukasier ist der Zar wirklich weit, sehr weit, zu weit. Man kennt in Petersburg die wirklichen Bedürfnisse des Kaukasus zu wenig, so behaupten die Kaukasier. Eine weitere Ursache des allgemeinen Mißbehagens, an dem nun allerdings der Staat nichts

ändern kann, ist der ziemlich scharf hervortretende Unterschied in der Psyche der einzelnen Völker. Ost- und Westgeorgier, Armenier und Tataren sind einander sehr unähnlich. Sie kommen aber vielfach miteinander in Berührung und da fehlt es natürlich nicht an Reibeflächen. Der georgische Adel — und der ist so zahlreich wie der Sand am Meere dank einer nicht wieder gut zu machenden Albernheit, die die Regierung in den Jahren unmittelbar nach der Einverleibung Georgiens begangen hat —, der grusinische Adel ist total verarmt; es gibt georgische Fürsten, die als Köche, Kellner und in andern untergeordneten Berufen ihr Leben fristen. Er hat es nie verstanden, sich in die Zeitverhältnisse zu schicken, und seine feudale Lebensauffassung in Zeiten hinübergeschleppt, in der jede andere Auffassung von Pflicht und Recht besser am Platze gewesen wäre. Er ist denn auch dem Wucherer in die Hände gefallen und hat eine Kaste bereichert, die wenig Sympathie verdient, die Kaste der armenischen Geschäftsmacher. Der Tatare ist im allgemeinen indolenter, dumpfer, unbeweglicher als der Georgier und der Armenier und fühlt sich diesen gegenüber vielfach benachteiligt. Neid schafft Zwist; der dank einer unglaublichen Zähigkeit und höheren Kultur zu Wohlstand gelangte württembergische Kolonist ist deshalb auch Gegenstand des Neides und Hasses seitens seiner kaukasischen Nachbarn, von denen niemand behaupten wird, daß sie vom Deutschen etwas gelernt haben. Auf dem Daghestaner lastet schwer die Unzulänglichkeit seiner öden steinigen Heimat. Der Tschetschene ist heute noch, wie ehemals, zu Raub und Diebstahl geneigt. Die Indolenz des Mingreliers, der dem fruchtbarsten Boden kaum des Leibes Notdurft abringt, ist sprichwörtlich. Und überall ist der Mohammedaner der geschworene Feind der Christen.

Ob der Kaukasier in das gegenwärtige Ringen der Türkei mit Rußland eingreifen wird, ist schwer zu sagen. Sicher stehen seine Sympathien, so weit er Moslem ist, auf türkischer Seite. Er wird den Türken als Befreier begrüßen. Aber zweifelhaft ist es, ob er es zu einem offenen Aufstand bringen wird. Ich möchte die Hilfe, die er durch einen solchen dem osmanischen Heere bringen könnte, nicht zu niedrig, aber auch nicht zu hoch einschätzen. Es wird im Kaukasus so gehen, wie es in Ägypten zu gehen scheint. Rückt die türkische Armee siegreich ein — hier wie dort —, wird sie mit offenen Armen aufgenommen werden und alle mögliche Förderung finden. Aber solange die russische bzw. englische Armee Herr im Lande ist, wird es kaum zu offenem Aufstand kommen.

Rußland wird natürlich sein Äußerstes tun, um sich den Kaukasus zu erhalten. Denn die politische Bedeutung des Landes für Rußland

ist ungeheuer. Der Kaukasus ist die einzig mögliche Basis für die ökonomische oder militärische Eroberung Persiens und der asiatischen Türkei. Eine viel sicherere, als die doch recht problematische im Bosphorus. Man weiß ja, daß Rußlands Landhunger unerfülllich ist. Dieser Landhunger wird auch mit der Erwerbung eines eisfreien Hafens nicht aufhören. Er wird so lange fort dauern, als sich das Reich nicht zu intensivem, innerem Ausbau seines Hauses entschließt. Rußland hat die englische Glacis-theorie längst in die Tat umgesetzt, ohne je das Wort geprägt zu haben. Als es noch keinen Kaukasus hatte, war dieser das Glacis für seine südrussischen Besitzungen. Seit es den Kaukasus besitzt, sind Persien und Kleinasien das Glacis für den Kaukasus. Russen haben die Formel vom Schwarzen Meer als russischem Binnensee erfunden. Mit demselben Rechte, mit dem sie auf den Bosphorus Anspruch machen, könnten sie auch auf die Ostsee, ja auf das Mittelmeer ihre Besitzansprüche geltend machen. Dann bilden Sund, Skagerrak und Kattegat im Norden und die Straße von Gibraltar im Süden einen zweiten und dritten Bosphorus. Aber schließlich könnten wir nach derselben Theorie die Mündungen der Donau und des Rheins für uns fordern. Ein Schritt weiter, den Gedanken ausdenken, und ganz Westeuropa ist das Glacis für Osteuropa, d. h. Rußland. Auf jeden Fall wird Rußland immer wieder versuchen, über den Kaukasus hinaus nach Süden und Westen vorzudringen. Für eine solche Unternehmung ist, wie gesagt, Transkaukasien die Basis, die es nur durch einen zweiten Schienenweg mit dem Mutterland zu verbinden und in der Linie Kars—Eriwan—Dschulfafenforan mit weiteren Festungen zu verstärken braucht. Führt es wirklich die schon längst beabsichtigte fruchtbarmachung der Mugan- und andern Steppen noch aus, so kann ihm Transkaukasien allein einen großen Teil dessen liefern, was eine Armee braucht: Petroleum für Dampferkessel und Lokomotiven, Metalle, Kohlen, Fleisch und Brot. Dies also ist die ungeheure ökonomische und politische Bedeutung des Kaukasus.

Die mohammedanischen Turko-Tataren Rußlands

Von Aktschura Oglu Jussuf.

Seelenzahl der Bevölkerung.

Einige Worte über die Seelenzahl der Bevölkerung seien vorangeschickt. Es ist gegenwärtig unmöglich, die Zahl der turko-tatarischen Mohammedaner Rußlands wissenschaftlich genau zu bestimmen. Seit der offiziellen Zählung 1897 hat keine weitere stattgefunden. Abgesehen von der Fehlerhaftigkeit jener Zählung, die sich aus der dabei angewandten Methode ergab, war sie beeinflusst durch die Neigung der russischen Regierungsbeamten, die nicht mohammedanischen Völker kleiner erscheinen zu lassen. In den seitdem verflossenen 18 Jahren hat die Gesamtbevölkerung Rußlands zugenommen, innerhalb ihrer ist aber die Zahl der Turko-Tataren im Verhältnis mehr gestiegen, weil sie dem Familienleben mehr ergeben sind als die Russen. Wir folgen der Schätzung der Russen und der der Ungarischen Ethnographischen Gesellschaft. Danach kann die Zahl der Turko-Tataren Rußlands, einschließlich derer des Kaukasus, auf rund 23 Millionen angegeben werden.

Es empfiehlt sich, diese Völker in sechs selbständige Gruppen einzuteilen: die nördlichen Türken, die Kirgis-Kasaken, die Turkestaner, die Turkmenen, die Kaukasus-Türken und die Krim-Türken.

Die nördlichen Türken leben dicht gedrängt in den Becken der Wolga (Itil), der Kama und der Oka sowie am westlichen Abhänge des Uralgebirges; sie führen verschiedene Sondernamen, wie Tatar, Baschkird (Baschkiren), Mischer, Tjeptaren, und zeigen hinsichtlich der Sprache, Gebräuche, der Lebensweise und der Religion keine wesentlichen Unterschiede; sie senden nach allen Teilen Rußlands, besonders für den Handel, Kolonisten aus. Ihre Zahl beträgt etwa 7 Millionen.

Die Gruppe der Kirgis-Kasaken beträgt nicht weniger als 6 Millionen.

Die Turkestaner, d. h. die Bewohner eines Teils von Russisch-Turkestan und der halb unabhängigen Chanate Buchara und Chiwa, lassen sich auf 6 Millionen schätzen.

Die Turkmeneu zwischen dem Kaspischen Meere, dem Amu Derja und Persien machen nahezu 1 Million aus.

Die Türken des Kaukasus bilden im Südosten des Gebirges die Mehrheit; es sind nahe an 3 Millionen.

Schließlich sind zu nennen die Krim-Tataren mit etwas weniger als 500 000 Seelen.

Im Verhältnis zu den anderen Bevölkerungselementen haben die Turko-Cataren in Turkestan, im Lande der Turkmeneu und der Kirgis-Kasaken und in einem Teile des Kaukasus die Mehrheit. Die nördlichen Türken haben nur in der Provinz Ufa und in einigen Kreisen der Provinz Kasan die absolute Mehrheit.

Bevölkerungszuwachs.

Die Turko-Cataren Rußlands pflegen früh eine Familie zu gründen. Im besonderen ist bei den Kirgis-Kasaken, bei den Turkmeneu und bei den Bauern der nördlichen Türken der Kinderreichtum groß. Es ist auch bei den Kirgis-Kasaken, bei den Turkmeneu und in Turkestan die Polygamie nicht selten. Da Alkohol und Unzucht religionsgesetzlich verboten sind, sind Krankheiten als Folgen jener Laster unter den Mohammedanern geringer als unter den Russen. Im allgemeinen ist bei dem Volke die Beobachtung der hygienischen Regeln nicht sehr verschieden von der bei den Russen; es ist aber bei dem niederen Volke das materielle und moralische Leben infolge gewisser gesetzlicher Vorschriften besser geschützt als bei den Russen, und daher befinden Gesundheit und Moral sich in besserem Zustande. Die Zahl der Geburten, Heiraten, Scheidungen und Todesfälle ist nicht festzustellen, denn in den von der Regierung geführten Registern werden die Mohammedaner nicht getrennt behandelt; so lassen sich sichere Angaben über die Bevölkerungsvermehrung nicht machen. Im Mufti-Amte von Orenburg allein werden seit 1885 Personalregister geführt für den geistlichen Verwaltungsbezirk; daraus ersieht man, daß in diesem Kreise die Bevölkerung zugenommen hat. Nur eine einzige Gruppe gibt es, in der die Bevölkerung abgenommen hat: das sind die in dem westlichen europäischen Rußland wohnenden litauischen Cataren, die in den Provinzen Wilna, Minsk und Smolensk leben. Daß diese in ferner Vergangenheit von einer großen Gruppe abgesplitterte kleine Gruppe von 30 000 bis 40 000 Seelen turko-tatarischer Mohammedaner sich vermindert hat, ist in erster Linie dadurch herbeigeführt, daß sie von den Russen assimiliert worden sind. Ihre besondere Zivilisation und ihre nationale Sprache begannen sie bereits in der Zeit der litauischen Fürsten zu verlieren. Schließlich wird dieses Volk, das sich von der Umwelt nur noch durch die Religion unterscheidet, auch diese aufgeben und vollständig russifiziert werden. Sie stehen

aber allein. Allerdings haben die Russen im vergangenen Jahrhundert Bedrückung im religiösen, politischen und wirtschaftlichen Leben geübt. Sie haben aber nichts erreicht. Es kann mit vollkommener Sicherheit gesagt werden, daß im 19. Jahrhundert von den Tataren, ausgenommen die litauischen Tataren, kein einziges Individuum dem Russentum hat assimiliert werden können.

Soziale Schichten.

Die in Rußland lebenden Turko-Tataren sind nicht einzig einer sozialen Klasse angehörig; sie verteilen sich vielmehr auf verschiedene soziale Klassen. Jedoch sind diese Schichten nicht überall gleich. Zum Beispiel ist unter den Kasan-Tataren die Aristokratie schwach. Bei den Mischer, Tjeptaren und Baschkiren ist sie etwas zahlreicher. Bei allen ist die wichtigste Klasse das Handel und Gewerbe treibende Bürgertum der Städte und die Ackerbau treibenden Dörfler. Dabei hat sich aber in bedeutenden Zentren, wie Kasan, Ufa, Orenburg aus dem Bürgertum eine Art städtischer Adel gebildet. Von diesen städtischen Edelleuten hat ein Teil seinen durch den Handel erworbenen Reichtum in Grund und Boden angelegt und wünscht nun durch Vermehrung des Grundbesitzes in den am Boden haftenden Adel überzugehen. Unter den Mischer und Baschkiren gibt es einige Familien, die angeblich aus der Zeit der Turko-Tataren übriggeblieben und von der russischen Regierung offiziell als adlig anerkannt worden sind. Unter diesen Adelsfamilien haben verschiedene wie die Tambosli, die Pestschura, Tankatschi, Kassimli, Dewletgeldi in einigen Zweigen bis heutigen Tages den Titel Knjáz (Fürst) bewahrt.

Die sozialen Schichtungen bei den Kirgis-Kasaken, den Turkmeneu und den Turkestanern sind besser geordnet; die höchste soziale Schicht bilden die Altyn Sufak, die ihre Abkunft von Chanen ableiten. In Turkestan heißen die Adligen: Ak Sufak, das Volk heißt: Kara Sufak. Unter den Türken des Kaukasus leben noch jetzt Enkel der Chane von Baku und Gendsche; im Kaukasus heißen die Adligen: Bek. Von den Nachkommen der Krim-Girai lebt ein Teil im Kaukasus, ein anderer Teil in der Türkei.

In der Krim bilden die Mirza den Adel. In Turkestan und im Kaukasus gibt es außer dem grundbesitzenden Adel eine Mittelklasse von Ackerbauern und Viehzüchtern sowie Städter. Buchara, Samarkand, Chofand, Baku und Gendsche besitzen ein recht wohlhabendes Bürgertum, das sich mit Handel und Gewerbe beschäftigt. Das Bürgertum von Baku wird als die wohlhabendste Mittelklasse der Turko-Tataren angesehen. Hier hat der Erwerb aus den Naphthaquellen die Bürgerschaft derart bereichert, daß deren Besitz am Ende des 19. Jahrhunderts auf mehr als 10 Millionen geschätzt wurde. Zu

diesen Klassen muß man hinzufügen die Personen, die geistliche Ämter innehaben und sich intellektuell betätigen. Sie bilden aber nicht eine besondere soziale Schicht, sondern ihre Gruppe nimmt ihre Individuen aus allen Klassen: das sind die Imame (Moschee-Geistlichen), Achonde (Theologen), Lehrer, Professoren, Ischane, Ärzte, Advokaten, Beamte, Schriftsteller, Zeitungschreiber, Politiker usw.

Wirtschaftliche Betätigung.

Von der wirtschaftlichen Betätigung zunächst einige Worte über das Großgewerbe. Die meisten Städter sind Kaufleute, ein geringer Teil sind kleine Gewerbetreibende. Es gibt aber unter den Städtern auch eine Anzahl Personen, die aus den Dörflern und Adligen zum Großgewerbe aufgestiegen sind. Großgewerbe treibende Turko-Tataren finden sich in den Provinzen Simbirsk, Saratow, Kasan, Baku, Orenburg und in Turkestan. In den Provinzen Simbirsk und Saratow gibt es im ganzen 8 bis 10 moderne Tuchfabriken mit bis zu 2500 Arbeitern in den großen, mit etwa 200 Arbeitern in den kleinen. Ferner gibt es in Kasan Werkstätten für Seife, Leder und Fußbekleidung, in Baku eine große Baumwollgewebefabrik. Verschiedene Orte weisen ungefähr 20 große Dampfmaschinen auf. Turkestan besitzt Baumwollreinigungsfabriken. Schließlich finden sich im Uralgebirge einige Gold- und Platinöfen. Die Turko-Tataren Rußlands haben ferner zur Verbesserung der Verkehrsmittel beigetragen. So besitzt ein Tatar aus Kassimoff einige Warendampfer auf der Wolga, der Millionär Tatijschew aus Baku auf dem Kaspischen Meer eine ansehnliche Handelsflotte. Tatijschew läßt auch einige kleine Dampfer für Personen und Waren auf dem Irtysh fahren. Der in dem Handel Zentralasiens eine bedeutende Rolle spielende Musabajew beschäftigt sich mit dem Warentransport in allen Teilen Rußlands.

Die russische Regierung weiß sehr wohl, daß die wirtschaftliche Kraft das wirksamste Mittel ist, um die Existenz der Turko-Tataren aufrechtzuerhalten. Sie sucht daher diese Kraft zu brechen und hat darauf hinzielende Maßnahmen getroffen. So läßt sie von Christen und Mohammedanern gleich hohe Steuern zahlen, gibt aber keinen Pfennig aus für die geistigen und intellektuellen Bedürfnisse der Mohammedaner. Alle Ausgaben solcher Art haben die Turko-Tataren aus eigenen Mitteln zu bestreiten. So zahlen also die Mohammedaner eine doppelte Steuer. Außerdem aber verbietet die Regierung, äußerlich auf ein Gesetz sich stützend, den nördlichen Türken und Kaukasus-Türken, Grundbesitz in Gebieten zu kaufen, die wirtschaftlich günstige Aussichten bieten, und zwar meistens in Turkestan und den Ländern der Kirgisen und der Turkmenen. Sie verbietet ferner sogar zeitweilige Niederlassung zum Handel und selbst den Hausierhandel.

Die gesamte Bevölkerung von Kasan nimmt in raschem Maße zu. Sie stellt darum alljährlich ein starkes Kontingent von Kolonisten, und zwar erfolgreichen Kolonisten. Kasaner haben in Sibirien und in einigen Städten des europäischen Rußlands ausgedehntere Niederlassungen gegründet. Die russische Regierung sucht das zu verhindern, indem sie sich auf den schon angedeuteten ungerechten Gesetzesparagraphen stützt. Dieselbe russische Regierung nun, die den Kasanern, den Kaukasiern nicht erlaubt, sich unter den Kirgis-Kasaken, unter den Turkmenen und in Turkestan niederzulassen, wirft jedes Jahr einige 10 000 Personen ihrer Untertanen christlich-russischer Abstammung in jene Gegenden und zwingt die Einwohner, den fremden Land zu geben, ohne daß sie auch nur eine Quittung dafür erhalten. Dabei sind die russischen Bauern den turkestanischen weit unterlegen, und nur wenigen Russen gelingt es, in Turkestan Fuß zu fassen. Unter den Kirgis-Kasaken allein können verhältnismäßig zahlreiche Auswanderer sich halten. Das hat sich zwar bis jetzt für die Kirgisen noch nicht als eine ernste Gefahr erwiesen, droht aber, wenn die Verhältnisse sich nicht ändern, eine solche zu werden.

Das Schulwesen und seine Reformen.

Trotz aller Bedrückungen haben die Tataren bis jetzt ihre Eigenart gut bewahren und sogar Fortschritte machen können. Besonders in der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts zeigte sich bei ihnen eine bemerkenswerte intellektuelle Bewegung. Sie ist zurückzuführen auf die Medressen und die Kreise der Theologen. Später wurde diese Bewegung aufgenommen und erweitert von den Freunden westlicher Bildung. Ihre Basis bildeten hauptsächlich die Mittelklassen.

Die Schulen und Medressen der Tataren Rußlands unterscheiden sich nicht wesentlich von den Schulen und Medressen der andern islamischen Länder. Abgesehen von den berühmten Schulen in Buchara und Samarkand und in Turkestan waren die Schulen der Tataren im Wolgabekken für die Kirgisen und Turkmenen die Stätten, wo sie höhere Bildung suchten. Die Bildungszentren der nördlichen Türken waren Kasan und die benachbarten Orte. In Kasan selbst befinden sich vier große und berühmte Medressen. Als Medressen lassen sich auch die Schulen bezeichnen, die sich in den Dörfern Metschkere und Kaschkar befinden. Den Medressen von Kasan dienten die von Transorganien als Vorbild. Die Knaben lernen in den Schulen und in den Medressen, die Mädchen lernen bei der Frau des Lehrers, Imams oder Professors, und empfangen den Unterricht entweder im eigenen Hause oder im Hause der Lehrerin. In den Schulen wurde Koranlesen, Lesen und Schreiben in der Muttersprache und ein wenig Rechnen gelehrt. In den Medressen wurde arabische Sprache (theoretisch),

Logik, Kelam (spekulative Theologie), religiöses Recht und ein wenig Persisch gelehrt. Die Mädchen begnügten sich meistens mit jenen Elementarkenntnissen, die die Knaben in den Schulen erhielten.

Das ging so bis in das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts. Aber allmählich wuchs die Zahl der Männer, die die Bedürfnisse des Lebens besser erfaßten. In dem im Jahre 1895 gegründeten Museum der Stadt Kasan fand ich eine Statistik, nach welcher die lesenden und schreibenden mohammedanischen Bauern den russischen Bauern an Kenntnissen weit überlegen waren. Das war freilich erst ein Anfang.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts schickte sich ein in der Nähe von Kasan geborener Jüngling an, in Buchara seine theologischen Studien zum Abschluß zu bringen. Dort wurde er durch einige an ihn herantretende Reformideen von den orthodoxen und konservativen Strömungen Bucharas abgelenkt. Dieser Jüngling war Abunnastr Korsawi: nach Kasan zurückgekehrt, verfaßte er einige religiöse Werke und brachte durch sie die Geister in Bewegung. Ihm schloß sich an Schihabeddin al Mardschani, der als sein Schüler betrachtet werden kann. Er entwickelte und vertrat die Gedanken Korsawis von dem geringen Werte der Mezhebs (Schulmeinungen), von der Notwendigkeit, die Einheit der Lehre herzustellen, von der Verminderung des Ansehens der Autorität, und verfaßte Schriften über die Abänderung des Lehrstoffes und die Reform der Lehrmethode. Also der Hauptgedanke Mardschanis war, in den Schulen und Medressen die tatarische Sprache zu pflegen und neben den rein theologischen Materien auch der Mathematik, der Geschichte, der Geographie einen Platz unter den obligatorischen Fächern anzuweisen. Mardschani unterrichtete an der ersten Medresse Kasans. Er verfaßte mehrere wichtige Werke, darunter eine Geschichte Kasans in der Volkssprache.

Im Kaukasus zeichnete sich der in Tiflis lebende Mirza Fetichali Achundoff aus, der in der Volkssprache Dramen aus dem nationalen Leben schuf. Mehrere davon sind in französischer und englischer Übersetzung, eines auch in deutscher Sprache erschienen. Die erste nationale Zeitung in der Volkssprache wurde von Hasan Bej Zerdabi unter dem Namen Ekindschî „Der Sämann“ in Tiflis herausgegeben.

Die reformatorische Bewegung fand ihren eifrigsten Förderer und Organisator in dem unermüdlich tätigen Isma'il Gasprinski, der, in der Krim in dem Dorfe Gaspra von einer aus der Sippe Taighan Mirza stammenden Mutter geboren und vollständig Autodidakt, es durch natürliche Begabung und zähen Fleiß zu einer hochangesehenen Stellung brachte und die intellektuellen Strömungen auf das wirksamste beeinflusste. Sein Hauptinteresse war auf eine leichte und wirksame Methode des Unterrichts in der Muttersprache gerichtet. Die

von ihm empfohlene Methode fand schnell Verbreitung unter dem Namen „*Msuli dschedid*“ (Neues System). Das Problem erweiterte sich sehr bald, und die Konservativen erhoben die heftigsten Widersprüche gegen die von Gasprinski vertretenen, die Autorität bedrohenden Gedanken. Über 30 Jahre wogte der Kampf, von der Gründung seiner Zeitung „*Terdschuman*“ im Jahre 1882 an bis zu seinem 1915 erfolgten Tode.

Es muß übrigens zugegeben werden, daß auch die Leute des alten Systems von dem Gedanken beseelt waren, den turko-tatarischen Völkern ihre nationale, religiöse und soziale Eigenart zu erhalten. Meinungsverschiedenheiten bestanden nur über die anzuwendenden Mittel.

Das gesamte Gedankenleben und auch die äußere Lebensführung wurde durch diese Strömungen beeinflusst. Der größere Teil hielt sich an das religiöse Denken: Korsawi hatte im Anfang des 19. Jahrhunderts die Saat der Reform des religiösen Gedankens ausgestreut. Diese Saat hatten Mardschani, Kadi Riza'eddin und Barubi mit großem Fleiß gepflegt. Sie taten es indessen nicht mit der genügenden Entschlossenheit. Erst am Ende des 19. Jahrhunderts trat Musa Dscharrullah Biktjef aus Saratow mit der gehörigen Energie für den Gedanken ein, daß die Satzungen des Rechts nur aus dem Koran geschöpft werden dürfen und daß es Sünde sei, sich auf Vermittler zu stützen. Dieser gewaltige Mann von festem Glauben und starkem Mut hatte seine Studien außer in Kasan in Buchara, Indien, dem Hidschaz und in Kairo gemacht. Er gewann in kurzer Zeit unter den Theologen und den Intellektuellen zahlreiche Anhänger. Einer der Hauptgedanken dieses Mannes ist, daß die Religion des Islams allen Völkern und in allen Sprachen gelehrt werden darf; er hat selbst den Koran übersetzt.

Literatur.

Die Literatur der Turko-Tataren Rußlands hatte seit alters neben den mündlich tradierten Denkmälern auch geschriebene. Bekannt sind die Werke der Tschagah-taiischen Literatur von Mir Ali Scher Nawa'i, der am Hofe des kunstsinnigen Fürsten Hussein Baikara on Herat lebte. Die von Persien beeinflusste Literatur des Kaukasus brachte Wakif Molla Penah, Zakir und Saijid Azim Schirwani hervor. Die Literatur der Krim wetteiferte mit den poetischen Erzeugnissen Stambuls und zählt den Dichterprinzen Adil Girai zu ihren Vertretern. Kasan war beeinflusst durch die Literatur Turkestans; hier wirken besonders die Kirgis-Kasaken. Von westlichen Strömungen blieb die Literatur unberührt, bis in der Mitte des 19. Jahrhunderts durch Vermittlung der osmanischen Türken und der Russen eine solche Einwirkung sich anbahnte. Es entwickelte sich nun eine „neue Literatur“, die einen

Zweig des oben besprochenen „neuen Systems“ bildet. Romane, Theaterstücke und Kritiken wurden geschrieben. Von Autoren dieser Richtung sind zu nennen: Riza'eddin Ben Fachreddin, Ujaz Ishaqoff, Fatih Kerimi, Tokaj, Ghaffuri, Fatih, Emirchan, Zeki, Welidi, Ali Asfar Kemal, Ibrahimoff.

Außer den rein literarischen Werken erschien besonders im Kaukasus und in Kasan am Ende des 19. Jahrhunderts eine große Anzahl religiöser, wissenschaftlicher, historischer Bücher und Abhandlungen in schneller Folge. Der Journalismus führte sich ein und wuchs. — Besonders umfangreich ist heute die pädagogische Literatur.

Russische Hemmungen.

Ein gewisser Einfluß der russischen Zivilisation auf die Entwicklung des turko-tatarischen Geisteslebens läßt sich nicht leugnen. Aber einer der Ursprünge dieser Zivilisation ist der byzantinische Orthodoxismus. Sie hat nichts mit den wahren Qualitäten der europäischen Zivilisation zu tun. Das ist der erhebliche Mangel in der Übernahme der westlichen Zivilisation durch Vermittlung der Russen. Sowie die russische Kultur nichtrussischen Völkern gebracht werden soll, geschieht dies immer mit der Absicht, die Eigenart und die nationale und religiöse Persönlichkeit dieser Völker zu vernichten, und so kann ihr natürlicher Fortschritt nicht verwirklicht werden. Ein Teil der Russen und besonders der russischen Regierung verfolgt dieses Ziel der Vernichtung mit aller Energie. Wir sahen bereits Beispiele dafür, in wie scharfer Weise Rußland darauf hinarbeitet, daß den Turko-Tataren die Möglichkeit der Entwicklung abgeschnitten wird. Dieses Ziel wird systematisch auf allen Gebieten verfolgt; nicht bloß auf dem wirtschaftlichen Gebiete: auch im Schulwesen, in der Literatur, in der Presse sind die Turko-Tataren jedem Angriffe ausgesetzt. Das erstreckte sich sogar auf den im Islam heilig gehaltenen Koran. Sobald die Anzeichen der Reform und des Erwachens bei den Turko-Tataren zutage traten, mehrten sich die Beschränkungen und Bedrückungen der Regierung; es wurde alsbald ein Gesetz publiziert, daß in den Schulen und Medressen alle Materien außer den als religiös angesehenen weder in der nationalen Sprache noch auf arabisch gelehrt werden dürfen. Rechnen, Geographie, Geschichte sollen durchaus nur russisch gelehrt werden. Schließlich kam man sogar dazu, den religiösen Unterricht zu beschränken, und dazu, daß in den Medressen außer den religiösen Fächern überhaupt nichts gelehrt werden dürfe!

In den Elementarschulen soll nach dem Gesetz die Muttersprache nur als Hilfsmittel zur Erlernung des Russischen angewandt werden. Es wurde ferner bestimmt, daß keine fremde Sprache gelehrt werden dürfe. So kam es zu folgendem Zustande: die turko-tatarischen Kinder

dürfen in der Muttersprache nur ein halbes Jahr ohne Russisch unterrichtet werden, dann erhalten sie ein Jahr Unterricht mit Russisch. Alle Fächer werden nun einzig in russischer Sprache unterrichtet. Das ist eine schwere Gefahr für das selbständige Leben der Turko-Tataren. Übrigens ist der Inhalt dieses Gesetzesvorschlages noch nicht vollständig realisiert worden.

Zensur.

Besonders schlimme Zustände werden herbeigeführt durch die Zensur. Nicht wenig junge Talente zerbrachen ihre Federn. Einen besonders unheilvollen Einfluß übte die dunkle Persönlichkeit Smirnoffs, des speziell zur Zensur alles Turko-tatarischen berufenen Mannes. Von allen Zeitungen durfte nur Gasprinskis „Terdschuman“ weiter erscheinen und das auch nur durch die diplomatische Geschicklichkeit des Herausgebers. Dieser Zustand dauerte bis zum Ausbruch des Krieges mit Japan. Als während dessen eine freiheitliche und fortschrittliche Bewegung eintrat, setzte eine große literarische Produktion ein. In Kasan wurden in einem einzigen Jahre fünf Druckereien errichtet, die bereits bestehenden wurden erweitert. Die Zahl der 1905/1906 gedruckten tatarischen Zeitschriften und Zeitungen belief sich auf 30. Natürlich erstreckte sich die darauf eintretende Reaktion auch auf die Tataren, aber es konnte nicht mehr zu dem alten Zustande kommen, und heute gibt es immer noch nicht weniger als 20 Presseorgane.

Politische Stellung der Tataren.

Zur politischen Stellung der Tataren ist zu sagen, daß die Bewegungsfreiheit der Jahre 1905/1906 die Teilnahme der Tataren an der allgemeinen freiheitlichen Bewegung mit sich brachte. Zugleich organisierten die Tataren sich politisch und gründeten zur Verlautbarung ihrer Forderungen eine Gruppe unter dem amtlichen Namen „Der Bund der russischen Mohammedaner“ (sojuz russkich Musulman). Sein Programm steht dem der Partei der „konstitutionellen Demokraten“ (K. D.) nahe; es ist auch nicht versäumt, darin die besonderen Forderungen und Bedürfnisse der Mohammedaner zu formulieren. Von allen Seiten kamen die Vertreter der turko-tatarischen Welt zu dem zweimal auf der Messe von Nishni Nowgorod und einmal in Petersburg abgehaltenen Kongreß. Zum ersten und zweiten Kongreß wurde von der Regierung die Erlaubnis nicht erteilt; der erste wurde auf einem Schiffe auf der Oka abgehalten. Der zweite konnte in Moskau abgehalten werden. Schließlich wurde die amtliche Erlaubnis zum dritten gegeben, und man arbeitete in Nishni Nowgorod vom 16. bis 21. August 1906. Unter sehr großer Beteiligung (mehr als 500 Personen) wurde das Programm endgültig festgestellt

und fast mit Einstimmigkeit angenommen. Nur eine kleine, aber rührige Gruppe von jungen Literaten und Journalisten fand es zu gemäßigt und bewegte sich 1906 und 1907 in radikalen, fast sozialen Ideen; heute hält sich diese Gruppe zum offiziellen Programm des „Bundes“, namentlich hinsichtlich des Nationalismus.

„Der Bund“ beteiligte sich bei den Dumawahlen mit vollem Eifer und konnte in die erste Duma 30, in die zweite 39 Vertreter senden (unter diesen Abgeordneten waren eine Anzahl gründlich gebildeter Männer, einige mit Diplomen europäischer Hochschulen). In der ersten und zweiten Duma gingen die Mohammedaner mit den russischen Liberalen zusammen. Ein Teil ging nach der ersten Duma mit nach Wiborg. In der zweiten Duma hielt Sadri Maksudoff die berühmten Reden, die auch die Aufmerksamkeit der Regierung erregten. Der zweiten Duma folgte der ungesetzliche Erlaß der Regierung vom 3. Juni 1907, durch welchen in unerhörter Weise die Rechte der Nichtrussen beschränkt wurden. Von den Mohammedanern wählen danach die Turkestaner, Turkmener und Kirgis-Kasaken überhaupt nicht, die Kaukasier nur einen Vertreter. Für die übrigen Gebiete wurden die Wahlen aufs äußerste erschwert, und so zogen in die dritte Duma nur 10 Mohammedaner ein. Das ist ein durchaus unnatürliches Verhältnis.

Wünsche der Turko-Tataren.

Die Turko-Tataren Rußlands wollen nichts als kulturelle Autonomie, sie kämpfen nur für ihre Existenz und halten sich dabei auf den gesetzlichen Wegen. Einige Personen, denen die nationale Zukunft am Herzen liegt und die damit rechnen, daß der gewaltige Weltkrieg auch für ihre Nation fruchtbringend werden kann, haben die „Gesellschaft zur Verteidigung der Rechte der Turko-Tataren Rußlands“ gebildet. Diese Gesellschaft ist die jüngste und, denke ich, eine natürliche Manifestation des intellektuellen und politischen Denkens, dessen Grundzüge hier entwickelt wurden.

Ich fasse zusammen und werfe einen Blick in die Zukunft.

Sobald die wirtschaftliche Entwicklung einen geistigen und wissenschaftlichen Aufstieg und dieser wiederum einen politischen Fortschritt hervorgerufen hatte, übten die Russen, deren Ziel die vollständige Assimilation oder, unter Belassung des Religionsunterschiedes, die sprachliche und soziale Russifizierung ist, ein noch strengeres, noch systematischeres Vorgehen und vermehrten die Bedrückungen im Wirtschaftsleben, im Unterrichtsleben und im politischen Leben. Der Erfolg dieser Bedrückungspolitik wird eine ungeheure Ausdehnung des russischen Landbesitzes, die Vermehrung der russischen Bevölke-

zung um ein Duzend Millionen und eine bedeutende Erhöhung der wirtschaftlichen und politischen Macht Rußlands sein.

Angenommen, die Mächte Zentraleuropas gelangen mit der Türkei und den skandinavischen Reichen zu einer Art wirtschaftlichen Einheitsverhältnisses, so haben die industriellen Kreise einer solchen Gruppe ein Interesse, sich den unbeschränkten Bezug von Rohstoffen zu sichern. Im besonderen würde die Türkei, die eine Entwicklung der Industrie auf eigenem Gebiete wünscht, für alle Fälle den Bedarf an Rohstoffen aus anderen Quellen sicherstellen müssen. Eine Bedingung wäre dann, daß der Kaukasus, Nordpersien, Zentralasien und das als Schlüssel zu Zentralasien anzusehende Kasagebiet von Völkern bewohnt sind, die noch nicht russifiziert sind. Das ist meines Erachtens eines der wirtschaftlichen Hauptinteressen Deutschlands. Nur das sorgfältige Studium der tatarischen Frage kann letzten Endes diese Interessen sicherstellen. Die große Wirtschaftsgruppe der Staaten des zentralen und südöstlichen Europa kann die Waren beziehen, die heute, aus Zentralasien und den Ländern der Turkmenen und Kirgisen kommend, auf dem Wege Kaspi=Baku=Batum=Schwarzes Meer die Fabriken Moskaus speisen und durch Vermittlung der Russen bereits jetzt zu einem Teile hierher gelangen; ja, es ist durchaus nicht unmöglich, daß der Handelsweg Stockholm=Riga=Kasan, durch den die Kasaner, die alten Bulgaren, eine Vermittlung zwischen den Ländern am Kaspi und am Schwarzen Meere und Sibirien einerseits und Deutschland andererseits schufen, durch die neuen Mittel der Zivilisation wieder belebt wird.

Bei Bewertung der gewaltigen von uns allen miterlebten kriegerischen Ereignisse für die turko-tatarischen Mohammedaner Rußlands müssen wir uns durchaus auf das im Rahmen des Möglichen Liegende beschränken. Aber auch wenn wir uns in den Schranken des Möglichen halten, besitzen wir nicht die Kraft, mit unseren eigenen Mitteln einer starken und gewalttätigen Regierung gegenüber uns durchzusetzen. Wir sind gezwungen, Helfer zu suchen. Wir hoffen auf die Gewährung eines wirksamen Beistandes seitens der Nationen, die die Aufrichtigkeit unserer Absichten kennen; insonderheit hoffen wir, daß Volk und Regierung Deutschlands uns einen solchen Beistand nicht versagen werden. Aber sollten wir auch, die Augen vor den tatsächlichen politischen Beziehungen von heute verschließend, noch höher steigen wollen, so würden doch immer nicht nur unsere Freunde, sondern auch die den Ereignissen unparteiisch Gegenüberstehenden, ja sogar unsere Feinde unsere Absichten und Hoffnungen nicht verurteilen können. Haben nicht unsere Feinde, um ihr soziales Gewissen zu beruhigen und sich der Geschichte gegenüber zu rechtfertigen, als Prinzip aufgestellt, die Rechte der kleinen Nationen zu verteidigen?

Ist dieses so tönend verkündete Prinzip auch nur eine diplomatische Phrase, so kann es doch für das zukünftige Interesse der Freunde der politischen Freiheit und des sozialen Fortschritts, ja sogar für die Russen selbst nicht gleichgültig sein, wenn der zarische Absolutismus politisch und wirtschaftlich eine uferlose Macht gewinnt. Zweifellos wird die Befreiung der unter dem Absolutismus lebenden nichtrussischen Völker der Sache der Freiheit und des Rechts der Russen selbst dienen. So wenden wir uns denn an alle Menschen, die Freunde von Recht, Freiheit und Gerechtigkeit sind, mögen sie Freund, mögen sie neutral, mögen sie Feind sein, mit den Worten: Leihet unseren Zielen Beistand, denn durch ihren Sieg werden unsere Freunde, ja sogar unsere Feinde von heute, wird die gesamte Menschheit einen Nutzen haben; niemand wird etwas verlieren!

Die Ostjudenfrage

Zionismus und Grenzschluß

Von Georg Fritsch, Kais. Geh. Regierungsrat. * 4. bis 6. Tauf. * Preis M. 1.—.

Sechs Millionen Juden, die kulturell meist sehr tief stehen, sind in Rußland in Bewegung geraten! Der Verfasser weist auf die furchtbare Gefahr ihrer Masseneinwanderung hin, durch die auch das Verhältnis zwischen den Deutschen und den unter ihnen lebenden, kulturell hochstehenden Juden schwer gefährdet werden muß. Im beiderseitigen Interesse tritt er energisch für Schluß der Grenze gegen alle undeutsche Einwanderung aus dem Osten ein.

Der völkische Gedanke und die Verwirklichung des Zionismus

Eine Betrachtung zur Versöhnung und zur Scheidung der Völker

Von Dr. F. Siebert. * Preis 80 Pfennig.

Der als Vorkämpfer eines reinen Deutschtums bekannte Verfasser gibt in diesem Büchlein eine anschauliche Darstellung der notwendigen Grundlagen des völkischen Staates.

Meine Verschickung nach Sibirien

Erinnerungen und Erlebnisse eines Rigaer Buchhändlers

Von G. Jonck. 3. u. 4. Tausend. Preis M. 1.—.

In anschaulicher Weise schildert der Verfasser seine Verbannung nach Sibirien, die Schrecken des Transportes, die ganze insame Behandlung seitens der russisch. Polizei.

Der Neue Dreibund

Ein politisches Arbeitsprogramm für das gesamte deutsche Volk und seine Freunde.

Von Franz Köhler.

13.—14. Auflage. Preis geh. M. 2.—, gebunden M. 3.—.

In dem hochbedeutsamen Buch werden Richtlinien für unsere weitere Entwicklung aufgestellt und eine klare Antwort auf die Frage gegeben, welche Anlehnung in politischer, kultureller und wirtschaftlicher Beziehung Deutschland künftig genügend stark und unabhängig zu gestalten vermag.

Der Treubruch Italiens

Mit Benützung amtlicher Urkunden

Von Ferd. Gruner, Stadtrat in Trautenau. Geheftet: M. 1.20.

Der Verfasser schildert unter Beibringung neuen Materials und auf Grund genauer Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse den schändlichen Verrat Italiens, er weist auf die innere Unwahrheit der italienischen Forderungen hin und deckt in kritisch scharf umrissenen Darlegungen die ganze zynische Unwahrheit der italienischen Politik lückenlos auf. Die interessantesten Abhandlungen haben für alle Zeit Wert und Bedeutung.

Belgische Eindrücke und Ausblicke

Glossen über die belgische Neutralitätsgarantie und das „Selbstbestimmungsrecht der Völker.“

Von Dr. E. Müller-Meinigen, M. d. R. u. d. b. A.-K.

Preis M. 1.—.

J. F. Lehmanns Verlag, München, Paul Heyse-Straße 26

Deutschland

Tatsachen und Ziffern

Eine statistische Herzstärkung. Von D. Trietsch.

Mit farbigen graphischen Darstellungen. 23.—31. Tausend. Preis M. 1.20.

Mit großer Meisterschaft wird in einem reichlichen Duzend Kapitel gezeigt, wie sich das barbarische Deutschland und die beiden großen „Kulturnationen“ England und Frankreich hinsichtlich Kulturhöhe, Leistungen auf allen Gebieten, Wohlstand und friedlichem Fortschritt zueinander verhalten. Das Wunder der deutschen Siege findet nirgends eine bessere Erklärung als in dieser erstaunlich inhaltreichen Darstellung.

Wenn die Waffen ruhen!

Beiträge zur Bevölkerungspolitik nach dem Kriege

Von Georg Wilhelm Schiele. Preis geheftet M. 1.50.

Das Buch gibt einen Grundriß einer großzügigen Sozialpolitik, die sich an die Leitfäden des im Geiste des Freiherrn von Stein wirkenden Generallandschaftsdirektors Rapp in Königsberg anlehnt, bestrebt ist, die Kräfte des Einzelnen wie die des ganzen Volkes zielbewußt zu heben. Die Abhandlungen über Boden, Bevölkerung, Siedlungspolitik, Schule und Steuern bieten ganz neue Gesichtspunkte und werden weite Kreise unseres Volkes veranlassen, umzulernen.

Deutsche Erneuerung

Band 1: Weltkrieg und Schaubühne

Von Dr. Artur Dinter ♦ Preis M. 1.—.

Dr. Dinter, der unermüdete Vorkämpfer einer geistig hochstehenden deutschen Schaubühne, deckt hier mit rücksichtsloser Offenheit die Mißstände im derzeitigen Theaterbetrieb auf und weist Mittel und Wege, wie das herrschende System erfolgreich überwunden und dem deutschen Volke eine Schaubühne geschaffen werden kann, die eine Stätte der Erhebung sowie der nationalen Bildung und sittlichen Kräftigung wird.

Band 2: Neues deutsches Volkstum

Lebensfragen der deutschen Zukunft

Von H. Schröder und E. Neuendorff ♦ Preis M. 2.—.

Es ist ein neuer Stellungskrieg, zu dem die Verfasser aufrufen; das Buch ist ein Kriegsruf gegen schädliche Gewohnheiten, Gedankenlosigkeiten und veraltete Anschauungen. Es verlangt vom Leser offenes Auge für die Schäden am Volkstörper, stille Einkehr, Wahrheitsliebe gegen sich selbst, Entsagungsfähigkeit, Pflichtgefühl, selbstverleugnende Hingabe an das Ganze, es schmeichelt keinem und ist vielen ein unbequemer Mahner.

Taschenbuch der Kriegsflotten

17. Jahrgang 1916. Mit teilweiser Benutzung aml. Quellen. Herausgegeben von Kapitänleutnant B. Weyer. Mit 1026 Schiffsbildern, Skizzen und Schattenrissen. Preis in Leinwand gebunden M. 6.—.

Weyers Taschenbuch ist der beste Berater in allen Flottenfragen und bildet eine Fundgrube der interessantesten Mitteilungen. Der Gesechtswert jedes feindlichen Schiffes ist sofort durch Bild und Wort festzustellen.

Sonderausgabe: Die deutsche und österreichische Flotte

Mit 170 Schiffsbildern, Skizzen, Schattenrissen und zwei farbigen Flaggentafeln. Preis M. 1.—.

J. F. Lehmanns Verlag, München, Paul Heyse-Straße 26

www.books2ebooks.eu